

Erste Auflage März 2024

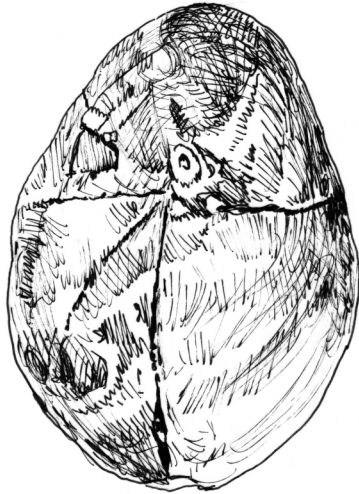
500 Exemplare

ISBN: 978-3-9525718-6-6

Skyfood Verlag

Quartnerstrasse 7

8882 Unterterzen / Schweiz



DANIEL AMBÜHL

DAS LETZTE BILD

Dritter Band

VERBEULTE PILGER

Zweiter Teil

*Mit Zitaten von Georg Paulmichl
und Zeichnungen des Autors*



Die Natur ist ein Wunderwerk der Schöpfung. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, weil auch der Durst abgesättigt werden muss. Im Winter erholen sich die Bauern von der Natur und trinken sich die roten Knollnasen voll. Die Erde ist voller Brüder und Schwestern. Grantig und bockig gucken sie sich ins Antlitz. Sie haben keine Freude mit sich. Nach dem Leben endet alles in Sumpf und Tod. Nelkenziergewächs überwuchert die Grabgebeine. Die zugeschöpften Tapschädel werden mit Weihrauch bespritzt. Einige Urverwandtschaft liegt bei mir unter dem Erdschutt. Bei denen haben sich bereits die Würmer abgesättigt. Die Auferstehung gehört nicht zur Natur. Das Weltall ist kein Empfangskomitee für tote Seelen. Was die Natur übrig lässt, zählt zum Knochengerüst.

*Georg Paulmichl, 2001.
Aus: Vom Augenmass überwältigt*

Reise nach Patmos

Fünf Uhr aufstehen. Es ist alles gepackt. Nur in einem Rucksack. Ich folge dem tosenden Flusslauf der Landquart, auf dem Dammweg, hinab zum Bahnhof. Offener Himmel. Viel Vogelgezwitscher. Elf Grad Celsius.

In Gedanken bin ich noch bei einem Vortrag von Erich Fromm aus dem Jahre 1971, den ich gestern abend auf Youtube gesehen habe. „Der Bürokrat ist der typische Nazi,“ (1971) sagt darin Fromm. Er meint damit diejenigen, die die Ordnung über den Menschen stellen, wobei Ordnung irgend ein System der Machtausübung, der Kontrolle und der Unterwerfung des Menschen sein kann, etwas, was die Freiheit des «Behandelten» entwertet. Bürokrat ist auch der Idealist, der religiöse Fantasien über den Alltag stülpt und das Menschsein herabsetzt unter beliebige Glaubensnarrative. Letztlich, sagt Fromm, geht es dem Bürokraten, dem geborenen Sadisten, nur darum, die Deutungshoheit und das Gewaltmonopol auf seiner Seite zu wissen. Diese Glaubensgewissheit des Gerechten, Richtigen und Wahren kann er dann quasi «schuldlos» an anderen abreagieren. Fromm sagt, dass Aggression des Menschen nicht als Instinkt wie bei Konrad Lorenz zu verstehen sei, auch nicht als Todestrieb wie bei Sigmund Freud, sondern dass Aggression die Folge eines Fehlhabitats ist, das

sich der Nazi entweder selber gewählt hat oder in das er gesetzt wurde. Was bei einem Tier zur Flucht führt, verwandelt sich im Menschen, der in einem Fehlhabitat domestizierte ist, in Aggression.

Beispiele für diese Beobachtung gibt es tausende. Bei Tieren sieht man es am Klarsten. Fromm erwähnt die Baboons, die Mandrill-Affen, Primaten, die in Zoos äusserst aggressiv, in der Natur aber völlig friedlich sind. Dasselbe sähe man bei Pygmäen, bei Forest People Afrikas, in Ghettos aller Art und dasselbe bei den Indianern Nordamerikas. Aggressivität ist eine Folge der Urbanisierung und der Selbstdomestizierung des Menschen in einem Fehlhabitat durch Zementierung mit Fehlanreizen, gemeint ist Konsum und Besitz als Droge.

Ich bin völlig alleine unterwegs, dem korrigierten, beruhigten und besänftigten, mit riesigen Steinblöcken im Flussbett gezähmten Gewässer der Landquart entlang. Bäume und Büsche säumen den bolzengeraden Kiesweg. Ich atme frische Luft aus den Bündner Bergen. Aber da oben liegt auch Davos, der Zeitgeist-Olymp mit den Göttermarionetten mit Veneer-Gebissen. Mit dem Schnellzug ist es nur eine Stunde bis zum Flughafen Zürich.

Das Flugzeug, in dem ich sitze, fliegt nur wegen pingeliger, technozider Ordnung, in der man Menschen als Fehlerquellen ausschaltet. Unsere Zivilisation ist immer städtischer, bürokratischer, nazimässiger geworden. Demokratien sind überwuchert von sadistischen und masochistischen Aggressoren, die sich gegen alle Menschen und gegen sich selber richten. Man quält sich und andere mit unausstehlicher Bequemlichkeit des Konstruktes eines konsumdiktierten, urbanen Fehlhabitats. Fluchtinstinkte werden unterdrückt mit „Belohnungen“: Karriere, Macht, Geld, Sex, Prunk. Glück wird ersetzt durch Besitz und Eigentum. Je aggressiver eine Gesellschaft, desto wuchtiger und erschlagender zeigt sich ihr Kulturwille in Denkmälern, Pyramiden, Machtbauten, Tempeln, Bunkern, Kirchen, Hochhäusern, Kraftwerken und Kläranlagen, unveröhnt mit dem Leben. Je friedlicher eine Gesellschaft, desto mehr gilt die Freiheit des Einzelnen. Der Krieg, als äusserste Form der Aggression, ist ganz einfach zu verstehen: Mit Frieden lässt sich kein Geld und kein Ruhm verdienen. Je urbaner die Welt ist, desto selbstvernichtender wird die Menschheit. 87 Millionen Tote im 2. Weltkrieg. Das nächste Mal werden es hunderte Millionen sein. Aber es werden ganz andere Kriege sein, die meisten werden sie gar nicht bemerken, subtilere Kriege, nicht an Nationen und nicht ans Militär gebunden, solche Kriege, in de-

nen die Rollen von Tätern und Opfern sich verwischen, sodass die, die meinen, sie seien in Sicherheit, zuerst ins Gras beißen und sich den finalen Fangschuss selber geben, weil sie sich von ihm Rettung und Erlösung und alles Gute erhoffen, weil sie abergläubisch sind und an ihrem unreifen Glaubenswillen verrecken.

Auf dem Flug nach Belgrad. Platz16A. Am Fenster beim Flügel. Wunderwerk der Technik. Auf der anderen Seite dieser Münze ist was eingehämmert? Im Flieger wird serviert. Eine Flasche Wasser. Vodavoda, 0,33 Liter. Ein Dutzend Logos drauf, Magnesium, Kalium, Kalzium, Natrium, Sulfat usw. Milligramm per Liter, kleinst gedruckt. Dazu ein Bisquit, Toto Milk, 24,4 Gramm, hergestellt in Serbien in Crvenika, haltbar bis 12.5.2024 um genau 09.57 Uhr. Es hat drin: Weizen, Milchfüllung aus Zucker, hydrogenated vegetable fat (Soya, Milchpulver, Weizenpulver, Haselnüsse, getrocknet, Glykosesirup, Emulgifier, Soyalecithin, Aroma, Vegetable fat (Palm), Zucker, Fett reduziertes Cacaopulver, Glucosesyrup, Farbstoff E 150, raising agent, Natriumhydrogencarbonat, Disodiumdiphosphat, Emulgator, Soyalecithin, Salz, Aroma. Es ist erstaunlich was in einem Guetzli alles Platz hat. Es kann sogar noch Spuren von Erdnüssen, Sellerie, Sesam und Sulfiten enthalten, die ich mir als Herde von scheuen Rehen vorstelle,

die über den Teig geflüchtet sind. Das Konglomerat wurde in zwei runde Biskuits geprägt, wie zwei Münzen, die mit einer Füllung zusammengeklebt sind, essbare Bitcoins mit virtuellem Nährwert. Auf einer Münze ist der Buchstabe T aufgeprägt, auf der anderen der Buchstabe O. Die aus einer Blockchain von kryptischen Zutaten zusammengebröselten Rundlinge sehen genau aus wie Plastikjetons eines Casinos, schockodunkelbraunschwarz mit einer weissen Heissleim-Mörtelschicht dazwischen. Die Verpackung Blau-hellblau. Welche Worte bestehen aus den Buchstaben O und T? Die Bisquit-Dollars sind eigentlich Tabletten. Es fehlt nur das Beiblatt mit den Nebenwirkungen, dann wäre es ein Pharmaprodukt. Früher hiess es: Deine Nahrung sei deine Medizin. Heute: Deine Medizin sei deine Nahrung. Man schmeisst sich im Hightechflieger der Neuzeit Chemiemünzen in Form von Guetzlis ein, so wie man einen Fränkler in eine Parkuhr drückt, wo dann angezeigt wird, wie lange man noch da sein darf.

Landung in Belgrad. Sonne. 20 Grad. Ich will im Transit eine Flasche Wasser kaufen für 300 RS in Euro. Aber man kann einen 50 Euro Schein nicht wechseln. Kreditkarte? Nein. Ich lasse das Wasser auf der Kassentheke stehen. Man bedauert. Kein Handy. Keine Kreditkarte, keine Plattformen. Es geht schon. Man muss sich nur ein

bisschen anstrengen und nicht immer in die faule Ausrede flüchten. «Es bringt ja sowieso nichts!» Klar bringt es etwas. Solange eure Pensionskassen und euer «Nachhaltigkeitsfonds» in die Kriegsindustrie investiert sind, angeblich ohne euer Wissen, dann gibt es auch weiterhin Kriege, um eure Renditen zu sichern. Faulheit und Ignoranz sind die Treiber der Selbstvernichtung. Aber was sage ich da: «Es bringt ja sowieso nicht!»

Ankunft in Athen, eine Stunde zu spät wegen Verzögerungen des Abflugs in Belgrad. Beim Ausgang des Flughafengebäudes besteige ich den X96 Bus Richtung Piräus. Dann Unfall bei der Kreuzung 2nd Glyfadas. Notstopp des Busses, wegen einem Autofahrer, der ein Rotlicht überfährt. Eine Frau fliegt vom hintersten Sitz auf Kniehöhe durch den ganzen Gang des Gelenkbusses. Gepäck knallt nach vorne. Bumms! Zum Glück ist nichts passiert. Eine Stunde später kommt ein Ersatzbus. Ich gehe ins Triton Hotel. Da haben sie ein Zimmer für 50 Euro. Ich kaufe mein Fährticket nach Patmos. Das Schiff geht morgen nachmittags. Dann Essen in meinem Lieblingsrestaurant „To eteki tou artemi“, beim alten Fischmarkt. Sieht ein bisschen aus wie das Nachtbild des Strassencafes von Van Gogh. Der Balalaikaspieler ist da, den ich, wie ich erst jetzt höre, vermisst habe. Er singt traurige Lieder zu fröhlich und un-

beschwert hüpfenden Kindertönen. Griechischer Blues. Ich verstehe nicht, was er süß klagend besingt, bin aber ohne jeden Zweifel von Herzen einverstanden damit. Die lustig tänzelnden Klänge der Balalaika scheinen den Sänger zu trösten und ihn zu belohnen für seine Treue und den Liebesschmerz, wenn wir verlassen sind. Das erinnert mich an die Geschichte einer Frau, die ihren Liebsten bei einem tragischen Unfall verloren hatte. Sie war untröstlich, verschloss sich von da an, fiel in eine Depression und wies alle Männer ab, die ihr gefielen, weil sie ihren verstorbenen Geliebten im Andenken nicht verletzen wollte. Aber eines Nachts, da erschien ihr Liebster im Traum, nahm sie bei der Hand und sprach: „Liebste, Schatz, was trauerst du mir nach und entsagst dem, was uns immer das wichtigste war. Schau, mein Herzkäfer: Wen immer du liebst und wo und wie immer du liebst, da bin ich doch in der Liebe immer auch bei Dir!“

Das Artemis-Dessert, ist eine frittierte Omelette, in Streifen geschnitten, kreuzweise geschichtet, mit Zimt und mit Honig. Honig aus Kreta, ist ja klar, wegen Artemis. Das Restaurant gibt es seit 1926, das ist das Jahr der Zeugung meiner Eltern, und danach fühlt sich das hier auch alles irgendwie an.

Eine Kräuterfrau verkauft auf dem Trottoir hinter dem Fischmarkt von Piräus ihre selbst gesammelten und zubereiteten Köstlichkeiten.



Tags darauf, um zehn Uhr kommt die PREVELIZ an, ein grosses Fährschiff der Anek-Lines. Um 16 Uhr bin ich im Schiff. Eine Reisegruppe betagter Engländer erscheint. Sieht aus wie eine Pilgerreise. Auch ein Priester ist unter ihnen, einige Männer und Frauen tragen graugrüne Pilgerroben mit Kapuzen. Aber man merkt, dass sie verkleidet sind. Eine Nonne schwebt wie ein Pinguin in Jesusandalen vorbei. Eine Mönchsgruppe und ein kleiner militärischer Verband gruppieren sich im Polstergestühl. Der Kampf um die Schlafplätze in der Eco-Lounge ist um 17 Uhr beendet. Sie ist zu einem Fünftel gefüllt. 95 Prozent der Schiffsreisenden scrollen, wenn sie nicht gerade schnarchen, auf ihren Handies.

Korrigenda: Ich habe diesen Vogel in meinem letzten Buch als Kormoran beschimpft. Er hat es mit stoischer Ruhe ertragen. Er ist aber eine Krähenarbe mit dem wissenschaftlichen Namen Phalacrocorax aristotelis. Warum er auf einem Fuss steht, kann ich nicht sagen. Vielleicht weil es cool aussieht. Griechisch heisst er Kalikatsou. Das ist der Vogel, der dem Felsen in der Bucht von Grikos auf der Insel Patmos den Namen gab, weil er da als Felsenbrüter nistete, bevor die Mönche in den Höhlen Lärm machten. Ich habe zwar gedichtet, der Felsen habe seinen Namen von der Elster. Das war aber ein Fehler. Ich hoffe, dass sie nicht jeden Mist glauben, den ich schreibe und bitte höflich um Entschuldigung.



Historie

Geschichte ist sinnlich, physisch, erlebbar, wenn man in Abständen an denselben Ort zurück kehrt. Kommt man zum erste Mal nach Patmos, liegen zu oberst der gewohnte Gang der Geschäftigkeit, die ersten Begegnungen, die Allgegenwärtigkeit und der opake Anstrich der Deutungshohheit des gerade installierten Betriebssystems: Kreuzfahrtschiffe, Touristen, Bootstouren, Hotels, Beach-Tavernen und Pilger, die zur Höhle der Apokalypse wallfahren oder ausflügeln, das Narrativ vom heiligen Jerusalem der Ägäis, Theovadistos, das Land auf dem Gott wandelte, Jesus seinem liebsten und langlebigsten Apostel, Johannes, das letzte Buch des neuen Testaments diktiert haben soll, das jeder kennt, zumindest dem Namen nach aber kaum jemand gelesen hat. Patmos ist ein religiöses Reservat unter UNO-Kulturgüterschutz, eine ballermannbefreite Sonderzone, ohne Flughafen, ohne Discos, mit 3000 Mietrollern.

Beim zweiten Mal merkt man, dass seit der Höhlenempfängnis des Johannes im Jahre 97 bis zum Bau des beeindruckenden, klotzigen Klosters im Jahre 1088 fast tausend Jahre vergangen sind, ohne Pilgeri, nur von der Streifschuss-Apokalypse des Great Reset von 536 unterbrochen, die Patmos entvölkert und verschüttet hat. Erst

als vom Papst in Rom die Kreuzritter ausgeschiedt wurden, um das richtige Jerusalem von den Muselmanen zu befreien, wurde aus militärstrategischen Gründen von der orthodoxen Kirche, die sich bereits vom katholisch-römischen Papsttum entfremdet hatte, 1088 auf Patmos das Kloster erbaut, nicht aber von Mönchen, wie es hiess, sondern von Steinmetzen aus der Umgebung von Milet und Efesus. Die Höhle der Apokalypse wurde erfolgreich als Sekundärmekka eingerichtet, solange die ewige Stadt Israels noch infiziert war mit einem ungesunden Glauben. Spirituelle Hygienemassnahmen waren streng. Man hört, dass der sogenannte Erbauer des Klosters, Christodoulos - ein hemdsärmeliger Gotteskrieger, wie mir scheint - eigenhändig die griechische Wallfahrts-Figur der skythischen Artemis zerstört hat. Das kommt mir so verzweifelt unheldenhaft vor wie die Tat des Kriegsmönchs Bonifatius, der 723 die heilige Donarseiche der Kelten gefällt hat, oder so pathologisch, als hätte ein afghanischer Muezzin aus einem Flüchtlingsheims in Prad in seiner Seelennot den Herrgott von Agums angezündet. Kerzen, die man nachher an solchen Orten anzündet, für was auch immer, verbreiten einen etwas anderen Duft.

Beim dritten Besuch merkt man, dass Patmos, einst ein vorgeschobener Posten der Weltwirtschaftsmacht von Mi-

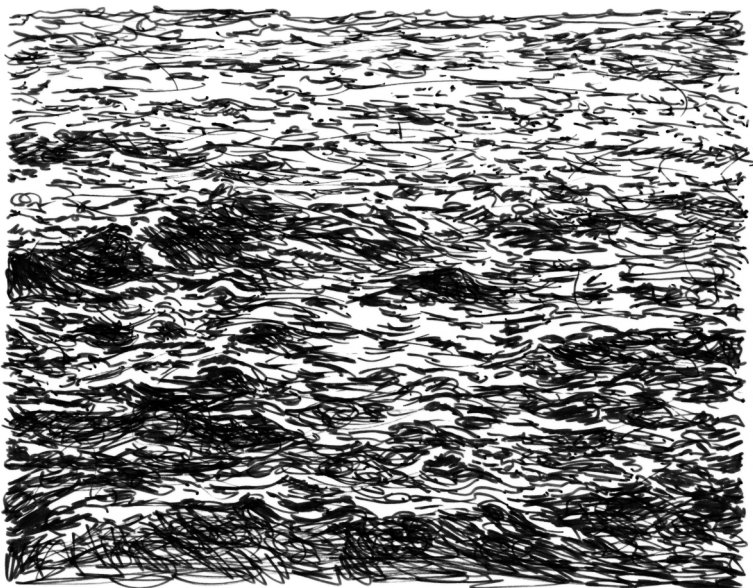
let war, mit einer Akropolis und dem Artemistempel, aber dass schon zuvor, bis tief in die Bronzezeit zurück, Menschen da gelebt haben. Allerdings haben diese vermutlich aus Kleinasien zugewanderten Urpatmier, weil die Insel nicht sehr fruchtbar ist, um autark eine grosse Populationen zu ernähren, vom Handel gelebt, von Ziegen, Fischfang und von militärischen Dienstleistungen, vom Schiffsbau und - weil Skala noch heute als einer der sichersten Häfer der Ägäs gilt - von Hafengebühren und von Opfergaben für die Schutzgötter, Artemis, Apoll, Hermes, Dionys, Demeter, Aphrodite, die alle da verehrt wurden in archäologisch nachgewiesenen Tempeln. Die Verehrung der Zwölf, Dodekatheismus, gemeint sind die zwölf Götter des Olymps, ging weiter, auch als angeblich Johannes, wie im epigraphischen Apostelroman von Prochorus aus dem 4. Jahrhundert detailliert beschrieben, alle Bewohner getauft und alle Priester bekehrt oder im Hafenwasser von Skala versenkt hatte. Der Artemistempel war bis ins 4. Jahrhundert in Betrieb, also auch noch zu Zeiten, als das neue Testament schon kanonisiert war.

Beim vierten Mal merkt man vielleicht, dass einiges, was man bei den erste drei Besuchen gemeint und bewundert hat, nicht stimmt. Das Bild des Ortes wandelt sich und es ergeben sich neue, transparente Schichtungen, die

wir als offene, unverbaute, neugierige und empfängliche Menschen in uns überlegen und die sich in uns setzen zu einem Zeitraffer der Entfaltung der menschliche Kultur an einem bestimmten Ort. Das hat mich schon immer fasziniert. Vor allem dass es tatsächlich gelingen kann mit zunehmender Fülle an Details zugleich immer mehr Durchsicht und Klarheit zu erreichen, während die Fokussierung auf ein endgültiges, kanonisiertes Narrativ und auf ein richtiges, wahres, definitives Bild der Welt gerade diese Transparenz des Geistes vernebelt und zu einem Höhlengestein erstarren lässt. Wie stark aus diesen tiefen Schichten, durch alle Überlagerungen, Überklebungen, Überbauungen und Zupflasterungen hindurch Botschaften dennoch immer wieder an die Oberfläche gelangen, ist erstaunlich. Das zeigt sich zum Beispiel daran, dass in den vergangenen Jahrzehnten der Hellenismus entstanden ist, eine Kirche, die wieder Tempel baut mit der Aufforderung "Erkenne dich selbst!" über der Eingangspforte, wie vor 2500 Jahren am Apolltempel in Delphi, die Rituale durchführt und die sogar vom griechischen Staat neuerdings als Religion anerkannt ist und zwar nicht wegen den Ruinen, die überall rumstehen oder noch verschüttet sind und auch nicht wegen den Prunkgewändern und Marmorstelen in den Museen. Nein, weil man diese Tiefe der Geschichte in den Menschen empfinden kann. Nicht in allen. Aber bei einigen, wenigen sofort.

Es ist bei Leuten wie Roula und Jakovos, Panagos, Nikos, Lydia, Kostas, Maria, Smaragda, Adonetta und vielen anderen die Geschichte des Menschseins hier gleichsam personell eingesammelt in einer lebendigen Flamme der Geschichte. Wenn einem nicht technozone Denkverbote dreinfunken, erwischt man sich beim Gedanken, ob man nicht vorher schon mal hier war. Dass man diese Menschen kennt. Nicht primär wegen den Hinterlassenschaften und Spuren ihrer Vorfahren. Nein, wegen den Menschen, die einem so nah und tief vertraut scheinen, wie Verwandte, Nachbarn und Freunde aus hundert Generationen vorher. So ist der Weg zu den Erkundungen über Geschehnisse und Orte auf Patmos nicht nur eine Recherche über die geheimnisvollen Verbindungskräfte mit diesen Menschen, die auf derselben Frequenz funken wie wir, um es technokratisch auszudrücken, sondern die Expeditionen sind Wege zu unserem rätselhaften Selbstverständnis und um uns anzunähern an verborgene und verschüttete Orte unserer eigenen Biografie, um wirklich liebesfähig zu werden, liebesfähig zur Welt, zu den Menschen zu uns selber, wovor wir doch im Grunde immer Angst haben. Vor unserer Weichheit und Verletzlichkeit fürchten wir uns, weil wir unserer Schwäche nicht vertrauen, obwohl wir uns doch so gerne in sie kuscheln möchten. Oder, um ein christliches Bild zu verwenden: Wir trauen eben dem

Wasser nicht, das es uns trägt. Unserem grossen Herzenswunsch trauen wir nicht. Nämlich, dass wir beim Gang über die Zeit nicht in ihr versinken und untergehen, sondern das kristallklare, heraklitische 'Pantha rhei' (Alles fliesst) uns trägt. Ich weiss, dass dies kein wissenschaftlicher Beginn ist für eine Einführung in Geschichte und Historie, so wie sie heute betrieben werden will. Aber ich stehe zur Unpässlichkeit meines Geschichtsbegriffes als einem Handauflegen auf die Haut der Gegenwart, die uns ihre Geschichten preisgibt in dem Mass, wie wir selber die Oberflächlichkeit unserer Berührung zurück zu halten vermögen.



24. Mai

Ankunft um 5.45 Uhr in Patmos. Wie verabredet, wartet Jakovos nicht am Hafen. Es ist ein Heimkommen, im Morgengrauen durch menschenleere Strassen, zu Fuss zur Villa Zacharo. Jakovos liess auf der Theke der Rezeption einen Schlüssel liegen mit einem Zettelchen 'Daniel 1'. Ich bin also wieder im Zimmer Eins einquartiert, wie schon vor einem halben Jahr. Ich öffne zuerst das Fenster, um den Garten zu begrüßen. Er ist lückenlos bewachsen, einige Zucchetti, ein bisschen bräunlich, herbstlich wie mir scheint. Aber hier ist im Mai die Gartensaison vorüber. Jäten ist das Skifahren der Patmier.

Ich lege mich noch einmal aufs Ohr und gehe um Neun zum Frühstück. Es ist eine chinesische Frau mit ihren beiden Jungs am Buffet. Adonetta erscheint. Wir grüssen uns herzlich und eine Frau, die fast genau wie Roula aussieht, es aber nicht ist. Mit Sicherheit eine Schwester von ihr. Ich übergeben ein Paket mit Schokolade und Dingen, die ich bei der Kräuterfrau in Piräus gekauft habe. Dann kommt um 10 Uhr Roula von draussen ins Hotel. Sonntäglich sehr adrett gekleidet, strahlend lächelnd. Sie war in der Kirche. Jakovos hat ihr nicht gesagt, dass ich ankomme. Sie ist freudig überrascht. Siehst Du, sagt sie lächelnd, wo wir dein Bild hingehängt haben?

Ja, antworte ich, es hat einen prominenten Platz erhalten. Die beiden Tableaus wurden nebeneinander an der Wand des Frühstücksbuffets aufgehängt, darunter ein grosser Blumenstrauss auf einem Tischchen. Das letzte Bild von Michailis ist noch am selben Platz. Den Rahmen hat man, wie ich sehe, sorgfältig repariert und neu gestrichen, die Scharniere entfernt.



Um 10.30 erscheint auch Jakovos. Herzliches Wiedersehen. Alles ist gut sagt er, nur geregnet hat es noch immer zu wenig. Roula lädt mich gleich zum Mittagessen ein. Es gibt Bohnensuppe sagt sie, mit den Kritamo, die ich aus Piräus mitgebracht habe. Zu meiner Verwunderrung kennt sie die grossen Kapernäpfel nicht, die ich ebenfalls bei der Kräuterfrau gekauft habe. Sie sind ungewöhnlich gross, fast wie Feigen rund 5 cm. Die Suppe ist köstlich, das ist mehr ein Mus mit weich gekochten, weissen Bohnen, Fenchel und Kräutern, auch Chili. Dazu gibt es einen frischen Gartensalat mit kleinen Kapern und butterweich im Wasser gekochte, kleine Zucchettis mit Olivenöl, Brot und ein Glas Wasser. Danach ein Dessert vermutlich mit Mandelmehl, Zimt, Korinthen. Der Vogelkäfig mit Nicoletta dem Kanarienvogel, fehlt in der Küche. Der Vogel sei gestorben sagt Roula. Der kleine Nicos, der Bengel, der Sohn von Roulas Tochter Maria, sei in der Schule, im Kindergarten. Maria schaut rein. Die Stühle im Esszimmer sind festlich überzogen mit einem weissen Stoff. Ich frage Jakovos, ob ich die Panagia Koumana besuchen könne. Er lacht. Er hätte die Schlüssel zur Panagia Koumana. Es fehle aber gerade eine Nonne oder ein Mönch, um den Sitz der heilenden Ikone der Panagia Koumana zu betreuen. Der alte Mönch, der diesen Dienst seit Jahrzehnte versehen hat, sei im vergangenen Herbst gestorben, eine

schwierige Sache, nach drei Mal Blutwechsel. Ach! Es sei niemand da, der sein Amt übernehmen wolle. Die Kirche gehöre zwar dem Kloster, es habe aber mit der Betreuung nicht direkt zu tun. Es gab nämlich, sagt Jakovos, früher ein Problem zwischen den Orthodoxen und den Stiftern der Koumana. Im 18. Jahrhundert war das. Wegen den Türken, sagt Jakovos. Er werde schauen, dass er mich selber zur Panagia Koumana begleiten könne. Es gäbe für mich auch sonst noch andere spannende Dinge zu sehen. Er besitze zum Beispiel das Buch eines Engländers, der darin die Geschichte von Patmos vor Johannes beschrieben habe.

Ich sagte ihm dass mir scheine, dass Artemis in der Orthodoxie in die Figur der Gottesmutter Maria eingegangen sei. Ja, sagt Jakovos, es gab auch während der Zeit von Johannes noch Anhänger des alten Glaubens an die Zwölf, die zwölf olympischen Gottheiten. Da gäbe es einen interessanten Berg gleich gegenüber dem Profitis Elias. Vom Buch des Engländers könne er mir ein pdf geben. Ein Auto reserviere ich für morgen für die Dauer von fünf Tagen. Das kostet 30 Euros am Tag. Dann kaufe ich Fährticket für die Überfahrt nach Samos am 31. Mai. Das Schiff geht um 10 Uhr am Morgen. Die Fahrt nach Pythagoria kostet 19 Euro. Ich spaziere zur Hafenummauer um Fotos des Blickpunktes von Michailis zu machen. Diesmal liegt da ein Fi-

scherboot, das auf der Hafenufermauer ein grosses Netz zum Trocknen ausgebreitet hat. Morgen werde ich meine Erkundungsfahrten beginnen. Diemal habe ich meine gute Canon-Fotocamera mitgenommen, um ordentliche Aufnahmen für Illustrationen zu machen .

Jakovos erzählt stolz von seiner neuen Solaranlage die er auf das Hoteldach gebaut hat. Auf seiner Handyapp weiss er immer ganz genau, wieviel Strom da gerade produziert wird. Im Durchschnitt erntet er bisher täglich 34,5 kW/h, was mir viel scheint. Auch er ist zum Solar-Strom-Landwirt geworden. Er kann den Strom direkt ins Netz speisen und bezahlt dann nur die Differenz zwischen verbrauchter und gelieferter Energie. Bisher habe sein Hotel im Tag ca. 50 kW/h verbraucht. Dies erreicht er in Spitzenzeiten wie jetzt, wo die Sonne den ganzen Tag scheint. Die Batterien seien das grosse ungelöste Problem der Solarindustrie klage ich und erzähle ein wenig von Kilueka. Ursula, meine Schwester, sei diesmal nicht mitgekommen, weil es wegen dem Hund, Kira, nicht ging. Jakovos sagt dass er in seinem Hotel Hunde nur dulde, wenn man sie in einer Box mitbringe. Aber am liebsten gar nicht. Menschen sollen mit Menschen sein, Tiere mit Tieren. Das zu nahe Zusammenleben von Mensch mit Tieren schaffe gesundheitliche Probleme. Empirisches Wissen. Kann man wissenschaftlich bestreiten, andere Argumente haben.

Aber das ist ja nicht eine Meinung eines Städters. Jakovos ist ein dörflicher Mensch. Er ist bis 16 in Kreta in einem Dorf aufgewachsen, wo er bis zu seiner Volljährigkeit nie etwas gegessen hat, was von ausserhalb des Dorfes kam.

Wir überschätzen Wissenschaft. Schauen sie sich das Bild von der Kräuterfrau in Piräus an (Seite 15). Jakovos bringt das Säcklein Kamille, das ich in Piräus gekauft habe und erzählt, wie man Kamille früher und bei ihm jetzt noch gebraucht. Vor allem zur Beruhigung, vor allem bei unruhigen Kindern, aber nie gemischt mit anderen Tees. Er selber habe sieben Kräuter in den Bergen Kretas gesammelt, was man unter dem Titel Kreta Bergtee mittlerweile auch bei uns in der Schweiz überall verkauft. In Rethymnon gäbe es eine Firma, die sich darauf spezialisiert habe. Sie kaufe von Sammlerinnen und Sammlern insgesamt 52 verschiedene Kräuer ein, die wenigsten aus Anbau, und trockne und verarbeite sie mit grossem Erfolg. 52 Kräuter! Er hätte die Liste gesehen. Jedes der Kräuter werde seit tausenden Jahren verwendet.

Ich fühle mich müde und lege mich nochmals hin, um etwas zu träumen. Das Bett duftet von der frischen, weissen Wäsche. Es ist nichts Künstliches in dem Parfum des Waschmittels. Man fühlt und riecht die Sonne, die das Leinen beschienen hat. Ich liege wie auf einer Sommerwolke.

Um 20 Uhr stehe ich auf. Roula ist im Garten mit einer Enkelin, die spielend auf einen kleinen Zitronenbaum steigt und fröhlich ruft und plappert. Ich trinke etwas Kefir.

Jakovos hat mir das versprochene Pdf des Buches über 'Patmos vor Johannes' auf einen Memorystick kopiert. Es behandelt alte Ortsnamen von Patmos, die aus einem Bericht über das Leben des Johannes auf Patmos stammen, der im 5. Jahrhundert geschrieben wurde. Ein polnischer Theologe und Historiker hat diese Texte analysiert um Orte auf Patmos auszumachen, wo Johannes tätig war. Wahrscheinlich kam Jakovos auf diese Idee, weil wir am Mittag über die Verwandlung von Artemis in Maria gesprochen haben. Vielleicht hatte er aber auch meine Fragerei etwas besänftigen und in richtige Kanäle leiten wollen. Dieses Pdf und das Buch, auf welches es sich stützt, ist tatsächlich eine Schatzgrube. Aber ich sehe, dass es auf griechisch geschrieben ist. So setzte ich mich also hin, es via DeepL ins Deutsche zu übersetzen, solange, bis das Programm schreibt, dass mein täglicher Gratisaccount abgelaufen sei und ich in 24 Stunden wiederkommen solle, was mich zuerst ärgert, weil ich gleichzeitig verstand, dass es nichts gratis gibt und Wunder nur kostenfrei veranstaltet werden, damit man später bezahlt.

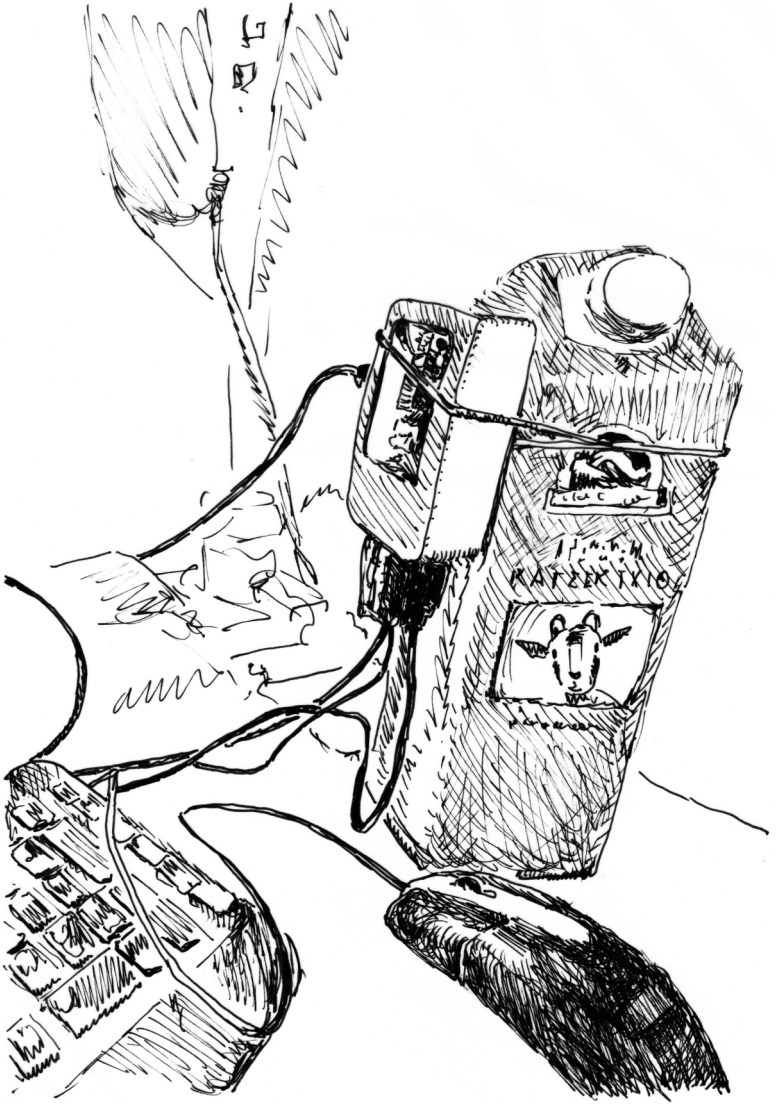
Als ich aber das Pdf weiter durchforste, sehe ich plötzlich: Nur die erste Hälfte des Dokumentes ist in griechisch.

Ich Trottel hätte nur weiterscrollen müssen. Ein zweiter Teil ist nämlich in Englisch angehängt. Ich hätte mir zwei Stunden Arbeit mit der portionenweisen Übersetzung gratis (nur 3000 Zeichen pro Übersetzungsvorgang) ersparen können. Aber Nein, in der Zeit beim Warten auf die Übersetzung, die immer wieder unterbrochen wurde durch Ausfälle der sehr schwachen Wifi-Verbindung, und beim Lesen ging mir langsam auf, wohinein dieses Puzzleteil gehört. Es gehört zu Afrika, dem Erscheinen der Mfumus, der Wanderprediger, die den Leuten die Köpfe verdrehen und Wunder fabrizieren, um sich mit blödem Palaver etwas Luxus zu leisten bei Abergläubischen und Verzweifelten, die Kohle haben.

Ich muss schauen, dass ich an eine Urfassung dieses Buches herankomme, um den Begriff des Heiligen, den man gerne mit Patmos verbindet, zu klären. Interessant ist ja vordergründig, dass es keine Toleranz Andersgläubiger gibt. Alles ist in diesen Geschichten Konfrontation, Machismo. Wer hat den längerern Wunderschwanz usw. Eliminierung des Gegners, Unterwerfung der Abergläubischen, Verzweifelten, Verirrten, spirituelle Ausbeutung. Die Würde des Heilssuchenden wird mit Füßen getreten, der Leidende wird bestraft mit Zynismus, salbungsvollem Spott und Verarschung. Wer Heil im Glauben sucht, ist selber schuld. Immer wieder wird die toxische Kombination

von Unheil und Schuld zelebriert. Auf beiden Seiten. Keine ist besser. Wie im Kalten Krieg zwischen Russen und Amis sind beides im Grunde dieselben Systeme. Les extrêmes ce touche. Es sieht so aus, als müsste ich diese Orte selber besuchen, die in dem Text erwähnt sind. Einige habe ich schon besucht. Aber nun werde ich mit anderen Augen, auf der nächsten Umdrehung des Schneckenhauses, in sie hineinhorchen. Adam Sikora ist der Autor. In dem Pdf heisst es, dass es am 24. April 2023 publiziert wurde, also brandneu ist. Das war vor genau einem Monat !

Ich nehme meine Karte von Patmos zur Hand und zeichne die Stellen ein. Dann habe ich es satt immer die WIFI Ausfälle hinzunehmen, ohne mich zu wehren. Vielleicht ist der Ort, wo der Raspberry Pi mit seinem WIFI Adapter steht, nicht ideal, und ich habe bessere Verbindungen, wenn ich den Ort wechsle. Schliesslich finde ich, dass statt waagrecht, der Pi senkrecht besseren Empfang hat, genau genommen 30 cm über dem Tischchen. Also nehme ich die stelenartige Kartonpackung meiner Ziegenmilch, 3,7 Prozent Fettanteil, aus dem Kühlschrank und befestige oben mit Gummibändern den Pi. Jetzt ist alle Paletti! Ja, Orte sind wichtig, wo man Verbindung hat. Scheint bei Religiösem auch so zu sein, um sich ins Spirituelle einzuloggen. Himmel! Schon ein Uhr! Ich verpass noch die neue Staffel Träume!



Studers Apokalypse – Teil 3

Geschehen im Jahre des Herrn 2068

Studer erhält den Stellungsbefehl am Vierzehnten. Er meldet dem Kommando zurück, dass ihm derzeit eine Teilnahme an Kampfhandlungen aus gesundheitlichen Gründen leider nicht möglich sei. Er ersucht um Verschiebung. Postwendend wird Studer belehrt, dass Dienstpflichtige keinerlei Befugnisse besässen, selber ihren Gesundheitszustand zu beurteilen: Dies obliege einzig den Behörden. Daher sei das Gesuch abgelehnt. Also muss Studer ans Zürcher Theaterspektakel einrücken.

Besammlung der schnellen Kultureingreiftruppe ist jeweils um 18.00 Uhr vor dem Botanischen Garten an der Seestrasse, gerade neben dem Hafen Enge, mit den abgedeckten, unbenutzten Booten und einer Herde überfütterter, weisser Schwäne. Im Marschbefehl des Zürcher Kultusministeriums heisst es, man erwarte Tenu Ville, Lidschatten in einem Grünspanton, schwarze Lippen. Rote Fingernägel nicht. Diese Farbe ist Polizisten und Feuerwehrkommandanten vorenthalten. Es sei nicht erwünscht, dass man merke, ob jemand eine Frau oder ein Mann sei,

man solle binäre Schwurbeleien unterlassen und genderneutral erscheinen, auf tiefe, provokative Stimmen verzichten, von der Achselhöhle abwärts haarfrei, es gäbe Stichproben.

Das Pflichtprogramm für Studer besteht aus zwei Veranstaltungen, sogenannten Angriffen, dann Drinks, Nachtesen und weitere Vergnügungen nach Bedarf bis in den Morgen. Bedingung für den obligatorischen Kulturdienst ist einzig, dass man rechtzeitig anwesend ist. Bei Verspätung oder Absenz gibt es empfindliche Strafen, Stichwort Gulasch: Ab, in irgendein Umerziehungslager in der Innerschweiz, in Unteriberg, oder im Schächental. Kultur-REHA.

Studer ist bei den Kultursappeuren eingeteilt. Früher hat man in der Schweiz unter einem Sappeur einen Soldaten der technischen Truppen der Armee verstanden. Manchmal wurden Sappeure auch als Pioniere bezeichnet. Das sind diejenigen Soldaten, die Bunker, Wälle, Schützengräben, Brücken, Panzersperren, Tunnels, Löcher aller Art und sonstige militärische Bauwerke errichten. Das Wort Pionier hat unter diesem militärischen Zugriff schwer gelitten. Heute versteht man unter Pionier jemanden, der bei einem Ereignis sinnlos zuerst verheizt wird. Aber wer interessiert sich schon für traumatisierte Wörter.

Studer fragt die Kommandostelle an, was es für ihn existenziell zu bedeuten habe, bei den Sappeuren eingeteilt zu sein. Die Antwort lautet, dass es lediglich eine steuertechnische Einteilung sei. Da man in Wirklichkeit keinen Krieg mehr führe und also auch niemand mehr Kriegsdienst leiste, sei die Höhe der Steuer für das Nichtleisten des Kriegsdienstes je nach Einkommen der Dienstpflichtigen in Klassen oder Stufen eingeteilt, die aus der Militärgeschichte übernommen wurden, Tradition eben, im Klartext: langfristige, versicherungstechnische Todesfallraten von Soldaten, in Prozent, werden auf Steuerklassen übertragen. 1,4 % der Sappeure starben im historischen Kriegsfalldurchschnitt. Bei Infanteristen beträgt die Todeswahrscheinlichkeit 6,4%, am tiefsten ist sie für Generäle mit 0,0014 %, meist durch Selbstmord. Studer ist beruhigt.

Das Wort Sappeur findet man im Mittelalter im Zusammenhang mit Belagerungen von Burgen und Städten. Um das mühselige und geduldige Aushungern des Feindes abzukürzen, wurde der Sappenbau von den Kaninchen abgeschaut. Man gräbt Tunnels unter den Mauern hindurch, meist im Schutz von Dachgestellen, die den Hagel von Pfeilen, Steinen, kochendem Blei und Fäkalien von

den Sappeuren abhalten, die sich durch die Erde budden. Die Hacke, die Sappeure bei ihrer Arbeit verwenden, heisst auf italienisch Zappa, nicht zu verwechseln mit dem amerikanischen Musiker, der Ende des 20. Jahrhunderts die Popmusik untergrub. Sapeur ist französisch für Steinmetz. Interessanterweise tragen Sappeure im 19. Jahrhundert als Arbeitstenu blütenweisse Hosen und hohe Pelzkappen. Das Himmelfahrtskommando der Mode beginnt.

Der Tagesbefehl für Studer lautet auf Teilnahme an den beiden Pflichtaufführungen "Wer stirbt ist ein Nazi" von einer syrischen Strassentheatergruppe und "In die Berge!" von den Silicon-Valley-Ländlerfreunden aus Niedergösgen. Auf den Tickets prangt in roten Lettern: "Keine Gnade für Kulturverweigerer. Nieder mit den unsolidarischen Theaterfeinden!" Seit ca. 2050 ist unklar, ob irgend etwas, was gerade geschieht, Satire oder Realität ist, Evidenz oder Konstrukt. Aber auch damit findet sich der Mensch nach einer gewissen Materialermüdung durch Hin- und Herbiegerei schliesslich ab, wie ein Löffel von Uri Geller.

Studer rückt ein zum Kulturdienst in einer faden Mischung aus Leicht- und Stumpfsinn. Zwar ist der Dienst während der Generalkulturmobilmachung 2067 nicht frei-

willig, aber man vergisst es, weil alles grosszügig bezahlt ist, der Sold für die Kultureinsätze, Kost und Logie, sogar ein Bonus, der bei den Sozialpunkten angerechnet wird. Man schminkt sich bis zur Unkenntlichkeit, zieht Klamotten an, die wie Militär-Uniformen des 19. Jahrhunderts zwischen Lächerlichkeit und Einschüchterung irrisieren, kulturelle Militärfasnacht.

Bei der Besammlung erhält jeder Kulturpionier einen roten Stern an die Brust geheftet, der besagt, dass es sich beim Träger um einen einsatzfähigen Publikumssoldaten handelt, weil es zunehmend schwieriger wurde, Schauspieler vom Publikum zu unterscheiden. 2045 hatte ein durchgeknallter, fanatischer Sprengtrupp aus dem Publikum eine Bühne gestürmt und "Höheres Leben", ein Gedicht von Hölderlin, vorgetragen. Sie wurden standesrechtlich erschossen. Der Kulturterror begann. Nun musste man Farbe bekennen. Unsolidarische, falsche und böse Veranstaltungen wurden verboten, Zelte von Nazis (womit man grundsätzlich alle Anderen meinte) niedergebrannt. Wer den Akzeptanz-Schwellenwert der Toleranzwächter der Kulturpolizei unterschritt, war vogelfrei wie einst Robin Hood. Verschwörungstheoretisches Guerilla Publikum wurde deportiert nach Gulasch. Es juckte noch gelegentlich. Gekratzt wurde nicht, sondern gleich amputiert.

Zürich ist eine schöne Stadt. Studer findet sich rechtzeitig bei der Sukkulentensammlung ein. Das ist der verglaste Ort, wo jede ansässige Pflanze bis 2045 mit einer Messing-Namenstafel abgesehen ist. Später werden fremdländische Pflanzen verboten, weil sie in dem entarteten Zürcher Habitat der Sukkulentensammlung nicht glücklich, weil nicht heimisch sind. Pflanzen haben auch Gefühle, auch Heimatgefühle, die respektiert werden müssen. Die Entwurzelung traumatisiert selbst Kakteen, wenn man sie aus der Wüste rettet. Auf nicht floristischem Gebiet wird hingegen völkisches Getue sofort und mit optimaler Härte unterbunden. Grenzen werden freudig und mit grossartigen Zeremonien geöffnet, medienwirksam, so wie man vor hundert Jahren in den Hauptnachrichten des Schweizer Fernsehens Kläranlagen eröffnet hat, so gingen stolz überall die Grenzen auf, egal woher und egal mit welchen Motiven die Menschen kommen. "Egal, illegal, scheissegal." Das Bonmot der Hausbesetzer und Punkgeneration von 1980 ist zum Nationalbankleitbild geworden.

Bei invasiven Pflanzen und Insekten klappt die Rückführung wie am Schnürchen. 2047 wurden 26'000 Tonnen Japanisches Stelzengras, *Microstegium vimineum*, 30'000 Tonnen Kirschlorbeeren, *Prunus laurocerasus*, zehn Tonnen asiatische Gelbfusshornissen, *Vespa velutina nigritho-*

rax und Japankäfer, *Popillia japonica*, allein aus der Schweiz in ihre Heimatländer abgeschoben. Als Retorsionsmassnahme schickten die Japaner 5'000 Tonnen Edelweiss, *Leontopodium nivale*, aus Razzien in Tokioter Gärtnereien stammend, nach Bern. Die armen, im fernen Nippon entwurzelten und traumatisierten Alpenblumen, wurden aus Helikoptern der Air Glacier in schockmildernden Styroprokügelchen um das Matterhorn herum abgeworfen.

Studer sieht beim Warten auf dem Trottoir der See-
strasse, ein Plakat: Im Museum des Botanischen Gartens
ist soeben eine neue Ausstellung eröffnet worden, die um
Solidarität mit einheimischen Schweizer Pflanzen wirbt.
Das grösste Hindernis für die zeitgenössische Alpenfau-
na ist, wie man da erfährt, der eidgenössische *Homo sa-*
piens, die invasivste Tierart des Planeten. Er wuchert welt-
weit in allen Feriengebieten. Nun wird Geld gesammelt,
um grosse Teile der fehlhabitaten, helvetischen Human-
bevölkerung aus der Natur zu entfernen, möglichst so,
selbstverständlich, dass sie davon nichts mit bekommt, in-
dem man sie nett und resilient in Abschiebungslager ein-
weist, sogenannte Entinvasivierungscamps, im Flachland,
entlang von Autobahnen in Einfamilienhäusern, oder ehe-
maligen Mietkasernen, nur als Provisorium, selbstver-
ständlich, denn Hauptziel bleibt für die sichere Endlage-

rung der Schweizer weiterhin, anderswo endgültige Habitate zu suchen, aber ihnen bis dahin einzutrichern, in urbanen Lagern glücklich zu sein. Seit 2025 verhandelt die Führungsriege über sekundäre Helvetia-Territorien (AHT) pro forma mit Afghanistan und Pakistan, wegen den Bergen, mit Feuerland und Grönland wegen dem Schnee und der Garstigkeit der Natur und mit Abu Dhabi, weil da von schiefgelaufenen Investmentfonds noch einige künstliche Inseln unbewohnt sind, die man validieren möchte. Niemand soll sagen, man täte nicht alles Menschenmögliche. Studer Ist froh, die Ausstellung nicht besuchen zu müssen. Naturtruppen müssen in den grasigen Apfel beißen und sind in Museen abkommandiert, um den vehementen Anschein zu erwecken, es brauche sie.

Damit der Kulturangriff nicht aussieht wie ein orchesterter und geplanter Aufmarsch, werden die vielhundertköpfigen Trupps der Kulturrekruten an der Haltestelle Botanischer Garten in VBZ Busse verfrachtet und, wie zufällig, unweit davon, etwas abseits der Landiwiese, beim Parkplatz neben der Tankstelle in Wollishofen, ausgeladen. Studer läuft mit, wie wenn nichts wäre. Alle haben ihre Befehle, sprich, die Tickets bei sich. Deserteure gibt es nicht. Die Disziplin der clandestinen Truppe ist beängstigend. Es sind eben Schweizer.

Zürich ist eine schöne Stadt. Das Gelände des Zürcher Theaterspektakels ist engmaschig eingezäunt. Man sorgt sich um das Wohl der Eingerückten. Es gibt schnuckelige Wachtürme mit Maschinengewehren und Drohnenflugplätzen, um die Insassen der grünraumgepflegten Kulturanstalt zu schützen. Seeseitig hat die Seepolizei eine "Oelsperre" errichtet und patrouillierte mit einem schwerstbewaffneten Rettungsboot. Am Theaterspektakel hat sich sonst über die Jahrzehnte nicht viel geändert. Zelte sind highteicher geworden, Segeltuch ist durch Keflar ersetzt, Teflon durch mRNA-Pfosten, Lichtleuchtereien und Tontönlereien sind kuscheliger, man sieht nicht mehr, wo der Ton und das Licht her kommen und der denkmalgeschützte Schlamm bei Regengüssen wird in den Wiesen künstlich erzeugt mit Bio-Tonablagerungen aus dem Sihltal bei Einsiedeln. Gegessen wird DF, Diverse Food, womit staatlich verhängte Nahrungsmittel gemeint sind, angeblich lebensverlängernde, solidarische, transhumanistische, genoptimierte, industrielle "New Mannas", in Anspielung auf die vom Himmel geschickte rettende Survivalnahrung im Alten Testamentes, beim Gang der Auserwählten durch die Wüste ins Gelobte Land. Wobei die Bibel von der UNO schon lange als einzig echtes Wort Gottes entlarvt ist.

Zürich ist eine vernünftige Stadt. Sündige Würste und klimatoxisches Raclette sind seit 2048 verboten, um die CO₂-Erwärmung ans Klima zu kleben. Es gibt stattdessen Schweizer Kunstfleisch von Sandoz, Pfizer und Kunstfisch aus Abfällen von Katzenfutter. Wegen dem Kunstraclette aus Kirchererbsenmehlextrakt, 3-Glucon-Hularolonkoxoxid und dehydrierter Maisstärke gab es mehrere, wüste Terroranschläge von Wallisser und Waadtländer Eingeborenen, die nur mit Mühe von der veganen Zürcher Berufsfeuerwehr zurückgeschlagen werden konnten. Die Romanos reagierten umgehend mit Weissweinboycott. Aber dass sowas nichts bringt, wissen wir seit dem Ueberfall der Russen auf die Krim und die Ukraine, deretwegen die Deutschen in blinder Rache ihre eigene Energieversorgung in die Luft gesprengt haben.

Zürich ist eine sexy Stadt. Bei Kultureinsätzen kann man passgenau andere Menschen kennenlernen, anbandeln, Kontakte knüpfen auch chemisch-metabolisch, von Swissmedic empfohlen, geboostert, durch Drogen und Hormone, falls nötig, vorhanden und auch sonst. Pech haben diejenigen, die aus Kostenspargründen und um die Korruption rentabler zu machen, nur Placebo verabreicht erhalten. Bei denen fährt es richtig ein, obwohl die Pharmaindustrie längst widerlegt hat, dass man mit Nichts besser versorgt ist, als mit etwas Wirksamen.

Zürich ist eine ungezwungene Stadt. Im nichtinvasiven Gebüsch, am Rande des lauschigen und von uralten Parkbäumen bestehenden Theaterareals, gibt es einige geschützte Nahkampf-Knutschzonen oder weiter seeaufwärts gegen die Rote Fabrik auch Verrichtungsboxen und Parkbänke, für die, die sich öffentlich abturnen möchte und sich nicht stören lassen durch den anderen Verkehr, den motorisierten, auf der Seestrasse, wo die Jeunesse Doré sich mit friierten BMWs, Königseggs, Lamborghinis und Porsches abmüht, immer arg bedrängt in der 30 er-Zone von Lastenfahrzeugen und abgelehnten Asylbewerbern in ihren Leasing-Teslas, den sogenannten Koksfrachtern des nahegelegenen Zürcher Paradiesplatzes, das ist der umbenannte frühere Paradeplatz, das Banken- und Börseviertel, wo alles noch viel runder läuft, seit sie abgeblasen sind.

Zürich ist eine tolerante Stadt. Von der Polizei hat man beim unflätigem Triebleben im öffentlichen Raum nichts zu befürchten. Ordnungshüter sind mit dem Abgrasen von Parkuhren und Parkuhren gänzlich absorbiert. Studer hat Durst und geht zuerst zur Prosecco-Bar mit den modernen Möbeln aus fermentativ vorverwitterten Euro-Holzpaletten, die ein nur auf einer Internethomepage existierendes, virtuelles Startup aus dem Business-Accelerator in Zürich West entwickelt hat. Je mehr man trinkt, desto eher

hat man das Gefühl, dass es sich bei dem vergammelten und vermoosten Mobiliar um Design handelt. Der Prosecco ist sprudelig aber er gibt wenig Kick für die 100 Franken pro Glas, die man nicht bezahlen muss. Also nimmt Studer noch zwei, drei und lernt dabei eine Person kennen, die bisher nüchtern unsichtbar war.

"Darf ich?", fragt A.

Studer, etwas ungelentk: "Was genau?"

"Na, hier hinsitzen, an die Bar. Bis es los geht."

"Ach so", sagt Studer "Klar doch."

Zwar wissen in diesem Moment weder A. noch Studer viel über ihr Geschlecht, geschweige denn über das des Gegenübers, aber die Richtung der Polarität kümmert die Liebe nicht. Die Spannung muss stimmen. Der Pfeil des Eros sitzt bei beiden tief. Es wäre sicher einfacher gewesen, diese Geschichte zu erzählen, wenn A. eine eindeutige, knackige, rassige, dunkelhaarige, braune oder blonde Schönheit gewesen wäre. Man darf aber nicht sagen, dass eine Frau sexy ist, wegem dem Bodyshaming-Paragrafen. Studer selber liess, unter sinnlicher Schmincke und pfauiger Färbekunst sorgfältig camoufliert, wie es sich gehört, ebenfalls alle Zweifel über irgend eine geschlechtliche Identität of-

fen, was ja die Doktrin der prolongierten LGBTQ Jugendbewegung ist, die sich ab 2055 ähnlich entwickelt, wie 1930 die Modenazis, 1940 die Mode-Guerilleros, 1950 die halbstarke Moderocker, 1960 die Möchtegern-Hippies, 1980 die Mode-Punks, 1990 die Mode-Medienfuzzies, 2000 die Mode-Gamies, 2010 die Mode-Adipösen, 2020 die Mode-Geimpften, 2030 die Mode-Strassenkleber, 2040 die Mode CHAT GPT Analphabeten und 2050 die Modeprepper und Mode-Faradayer, die, wie in matriarchalen Urgesellschaften, in Erdhäusern leben wollen, die nur durchs Dach erreichbar sind, damit der NEMP nicht durch die Türe kommt.

Zürich ist eine moderne Stadt. Geschlechtsverhüllung ist normal. So ist eben Pubertät. Nichts mehr. Nichts weniger. Ein Mode-Pickel. Allerdings sehr stark verlängert und der Mensch wird durch das Langziehen seines Pubertätsmodus' irgendwie behindert, wie Jogis, die in ihrem Leben noch nie die Fingernägel geschnitten haben, aber damit unbedingt Gitarre spielen möchten. Man könnte meinen bei LGBTQ sei das Erwachsensein mutwillig ins nächste Leben vertagt. Okay. Das ist in der Natur nichts Neues. Es gibt eine Anzahl von Lurchen, die berühmten Axolotl z.B., die zeitlebens im Larvenstadium verbleiben

und nicht erwachsen werden müssen, um sich fortzupflanzen. Das geht. Bei Fröschen, Insekten und anderem Getier gibt es Geschlechtsumwandlungen, die durch Hormone induziert wird. Sogar mehrmals. Hin und her. Her und Hin. Das woke Publikum folgt also Millionen Jahre alte Rezepten der Natur, wenn sie jedes Jahr ihr Geschlecht ändern. Regt euch also nicht auf. Bei Tilapienfische kann man mit Hormonen bis zur achten Lebenswoche alle Weibchen in Männchen verwandeln, die grösser, fetter, farbiger und profitabler sind. Weshalb soll der Mensch darauf verzichten?

Liebe gibt es nicht. Das ist richtig. Richtig Scheisse. Wir wollen gar nicht verliebt, sondern zuerst einmal einfach nicht alleine sein, bevor wir dann selber, aus reiner Notdurft, durch hormonelle Programme ferngesteuert, andere einsame Wichte in diese Welt setzen, unschuldige Kinder, die an ihren Eltern vereinsamen, an ihrer Schule vereinsamen, an ihren Mitschülern vereinsamen, an den Vereinsamen und zuletzt an sich selber vereinsamen. Liebe ist nicht ein Weg aus der Einsamkeit. Das Gegenteil. Die meisten Leute sind erst final vereinsamt, wenn sie nicht mehr alleine sind. Deshalb heisst der Song des 21. Jahrhunderts: "Seit ich nicht mehr mit dir zusammen bin, bin ich nicht mehr so allein". Wenn du auf geschlechtliche Liebe nicht mehr angewiesen bist, kommt etwas hoch, was ich an Tran-

sen und fluiden protransdischen Zittern und Hin-und-Her-Geschlechtsflüchtlingen verstehe. Es geht nicht um geschlechtliche Liebe. Okay. Es geht nicht um Sex, okay. Nicht um Nachkommenschaft, okay. Aber um was geht es dann? Zürich ist eine schöne Stadt.

"Welches Stück schaust du?" fragt Studer

"Vorher war noch alles gut." antwortet A.

Der Blick zwischen den beiden ist eine Hängebrücke aus Sehnsucht.

"Nein, nicht vorher, meine ich", insisitiert Studer, "sondern das, was du jetzt dann schauen musst."

"Eben", sagt A., " Vorher war noch alles gut. Das Stück heisst so"

Missverständnisse sind kupplerisch. Ein Lächeln huscht über die beiden, wie ein Reh über die Strasse.

"Ach so!"

"Und du?", fragt A. "Wo greifst du an?"

"Wer stirbt ist ein Nazi."

"Das ist lustig," sagt A. "Da war ich gestern."

"Dann bist du schon länger hier?"

"Kann man so sagen, ja."

Ein weiteres, vielsagendes Lächeln weht heran. Ein Lüftchen mit Erdbeerglanz.

"Wie lange musst du dein Kultur-Obligatorium noch absolvieren?" fragt Studer

"Noch eine Woche!" sagt A.

"Wow." lacht Studer "Das ist aber hart."

A. schmunzelt geheimnisvoll: "Hart ist okay."

Da blieb Studer die Spucke weg.

Die Sirene tönt, eine echte Luftsirene aus dem Zweiten Weltkrieg. An einigen geschützten Tulpenbäumen fallen dabei die Blätter ab, so laut ist es. A. huscht weg, mit den Worten "Wir sehen uns nachher wieder!" Studer sinniert darüber nach weshalb A. wissen darf, dass sie sich nochmal sehen und schreit, nein, wird geschubst vom Schicksal zum unübersehbaren, braunen Zelt mit einer naziähnlichen roten Fahne, mit einem schwarzen Pinguin in einem weissem Rund. Der Saal ist pumpenvoll. Studers Platz ist in der fünften Reihe etwas links. Gut, ist man nicht freiwillig da, denkt Studer Man müsste sich sonst rechtfertigen für seine Anwesenheit. Das wäre hart.

Zürich meint es gut. Ausserdem ist die Wehrpflicht zum Kulturdienst förderlich für den Einzelmenschen. Er kommt damit zu existenziell formenden Front-Ereignissen, die er niemals besucht, und zu verabreichten Begegnungen, die er niemals gewollt, gewählt und bestellt hätte. Man wird mit gesellschaftlicher Bedeutung geimpft. Das Terrain des Theaterspektakels ist schwierig. Nicht nur für die Besucher ist es eine Herausforderung, unfreiwillig eingeladen zu sein. Auch für Schauspieler ist es eine grenzwertige Erfahrung, vor Leuten spielen zu dürfen, die zum Besuch gezwungen wurden. Man ist dann als Künstler nicht mehr vom Applaus abhängig und kann sich richtig gehen lassen.

Zürich ist eine gute Stadt. In den 90-ern des vorigen Jahrhunderts hatte man in städtischen Kunstmuseen, befürwortet von emanzipatösen Kunstkommissionen, noch provoziert mit Vaginas und Penissen. Als das vorbei war, kamen die Fotzen und die Schwänze dran und dann das Gendern und die fluiden binären protrandischen, multipolaren Zwitter und alles, was man nie wissen wollte. So ebbt die redundante Provokation mit primären Geschlechtsteilen und äusseren Reproduktionsapparaten durch Abstumpfung ab und man sucht vergeblich neue. Publikum

fehlte überall. Deshalb führte man die allgemeine Publikumpflicht ein. Siebzehn Wochen Kultur-Rekrutenschule. Danach jährliche Wiederholungskurse, um all die überflüssigen, aber hochsubventionierten Kulturbetriebe und Museen mit Publikumssubstrat zu füllen.

Zürich ist eine schöne Stadt. Das Saallicht im Zelt geht aus. Ein Scheinwerfer beleuchtet die Bühne. In der Mitte erkennt Studer ein rechteckiges, zehn Zentimeter hohes Podest aus gelben Schalungsbrettern, 2 x 3 Meter messend, dahinter eine mattschwarz bemalten Rückwand, etwas 1,5 Meter hoch. Auf dem Podest stehen ein kleiner Tisch aus Holzplatten, ein anderer Tisch aus Plastik und dazu zwei Plastikstühle und zwei Hocker. Wobei Plastik richtig zu verstehen ist. Plastik ist seit 2032 verboten, weltweit geächtet. Es wurde umbenannt in Kunststoff. Auf einem der Tische steht ein Gewürzset, dazu liegt daneben eine Menükarte. Eine Fressbude würde man dem sagen. Schäbig sieht sie aus, wie auch das Dach darüber, schäbig, aus billigem, verdrecktem, moosigen Aluminium-Wellblech, auf einem stümperhaft geschweissten rostigen Rohrgestänge. Die grellen Scheinwerfer, die auf das gastronomische Elend geworfen werden, lassen etwas erwarten und erahnen, als ob da etwas geschehen wird. Einfach weil es hell ist. Ein Auftritt. Eine Klärung.

Unter lauter Musik, die so tönt, wie ein Energydrink schmeckt, erscheinen von links drei Darsteller. Sie spazieren wie Touristen, gelangweilt heran, schlurfend in Plastiksandalen und kurzen Hosen, auf der Suche nach einem coolen Abendessplatz und plaudern dabei über ihre Reisererlebnisse in den Ferien und dass man natürlich alles richtig und besser gemacht hat als die anderen Idioten, die anderen Touristen, die auch da sind und besser als die Gastgeber sowieso, diese zurückgebliebenen Dienstleistungszwerge, die nicht sagen dürfen, was sie von den Touristen halten. Von weitem hätte man gesagt die drei Darsteller seien zwei Frauen, etwa um 35 Jahre alt und ein Mann, ebensoalt. Sie setzen sich hin an die Tischchen auf dem Podest und schauen die Menukarte an.

Jetzt schleppt sich von Links ein keuchender, weisser Mann heran, schwer atmend. Direkt vor den drei Darstellern an den Tischchen bricht er zusammen und bleibt regungslos liegen. Einer der drei schaut angewidert auf von seiner Speisekartenlektüre.

Mensch 1: Müssen wir jetzt helfen?

Mensch 2: Das geht uns doch nichts an.

Mensch 3 : Es ist sein Leben.

Mensch 2: Jeder darf machen was er will.

Mensch 3: Hat er um Hilfe gerufen?

Mensch 1: Nein. Vielleicht ist er bewusstlos.

Mensch 3: Das darf man. Oder hast du etwas gegen Bewusstlose?

Mensch 2: Die Bewusstlosen haben ein Recht hier zusammen zu brechen.

Man liest weiter in der Menükarte. Von links kommen zwei Menschen in grünen Uniformen mit einer Bahre daher. Sie stoßen den Regungslosen mit dem Fuss an, um zu schauen ob er noch lebt.

Bahrertäger1: Mause tot.

Kollege 1: Wer stirbt ist ein Nazi. Helden sterben nicht. Man muss sich halt ein bisschen anstrengen.

Am Tisch steht ein Darsteller auf und ruft zu den grün Uniformierten:

Mensch 1: Können sie nicht wenigstens versuchen ihn wieder zu beleben?

Kollege : Ich könnte schon. Aber es bringt nichts einen alten, weissen Nazi wiederzubeleben.

Kollege2: Es scheint, dass solches Ungeziefer auch ohne Wiederbelebung auf Vorrat aus allen Ritzen kriecht.

Mensch 2: Aber vielleicht ist er gar kein Nazi?

Kollege 2: Wenn er tot ist, dann schon.

Die beiden Nazilisten laden den Körper auf ihre Bahre und verschwinden. Wann kommt denn endlich die Beerdigung? Einer nach dem anderen kommen Nazis zum Sterben: Frauen, Kinder, Greise. Einer stirbt blöder als der andere, auf einem Haufen in der Bühnenmitte, während die drei Menschen an den zwei Tischchen ein grünes Curry essen und Bier trinken. Immer wieder kommt die Nazilei um die Toten wegzuschaffen. Das Publikum tobt und die Holztribüne wackelt vom Gestampfe und Geschüttel der Lacher. Bei jedem Nazi, der stirbt wird sein Tod noch komischer inszeniert. Die sterbenden Nazi-Schwäne sagen dabei kein Wort. Nur der eine der Nazilisten stöhnt einmal laut: " Selbst mit eurem Verrecken macht ihr uns noch Arbeit. Drecksack!"

An dieser Stelle kommen zwei Handwerker einer Glaserie mit einer grossen Scheibe. Studer kommt sich vor wie in einem schlecht abgehangenen Traum. Die grosse

Fensterscheibe wird rechts von den drei Menschen an einer Seite des 2x3 Meter Podestes festgeschraubt auf dem die Tischchen stehen. Sie seien im Auftrag des BUI da, sagt einer der Monteure, aber niemand sagt was BUI für eine Abkürzung sein soll. Das ist wohl Absicht des Autors. Verärselung des Stoffes. Wäre allerdings nicht nötig gewesen, denkt Studer

Die Scheibe, sagt einer der BUIS, sei eine Wand zum Schutz der nazifreien Bevölkerung. Wenig später bringen sie eine zweite Scheibe, die links montiert wird. Und dann noch eine Scheibe vorne, zwei mal drei Meter gross sodass die drei Menschen, die ihr grünes Curry unterdessen verspiessen haben, in einem 1,5 Meter hohen Glaskasten sitzen.

Statt einer Handlung kommen nun immer mehr Nazis, jetzt mit tropfenden Regenpellerinen und Schirmen zum Sterben daher. Studer findet, dass das Stück Längen hat. Oder die unbequemen Stühle sind schuld. Jedenfall hat das Publikum sich schon abvergnügt an den vorherigen Totentänzen. Ihre Magazine sind leer gelacht. Da hätte man kürzen müssen.

Plötzlich gibt es einen Riesenknall und alle sind im Nazizelt wieder wach. Es beginnt in Strömen zu regnen, aber natürlich nur auf der Bühne, nur im Theaterstück. Es regnet auf das Dach, unter dem die drei Darsteller an den Tisch-

chen sitzen. Das Regenwasser fließt über das hässliche Wellblechdach und tropft neben dem einem widerlichen Kunststofftisch auf den versifften Podestboden innerhalb des Glaskastens, während reihenweise Menschen mit Schirmen und Pellerinnen draussen sterben und wegtransportiert werden, füllt sich der Glaskasten in welchem die drei Darsteller sitzen, langsam mit Wasser. Es wird nun nicht mehr geredet, weil das Wasser so auf das Blechdach trommelt dass man ohnehin nichts verstehen würde. Von da an wird das Stück zur Pantomime. Als das Wasser im Aquarium bis über die Oberkante der beiden Tische gestiegen ist und die drei Darsteller bis zum Bauchnabel im Wasser sitzen, beginnt der

Studer erwacht erst wieder, als jemand kreischend um Hilfe ruft. Es ist eine Frauenstimme. Sie hat sich verraten. Dass sie eine Frau ist. Eine Provokation. Das erkennt Studer sofort. Sehr unprofessionell. Am Kreischen merkt man eindeutig, ob jemand ein Mann, eine Frau oder ein Kind ist. Egal. Es ist eine der Schauspielerinnen im Glashaus, die geschrien hat. Nun sieht Studer etwas sehr Befremdliches. Das kann kein Sekundenschlaf gewesen sein. Es musste ein längerer Aussetzer gewesen sein. Es ist eine Schande, im Fronteinsatz einzuschlafen. Hoffentlich hat es niemand von der Aufsicht bemerkt.

In dem Aquarium sitzen jetzt die drei Darsteller mit Taucherbrille und Schnorchel weiterhin an den Tischen, genau wie vorher, als es noch kein Wasser im Glaskasten hatte. Nur die drei orangeneonfarbigen Rohre ihrer Schnorchel ragen über den Wasserspiegel des wegen dem weiteren Regen überlaufenden Aquariums. Aus dem Glaskasten können oder wollen die drei Menschen mit den Schnorcheln und Taucherbrillen aber nicht raus, offenbar weil sie Angst haben. Draussen ist doch ein ungeschützter Raum, wo gestorben wird, also, wo man Nazi ist. Vielleicht so ausgedrückt. Was damit gemeint ist, ist ja nicht so wichtig.

Am Schluss rettet eine heldenhafte Nazifrau die Eingeschlossenen, weil sie, kurz bevor sie stirbt, das Abflussrohr des Aquariums entstopft. Endlich mal ein aufblitzen von Logik, denkt Studer. Jemand hatte da einen Schirm hineingesteckt. Wie dumm von ihm. Oder war das Absicht? Egal. Ein sehr stümperhafter Schluss, findet Studer Jetzt, wo die Menschen, weil das Wasser im Aquarium sinkt, ihre Taucherbrillen abnehmen und keine Schnorchel mehr zur Atmung brauchen, können sie sich endlich küssen und dann fällt der Vorhang. Das war ein Schluss, wo einem das Lachen im Heulen steckenbleibt. Durch unverdiente Fügungen haben die Kultursoldaten glücklich einen weiteren Kulturangriff überlebt. Man ist froh, dass es vorüber ist. Niemand will ein Nazi sein. Niemand will sterben. Aber

bei solchem Theater ist das Leben auch nicht lustig. Studer hofft beim Ausgang, möglichst nicht gefragt zu werden, was man er Stück hält. Man fragt ja auch keinen Soldaten, was er vom Krieg hält. Das geht Soldaten nichts an. Studer hat aber vergeblich Angst, zu einer Meinung gedrängt zu werden. Es interessieren sich alle Lebendigen nur für die Proseccobar.

Da zeigt sich das Leben von seiner banalen Seite. A. steht bereits an der Theke aus Europaletten, als Studer erscheint, durstig ist, aber nicht wegen der Flüssigkeit, die fehlt, sondern wegen dem Alkohol. A. begrüsst Studer mit erhobener Flute, und einem derart direkten Blick, einer Art Headshot, dass Studer blitzartig entwaffnet ist.

"Das war vielleicht eine Scheisse", lacht A. "Du kannst froh sein warst du bei "Wer stribt ist ein Nazi."

"Von Frohsein kann nicht die Rede sein", gibt Studer lachend zurück: " Gut dass der Prosecco hilft beim Einordnen."

Da ist zwischen den beiden schon so etwas wie eine Nähe entsanden, das Sozial Distancing im Eimer und Schlimmstes zu befürchten. Und genau so kam es denn auch: Das Wollen stösst an die Decke des Könnens und verklemmt sich in aufgegeilter Mutlosigkeit.

Die zweite Kulturschicht naht. Wegen dem warmen Wetter ist die ganze Zürcher Mittelschicht in kurzen Hosen unterwegs und es wird viel Haut gezeigt, aber durch die vielen Tattoos entsteht eine frühzeitige Dämmerung, die wieder von der Sirene zerrissen wird, die unerbittlich zum Kultureinsatz ruft. Für Studer heisst der Marschbefehl: "In die Berge", ein Theatertitel, der seit 2055 linguistisch so stark verätzt ist, dass man ihn auch hätte betiteln können: "Ins Arschloch". Berge sind sowas von Unbrauchbar und Unnütz, seit kein Schnee mehr fällt und die Gletscher zuhause bleiben. Dass man sich sowas ansehen muss! Kultur ist eine Pflicht. Das ist nicht lustig. Aus Solidarität mit dem Wahnsinn darf man nicht ausscheren, sonst schneidet man sich ins eigene Gewissen.

A. hat einen Zwischengang und muss für einen erkrankten Kulturpflichtigen einspringen, der im Gestühl des Blauen Zeltles fehlte. Da wird "Eine Verwirrung" gegeben, die es bis am Schluss bleibt. Das finden alle geil, vor allem die Theaterkritiker-Oberfeldweibel des Tagesanzeigers, die sich ein schweres Feuilleton-Gefecht gegen die Blick-Kultur-Haubitzen liefern, die finden, dass Verwirrung sein muss, wenn man etwas davon versteht. Die können gut reden. Leidtragend sind wie immer diejenigen, die gezwungen waren, zu lesen. Kollateralleserschäden. Zum Glück darf

ich ans Theaterspektakel denkt Studer, ist aber beim Betreten des Zelt es schon nicht mehr so sicher, wo in dieser hohlen Kulturgasse der Haken lauert.

"In die Berge" ist traditionelles Theater, mit klaren Rollen, also sehr anspruchsvoll für multipolär fluide Zuschauer. Die Sache ist schnell beschrieben. Ein NEMP, ein Nuklearer Elektromagnetischer Puls, hat die Bitcoin Verschlüsselungen lahmgelegt, die aber ohnehin schon geknackt waren von Quantencomputern und es entstand deshalb ein Chaos. Die Pringels- und Haribogestelle waren leergekauft und alle Garagen verstopft mit rauchenden Elektrofahrzeugen. Peter und Susi flüchten zu Fuss aus Zürich. Ein Dampfschiff von 1857 fährt noch, bis Rapperswil, dann geht es mit dem Traktor eines Oldtimertreffen der transhumanistischen Bauern des Napfgebietes in Richtung Hörnli. Eben: In die Berge. Da geht Susi und Peter bei der Landi-Tankstelle in Rüti der Dieseltreibstoff aus, während ihre Handys voll ausbrennen. Natürlich wird auf der Fahrt viel geredet. Ein bisschen wie in der Leiterwagen Szene von Brechts "Mutter Courage". Was man denn jetzt machen soll, wenn man keine Youtubevideos mehr schauen kann und sogar die Tagesschau nur noch rauscht und niemand sagen will, was man tun soll? Ob man wirklich wieder selber Fehler machen soll und wie

man dann mit der Schuld, die man sich dadurch eventuell aufbürdet, solidarisch umgehen soll, wenn man etwas macht, ohne die anderen zu fragen, die gar nicht da sind, weil der Chatraum eingestürzt ist?

Der NEMP hatte ganze Arbeit geleistet. Die brennenden Windräder, die sich am Horizont malerisch drehend abfackelten, wie in einem Gemälde von Salvador Dali, fand man noch lustig, dazu die in den stromlosen Nachthimmel glühenden Solarpanels, die wie Fasnachtschüechli aufgeblatert auf den Dächern brizzten. Der Traktor wurde ab und zu von einem Greis überholt, weil sein Herzschrittmacher Amok lief. Man solle sich, sagt Peter zu Susi, in einen faradayschen Käfig flüchten, da sei man abgeschirmt vom NEMP. Aber auch Peter sieht bald ein, dass Susi nicht so leicht aufs Kreuz zu legen ist undDie Sache war zum Gähnen.

Wie soll denn das jetzt weitergehen? fragt sich Studer im unbequemen Gestühl. Es ist ja erst Halbzeit. Es hätte hier Schluss sein dürfen, dachte Studer. Er erwischte sich beim Gedanken an ein Glas Prosecco, und hinter dem vorgestellten Gläschen, steht, vorgestellt, A. So verwirrt Alkohol unsere Gefühle und arbeitet dem Kulturfeind bolzen gerade in die Hände.

Das Stück "In die Berge" hat einige Mühe, Studer aus seinen Träumen in die zweite Hälfte der unfreiwilligen Alpensage abzuholen. Das Stück nervt allethalben mit Anspielungen auf den binären Heidi-Mythos, vor allem als Peter und Susi zum ersten mal, als sie sich der Schlucht im Gebirge nähern, einen Jodel hören und ihn für einen Fliegeralarm halten. Das ist etwa das Niveau. Erbärmlich. Sich lustig zu machen über Opfer des NEMP, der die ganze digitale Zentralbankwährung einfach wie ein Schwamm von einer Wandtafel wischt. Aber schön, sagt Peter, dass es jetzt endlich nicht mehr um Geld geht. Jetzt geht's ums Überleben. Das kostet nichts.

Beim Marsch aus der brennenden Stadt ins Vorgebirge und hinauf durch die Halden von rauchenden Elektromountainbikes, die mitsamt ihren Fahrerinnen und Fahrern zerschmettert im Kiesbett der Töss liegen. Ein tröstlicher Anblick für Wanderer. Dann kommen sie auf einer Alm an, genau wie in einer Heidi-Verfilmung. Alles wird noch viel absurder. Der Rollstuhl von Klara steht dort. Sie ist aus Frankfurt gekommen, eine gespielte Behinderte, die sich selber ein Bein amputiert hat, um frei zu werden von der blöden Idee des Gehens.

"Ich will nicht gehen", trötzelt Klara immer. "Ich will nicht. Ich will nicht. Ich will nicht".

"Ist ja gut" sagt Peter beschwichtigend: "Und was hast

du mit dem Bein gemacht, das du dir abgeschnitten hast?"

"Ich durfte es im Zürcher Zoo einem Krokodil verfüttern." erklärt Klara, "Eigentlich wollte ich mein Bein einem Tiger verfüttern, aber Tiger sind heikel. Sie vergiften sich mit Menschenfleisch, hat mir der Wärter erklärt. Es gibt nichts toxischeres als Menschenfleisch. In London zum Beispiel kommt 90% der Bleibelastung und Toxizität in der Luft von Krematorien. Hast du das gewusst?"

Peter schüttelt den Kopf.

"Krokodile sind sich toxische Habitate schon länger gewohnt." belehrt Klara: " Es sind ja Nachfahren der Dinosaurier, die haben sich an Vulkane und schweflige Fallouts teilweise angepasst."

Dieses endlose Geplapper, fand Studer, macht überhaupt keinen Sinn. Muss denn Kultur immer so verwüstlich sein? Aber der Weg ist noch lange nicht zu Ende. Auf der Bühne sind zwei Fitnesscenter-Laufbänder aufgestellt. Die sollen den langen Wege darstellen. Studer befürchtet das Schlimmste.

So treffen also die vor dem NEMP flüchtenden Urban-techies Peter und Susi in den Bergen schliesslich auf Paul, das ist ein parasitischer Aussteiger und auf das Sennentschi, das mit allen ficken will, weil es schon lange keinen Sennen mehr hier auf der Alp gibt, aber man hat alle

Mühe damit dem Sennentuntschi, das ja nur eine Puppe aus Stroh ist, zu sagen, dass ficken unmodern sei., unhygienisch und energieverschwenderisch. Und man andere damit belästige, ergänzt Susi. Dann gehen sie das Formular durch für einvernehmliche Sexualdienstleistungen, aber schon bei der Frage, welches der 37 Geschlechter man ankreuzen soll, kommt es zum offenen Streit, weil darauf "Sennentuntschi" fehlt. Ein schwerer Rückschlag für den Versuch solidarisch miteinander umzugehen in den Bergen. Bis Paul sagt, er hätte eine Lösung: "Wir müssen ja nicht alles selber sein. Wir können uns doch spielen."

Aber womit denn? Jeder mit seinem Avatar sagt Paul. Seinem was? Ohne Computer? Paul gibt jedem einen Stück Holz. Okay. Und so geht das Spiel los, indem jeder Stecken sagt, was er ist und so weiter, bis Susi nach einer Weile fragt, ob man nicht zum Ende kommen könne mit dem Spiel, weil es kalt geworden sei, sie Hunger habe und kein Dach über dem Kopf zum Schlafen.

"Gut" sagt da Paul, nimmt alle Stecklein, stellt sie zusammen und zündet sie an. Alle schauen sich gegenseitig an und schauen dann ins Feuerchen wo ihre Stecklein zu Asche zerbröckeln. Plötzlich springt das Sennentuntschi mit schmerzverzerrtem Strohkopf auf: "Ich brenne!" schreit es und es rennt gestikulierend davon. "So," sagt Paul, "jetzt sind wir nur noch zu dritt. Das sollte doch so gehen, oder?"

"Was denn?", fragt Peter.

Hier war Schluss. Das Stück zu Ende. Keiner weiss warum. Es sind trotzdem alle froh. Der heftige Applaus der Erleichterung spült das Publikum in die sternenklare Zürcher Seeufernacht hinaus, auf die golfplatzigen Grünflächen zwischen den Zelten des Theaterspektakels.

Jetzt gähnen viele schon vor lauter Aufregung und melden sich bei ihren Kontrolleuren ab. Auch Studer ist von einem energetischen Defizit geschwächt, verspürt aber hinter der Lust nach Prosecco noch eine andere Regung, die er nicht richtig einordnen kann. Da kann nur weiterer Prosecco helfen. A. steht schon wieder da, wie wenn sie auf Studer gewartet hätte. Auch A. ist bereits leicht zugeklappt, spannt sich aber wieder als Studer ruft: "Das hätten wir geschafft für heute. Der Kulturfeind ist zurückgeschlagen, das Nazihinterland befreit, jetzt müssen sie unsere Handies wieder zurückgeben."

Ja, das wurde vergessen hier zu berichten, dass jeweils im Truppen-Bus die Kulturdienstler ihre Handys abgeben müssen. Man verhindert damit, dass copyrightgeschützte Stories der Theaterstücke zum Kulturfeind durchsickern, nach aussen. Meist bleibt aber sowieso nichts hängen. Wie bei allen domestizierten Tieren, so ist auch beim Homo sapiens in den letzten Generationen das Hirnvolumen geschrumpft. Die Natur ist gnädig.

Da stehen sie nun. A. und Studer. Sie schauen sich an. Schauen sich nochmals an. Nochmals. Zürich ist eine schöne Stadt. Macht all der Blödsinn nur Sinn, damit wir uns mal anschauen?

"Komm wir gehen noch in eine Aftershow" schlägt A, vor. Studer ist sofort einverstanden. Sie gehen zusammen zum Büro des Kultur Einsatzkommandos und zeigen ihre Dienstbüchlein.

Der Verbindungsoffizier guckt rein:

"Sappeursternchenin Studer?"

" Ja. Hier!"

"Infanteriststernchenin A.?"

"Hier!"

"Was wollt ihr?" fragt der Verbindungsoffizier.

"Wir melden uns als Freiwillige zu einem Sonderseinsatz." antwortet A.

"Es darf auch etwas Schwieriges sein", ergänzt Studer.

A. drängt: "Wir möchten zusammen an die Front. Es brennt ja sicher noch irgendwo, oder?"

"Der Kulturkampf ist kein Wunschprogramm!" dröhnt der Kulturoffizier.

"Verstanden!" salutiert A. "Können sie uns etwas Un-erwünschtes empfehlen? "

Der Uniformierte Kultureinsatzleiter mustert die beiden misstrauisch, weil der Kulturkrieg weder ein Ort ist, um Scherz zu machen, noch um der Zweisamkeit zu fröhnen. "Seid ihr denn noch aufnahmefähig?" erkundigt sich der Offizier und zieht eine Augenbraue hoch.

Beide nicken.

Er glaubt es zwar nicht. Aber dennoch nimmt er, nach einem Blick auf seine Retro-Einsatzpläne, die hinter ihm an einer Wand der Baracke hängen, einen Zettel aus einem Kasten hervor. Er haut geräuschvoll einen Stempel darauf: SONDEREINSATZ. Mit roter Farbe. Es sind zwei Tickets zu einer Nacht-Vorstellung von "Die Obduktion von Max Frisch".

"In 15 Minuten geht es los", brummt der Offizier, "Auf der Saffainsel." und wischt die beiden mit einer verächtlichen Handbewegung aus dem Büro.

Tatsächlich ist auf der kleinen künstlichen Insel, die 1958 für die SAFFA, die Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit, im Zürichsee aufgeschüttet wurde, ein Kubus aufgebaut, den man nur erreicht über ein kleines, elegant geschwungenes Fussgängerbrücklein, unter welchem ein Schwanenpaar versucht in seinem Nest aus Ästen und Plastikabfällen zu schlafen.

Das Stück "Die Obduktion von Max Frisch" ist rasch erzählt. Max Frisch, der grosse Zürcher Schriftsteller, ist tot. Er hinterlässt ein Schreiben, in welchem er darlegt, dass er nicht eines natürlichen Todes gestorben sei und verlangt dass bei der Polizei eine Anzeige gemacht werde gegen Unbekannt wegen Mord, oder Totschlag, oder einem sonstigen Verbrechen gegen ihn mit Todesfolge. Frisch will, dass das geahndet wird. Dazu verlangt er eine fachgerechte Obduktion. Ein Gerichtsmediziner soll den Grund für den unnatürlichen Tod des Schriftstellers finden und in einem Bericht festhalten. Dabei könnten Organe auch gespendet werden, prioritär an andere Schriftsteller, auch an Frauen. Die Anzeige soll der Erbvollstrecker am Tag seines Todes bei der Polizei deponieren. Und zwar in seinem, Max Frischs Namen, wozu er ihm die Vollmacht erteilt. Den Rest müsse man der Justiz überlassen, respektive seinem Anwalt, dem berühmten Karl Sampurer, den er mit dem Fall betraut.

Nun liegt also, in der Mitte der kleinen Studiobühne, die Leiche von Max Frisch auf einem Chromstahl-Obduktionstisch und der Gerichtsmediziner tut seine Arbeit, immer wieder unterbrochen von Besuchern. Etwa so:

"Ah der Herr Sampurer?"

"Haben sie etwas gefunden?"

Erst jetzt kapiert Studer; Die Obduktion ist nicht ein Stück von Max Frisch, das so heisst, sondern es ist ein Stück über die Obduktion von Max Frisch's Leiche. Friedrich Dürrenmatt kommt auch vorbei. Aber da erwacht die Leiche von Frisch kurz und brüllt, dass er, Dürrenmatt, seine Lunge nicht erhalte. Er hätte eben nicht sovielen Zigarren rauchen sollen, sondern wie er, Frisch, eher Backpfeife. Dürrenmatt sagt darauf, dass ihm Frisch's Lunge egal sei, er sei mehr an der Leber interessiert. Undsoweiter. Das Stück ist so wahnsinnig philosophisch, dass einem das Hirn im Schädel surrt, wie wenn man darin mit einem Vibrator feuchten Beton verdichtet.

Vielleicht liegt die segensreiche Verwirrung dieses Kulturabends aber begründet in geomantischen Schrägstrahlungen des Kraftortes. Schliesslich wurde die SAFFA-Insel 1958 im Rahmen eines "Projektes zur Bewusstseinsförderung von Frauen" entworfen und auch von Frauen erbaut, gleichsam als Monument der Verinselung des weiblichen Bewusstseins. Oder so.

A. und Studer bleiben zusammen. Sie heiraten später, als Polygamie wegen dem zunehmenden islamischen Einfluss wieder zugelassen ist, und sie leasen zwei Kinder von einer Fruchtbarkeitsagentur. Es ist erstaunlich, dass man,

trotz grösstem Blödsinn rundum, noch ein furznormales Eheleben führen kann. Die Kulturdienstpflicht ist ein Segen. Der Irrsinn treibt fadengerade den letzten Rest von Normalität in die Paarung. Zürich ist eine schöne Stadt.

Die SAFFA-Insel im unteren Seebecken des Zürichsees. Die leicht geschwungene Brücke führt zum Gelände, wo jeweils das Zürcher Theaterspektakel stattfindet.





Wolken und Steine

Skala, Patmos

Zuerst kommt Michael mit dem Heiligenschein. Der Erzengel badet. Er schwimmt als Wolke am Himmel. Ich sehe ihn von unten, von der Terrasse aus, über mir, als ob ich am Boden eines luftklaren Swimmingpools sässe und den Schwimmer oben im Himmel an der Wasseroberfläche crawlen sehe. "Hallo!" rufe ich zur Wolke Michael.

Ich nehme einen Schluck Rotwein, aus Nemea, aus einem Glas, das ich auf das kupfernen Blechtischchen draussen vor dem Haus gestellt habe, von wo ich die Welt betrachte mit dem blauen Firmament darüber.

Kinder jubeln und johlen vom Sportplatz her. Sie haben Fussballtraining. Sie rufen mit einer einzigen Stimme von freudigen Aufschreien des Antreibens und Anfeuerns, aus hellen, jungen Kehlen.

Oben ziehen Wolken vorbei wie Zuckerwatte die ins Rosa der Abendsonne getaucht sind. Sie kommen genau von Süden her, über meine Terrasse, also gleichsam aus meinem Dach heraus und ziehen dann Richtung Norden, über den Hafen hinweg, über Skala, dann zwischen den Hügeln des Kastelli hindurch und zum Sitz der heiligen Ikone von Koumana und werden dann immer kleiner.

Ich habe den Eindruck, als sässe ich auf dem obersten Deck eines gigantischen Schiffes, einer Schiffsinsel sozusagen, eines Dampfers, der sich als Insel getarnt hat, oder so, und dass also die Wolken, die über dem Dach meines Hauses erscheinen und nach Norden ziehen in Wirklichkeit die ausgepufften Rauchschwaden eines titanischen Motors sind, ein allerdings völlig unhörbarer, lautloser Motor, der Angst hat man könnte sonst merken, was die Schiffsinsel antreibt, ganz ohne Vibrationen. Vom Meer rund um mein Inselschiff sehe ich nichts. Es zu gross ist. Nur weil die Wolken in ihrem gleichmässigen, zügigen Tempo am Himmel Richtung Norden verraten, dass wir fahren und zwar nach Süden, denn von da kommen die Wolken, während ich, auf meinem Stuhl mit dem Segeltuchbezug sitzend, gegen Norden schaue. Ich sehe also nicht wo das Schiff hinfährt sondern ich sehe nur, von wo es wegfährt, allerdings ohne das Meer zu sehen. Ab und zu stricheln wir oben oben Flugzeuge vorbei, gleich Sternschnuppen mit langen Schweifen aus Kondensstreifen. Sie fliegen quer von Westen nach Osten und von Osten nach Westen.

Je weiter die Sonne am Abend sinkt, desto dunkler und schwerer werden die Wolkenschwaden. Jetzt sind es wirbelnde, schwarze Rauchschwaden, die eine Reihe bilden, in einer Linie aufgefädelt, wie von Stössen gewaltiger Kol-

ben aus einem babylonischen Kamin geblasen. Wir fahren rasch, rufe ich innerlich den Kindern zu. Aber diese kauern gerade mit Fussbällen vor sich vor einem Tor und und ihr Trainer ruft ihnen Sätze zu. Sie antworten darauf aufgeregt wie überdrehte Frösche in einem Frühlingsteich.

Dann fliegt ein Packman-Squid vorbei, eine Wolke die sich wie mit rauchigen Tentakeln öffnet, um eine andere Wolke zu verschlucken, die ihr unvorsichtigerweise zu nahe gekommen ist. Und jetzt noch eine Wolke in der Form einer Aladinlampe, also gleichsam aus dem entwichenen Geist gebildet, der vielleicht aus Heimweh die Lampe gebastelt hat, in der er einst zwar gefangen aber auch geborgen war. Dann ziehen dunkle, wulstige Polster auf, so dicht aneinandergereiht, dass sie zu einer Art Schlange oder Wurst werden, eine horizontale Rauchsäule. Der Kapitän gibt Vollgas, wie mir scheint.

Ein Licht geht an bei der Paraskevi Kapelle, grad über und hinter dem Sportplatz, wo die Kinder kreischend einem Ball nachsprinten. Zwei Tauben fliegen in ihr Abendnest. Die Fernsehantennen ragen wie abgenagte Fische die verzweifelte Message ihrer skeletösen Empfängnis in den Aether. Das planlose Netz der chaotischen Stromversorgung spannt sich durchhängend über die Flachdächer von Skala, ohne dass jemals daraus ein vernünftiger Kokon werden kann für die Verwandlung der Welt zu ihr erwachse-

nes Imago. Alles bleibt chronisch raupig, im Fresszustand stecken geblieben. Ausser die Kehlen der Kinder: Da ist etwas drin, das mit den hohen, rosaroten Wolken mitfiebert. Es klingt, als wüssten sie wohin es ginge in naiver Vorfreude aufs Unbekannte.

Dann rauscht ein grauer Drache übers Dach, mit einem amüsanten, aufgedöselten Kamm und einer Stupsnase. Puff Puff. Puff. Die Dampfmaschine faucht ihre selbstverliebte Geschäftigkeit in den wolkenlosen Abendhimmel.

Vom Inneren meines Apartements her riecht es nach Knoblauch. Ich habe grüne Peperoni mit Knoblauch, Salz und Olivenöl auf dem Ofen. Aber da hinein stinkt die graue, diabolische Plastiksüsse eines parfümierten Abfallsacks. Ja, es ist wirklich wahr. Das gibt es leider. Ich habe im Proton-Market eine Rolle Abfallsäcke gekauft, die tatsächlich parfümiert sind. Es ist durch und durch schrecklich. Widerlich. Eine Zumutung, Beleidigung und ein brutaler Stilbruch in diesem Ausguck des Weltschiffs. Ich werde diesen nach toxischem und kitschigem Totenduft eines Kadavers miefenden Sack nach draussen bringen müssen. Er verpestet den ganzen Innenraum meines Apartements. Hoffentlich fallen die Tauben deswegen nicht tot vom Himmel. Wie entsorgt man parfümierte Abfallsäcke? In sich selber? Ich hoffe dass der Sack bald voll

ist und ich ihn in einen der grünen Plastikcontainer schmeißen kann, wo die Katzen herumlungern, die hoffen, dass ich Fisch gegessen habe oder ein Ziegensouvlaki. Vergeblich. Arme Katzen!

Jetzt gehen die orangen Scheinwerfer beim Sportplatz an. Bälle knallen ans Aussengitter. Da ist Energie drin. Wie Elektronen in einer Glasröhre. Die Wolken sind nun Kissen, die locker mit Daunen aus Elefantenflaum gestopft sind. Mal schauen wo wir morgen ankommen. Oder fahren wir im Kreis? Bereits sind die Wolken schläfrig, wie Steine aus Watte. Ein Stern geht an, hell und eindeutig blitzelnd. Im Nordosten. 10 Grad über dem Sportplatz. Ist das Venus? Und wenn ja, warum?



Georgs Tagesablauf

Georg Paulmichl

Beim Schlafen träume ich vom Märchenland in Hinterindien. Dann auf einmal rattert der Wecker. Ich sage dann zum Wecker, er soll still sein. Morgenstund hat Glut im Mund. Wer gut aufsteht, der hat gut geträumt in der Nacht. Dann spreche ich noch schnell ein paar Sätze mit dem lieben Gott. Die Gebete hört der liebe Gott nur durch die Mauer. Danach wasche ich mir die Hände rein, so werde ich immer sauber sein. Frühstück ist meine Lebensbeschäftigung. Dann gehe ich über den Bürgersteig. Ich bleibe immer auf dem Bürgersteig. Mich grüßen nur die Menschen, die Hunde grüßen mich nicht. Mit dem Bus fahre ich dann durch die Landschaft nach Tschengels. Ich bin ein normaler Mensch. In der Werkstatt sind alles Künstler. Am Samstag kommen die Oberkreiner nach Prad. Nachher wird der Fußballplatz gesegnet, damit die Fußballer nicht den Rasen zertrampeln. Die Oberkreiner singen: Heute schlüpfe ich aus den Hosen raus, dann schlüpfe ich in die Hose wieder rein. So soll es immer sein. Underberg hilft dir schnell über den Berg.

Das Lesebuch vom Georg, 1983

Tagebuch von der Insel Patmos

Was Johannes auf Patmos gemacht hat: Ist das Nachfolge Christi? Für mich ganz klar. Nein! So nicht! Ich habe Menschen erlebt in der Nachfolge Christi, die bei all ihrem Herzenseifer ihre Missioniererei, ihre Taufzwängerei und Besserwisserei hinter sich gelassen haben. Einer davon ist Ernst Sieber, den ich persönlich kannte, ein liberal, fundamentalistischer Radikalchrist. Seine Message war, so wie ich ihn erlebt habe, eigentlich immer nur diese: „Es kommt mir nichts zwischen Dich und mich. Und niemand kommt zwischen uns und Gott. Da hat es keinen Platz für Zauberzeugs und Tempelhurerei.“

Der Raum zwischen Dir und mir und uns und Gott ist die Welt, die wir erfahren dürfen, sinnlich, friedlich, aufgeregt manchmal. Wir brauchen kein Handbuch und keine Beipackzettelbibel mit Wirkungen und Nebenwirkungen. Aber jemand muss uns ermutigen, die Fesseln des Glaubens abzuwerfen, das Gemäuer des Religiösen zu durchbrechen, oder besser: es stehen zu lassen und aus der Höhle raus zu gehen an die Sonne. Vorurteile abwaschen. In klarer Freiheit baden und auch jedem anderen seine Freiheit gönnen, auch solche, die uns selber schmer-

zen. Die Begegnung mit der spirituellen Welt ist eine persönliche. Sie kann nicht verallgemeinert werden, nur erzählt. Doch selbst Geschichten und Erzählungen und Lebensberichte enden immer an der Schranke des Sich-selber-Gehörens. Die Sehnsucht nach Freundschaft und liebender Teilnahme an der unfassbaren Weltbegegnung, bleibt unser Kitt, aber nur ein Wegstück lang, bis der Mörtel sagt, wir sollen die Steine frei lassen, kullern lassen, in die Brandung der Zeit. Mit besten Wünschen. Und weiter gehen.

Auch im Habitat unserer Wünsche und Träume, dem gelobten Land, in diesem ewigen Sonntag der Gegenwart, sollen wir unterwegs sein, nicht weil wir von hier fort wollen, und nicht weil es uns hier nicht gefällt, sondern weil wir Beine und Füße haben, Hände, Augen, Nasen, Ohren und eine sensible Hülle aus Haut, die mit jeder Pore näher zur Welt kommen will, wir miteinander ins Gespräch kommen möchten, in den Genuss, den Austausch, des Essens, Atmens und Liebens.

25. Mai

Besuch bei Nikos. Vor seinem Haus rufe ich seinen Namen. Zuerst ist er nicht da. Nachher, als ich einen Zettel geschrieben und mit einem Stein beschwert auf ein Mäu-

erchen gelegt habe, erscheint er hinter dem Fliegengitter am Fenster, weil der Nachbarshund laut bellt.

Nikos sagt, dass er ein kleines Schiff besitzt, ein Fischerboot. Wir könnten eine kleine Ausfahrt machen. Tönt gut. Ich trinke eine Tasse Kaffee mit ihm. Er ist ganz happy. Dann fahren mir mit meinem Mietauto nach Agios Nikolaus, wo er gestern, wie er mir berichtet, sein kleines Holzschiffchen frisch gestrichen und zu Wasser gelassen hat. Der Abstieg von der Höhe der Siedlung Kampi, wo die Strasse aufhört, hinunter zur Bucht mit der kurzen Hafenmauer, ist steil, rutschig und beschwerlich.

Das Boot sieht wie neu aus, ein winziges Fischerböötchen mit einer Kabine, mehr ein Kasten mit einem Fenster, in dem kaum ein Mensch Platz findet. Ein anderes Boot von Nikos Grossvater ist hingegen nur noch ein Wrack. Es liegt zerschmettert fünf Meter über dem Meeresspiegel zwischen Felsen und Gestrüpp. Nikos zeigt es mir traurig. Es wurde von einem Sturm an Land geworfen, bei Beaufort 12!

Versteckt hinter ein paar Olivenbäumchen in einem mit Dornengestrüpp überwucherten Tälchen eines ausgetrockneten Baches, der an der Anlegestelle endet, hat sich Nikos in einer abmontierten Schiffskabine eine Hütte eingerichtet. Darin hat es zwei Etagenbetten, Licht, Gaskocher.

Alles da. Er macht für uns Kaffee. Dann geht er zum Schiff, lässt den Motor an. Er läuft. Der Himmel ist strahlend hellblau. Schön hier. kein Motorrad Gezeter, keine Autos, Nur Meeresgeplätscher. Windgesäusel. Lavasteine, Seeigel im glasklaren Wasser, Dünensäume von getrocknetem Poseidonshaar entlang dem Ufer. Man geht auf diesen Polstern wippend wie auf einem Trampolin aus Moos. Zum Fischen, sagt Nikos, sei Mai keine gute Zeit, besser dann, wenn Du im November wieder da bist. Sagt er. Früher, als er acht Jahre alt war, und er mit seinem Vater auf Fischfang war, sei er den Weg von hier unten hinauf nach Kambos, mit den Fischen auf dem Rücken, barfuss zwei Stunden lang über die steilen Halden gegangen. Eine schufterei.

Die Terrassen und die grosse Pflanzfläche auf dem Schwemmkegel der Bucht, liegen heute brach. Früher hat man hier Wassermelonen angebaut. Die Zisterne ist jetzt ausgetrocknet. Seit oben, bei den Häusern Wasser gepumpt wird, kommt hier unten nichts mehr an, klagt Nikos. Von einer Ausfahrt mit dem Boot redet er nicht mehr. Er will zurück nach Kambos. Hunger aber hat er keinen, sagt er, als ich vorschlage ihn zum Essen in der Taverne Panagos einzuladen. Am Abend, sagt er, können wir nach Chora gehen und was essen. Ich werde ihn dann um 19 Uhr zuhause abholen. Er ist einverstanden.

Nikos hinkt ein wenig mit dem rechten Fuss. Ein Gelenk scheint etwas versteift. Als ich ihn darauf anspreche, sagt er nur, er sei psychisch krank, er nehme Medikamente. Ihm fehle eine Frau. Die Französin, offenbar eine religiöse, die spirituelle Kurse und Führungen anbietet, sei zwar einmal mit ihm in seinem Liebesnest in der Kutterabine gewesen und hätte darauf gesagt, sie komme nun jeden Samstag wieder, aber dann kam sie doch nicht. Nikos sieht eigentlich gut aus, braungebrannt, zäh, muskulös, nicht fett, haarig, seemännisch, untätowiert, männlich, untersetzt, gedrungen, etwa wie Maradona zu seinen schlanken Zeiten. Ich lade Nikos bei sich zuhause ab. Bis morgen, 19 uhr!

Ich esse bei Panagos. Lydia, Manolis, alle sind da. Es gibt Krittamosalat mit Olivenöl und Zitrone und Zigenitzi in Tomatensauce mit Kartoffeln. Alles köstlich, wie immer. Von meinem Tisch aus sehe ich hinaus auf den Dorfplatz und zur Kirche hin. Die Architektur der Kirchen ist hier immer so, dass sie heller leuchten als der Himmel. Die Kuppeln streiten mit der Sonne um das Vorrecht des Lichtes. Sie setzen dem blendenden Licht der Sonne einen irdischen, gleissenden, makellos geweißelten Mondschein entgegen und sind mit dem unvermeidlichen Kreuz geschmückt. Ein Camion hält bei der Taverne an. Allgemei-

nes Hallo. Feuerlöscher werden ins Haus gebracht, die abgelaufenen, oder ungenutzten werden ausgetauscht. So verursacht auch eine Feuersbrunst, die nicht brennt, Kosten und Arbeit. Neue Gasflaschen werden ebenfalls angeliefert. Die Feuerlöscher sind eifersüchtig.

27. Mai

Um acht Uhr morgens hat Nikos mit seinem Vater das Holzboot Mosca an Land ziehen lassen an der seichten Stelle im Hafen von Skala, wo man Schiffe auf einem Rollgestell auf Schienen, die ins Meer führen, an Land ziehen und dann aufbocken kann auf Fässer, Holzpfeilern, Steinen und Autopneus. Die Mosca ist ein elegantes, zehn Meter langes Holzschiff, wahrscheinlich ursprünglich ein Fischerkahn, der zum Passagierboot umgebaut wurde. Nun wird es 2-3 Wochen gereinigt, ausgebessert, neu gestrichen. Nikos erscheint im blauen Handwerkerdress. In seinen blauen Latzhosen, dem gelben T-Shirt, und der roten Baseballkappe sieht er aus wie eine griechische Variante von Bob der Baumeister. Sein Vater, der ebenfalls Nikolas heisst, ist auch da. Er ist weit über 80 Jahre alt und besitzt einen struppigen Nietzsche Schnauz, der breiter ist als das stolz geschnittene, indianische Gesicht mit den pechschwarzen Augenbrauen wie Gewitterwolken. Die beiden begrüßen mich.

Danach besuche ich nochmals das Kloster in Chora, mache Fotos des Thomas-Schädels, dann nach Grikos, nach Skyamia, das ich mir anders vorgestellt habe, dann nach Diakofti. Von da begeben sich mich auf einen einstündigen einsamen Marsch zur Psili Ammos Beach. Als ich in der paradiesischen Sandbucht ankomme sind da bereits zwei Paare. Die Barackentaverna ist geschlossen. Danach kommen tröpfchenweise Touristen, immer paarweise. Alle halbe Stunde ein Paar. Schatten unter den Tamariskensäulen hat es für alle genug. Über den Sand krabbeln kleine Schwarzkäfer, Tenebrioniden, die ich für Benjamin mitnehmen möchte. Ich habe aber nichts dabei, um sie einzupacken. Eine Plastiktüte bietet ihrem Fluchtrieb keinen Widerstand. Ich lasse sie krabbeln.

Um 18 Uhr habe ich eine Verabredung mit Jakovos. Er will mir den Sitz der heiligen Ikone von Koumana zeigen. Um genau 18 Uhr bin ich in der Reception. Jakovos kommt ebenfalls pünktlich und wir fahren mit seinem Auto zum Seat of the Holy Panagia Koumana. Es geht einige Steilkurven den Hügel hinauf. Wir parken, Jakovos nimmt einen Schlüssel aus seiner Hosentasche. Als wir durch die Holztür eintreten wollen, steht sie schon offen. Die ganze Anlage ist innerhalb der hohen Mauern voller Pflanzen. Im überdachten Innenhof sitzt ein alter orthodoxer

Würdenträger in einem weissen Plastiksessel, umringt von acht Frauen, zwei davon Nonnen, und einem Mann. Jakovos ist überrascht und zugleich hoch erfreut. Es ist der Bischof Amfilochios, ein Lehrer der berühmten Patmian School, der frühere Lehrer von Jakovos, der zwischen 1965 und 1968 an diesem einzigartigen orthodoxen Seminar auf Patmos studiert hatte. Damals war Amifilochios, der in Rhodos geboren und aufgewachsen ist, Bischof von Neuseeland. Nun ist er im Ruhestand, sehr gebrechlich, krank und schwach auf den Beinen. Sein gütiges Gesicht mit den wachen Augen erinnert mich an meinen früheren Gymnasiallehrer Christian Doelker. Ich glaube, dass alle Menschen solche Erinnerungen an Lehrerinnen oder Lehrer haben, an die zurück zu denken, eine grosse Dankbarkeit auslöst und in der festen Überzeugung gründet, dass Schule im wesentlichen nur über Initiation, das heisst, nur durch persönliche Begegnungen mit Lehrern funktioniert. Das spüre ich auch bei Jakovos, der, selber ein Mann von 70 Jahren, jetzt wie ein Kind zu Amfilochios hingeht, der als zufriedener, ruhiger Hirte zwischen seinen Schäfchen sitzt und in der Freude seiner Besucher ganz aufgeht. Im Arm hält Amfilochios einen geflochtenen Korb. Daraus gibt er mir ein kleines farbiges Kärtchen mit Maria und dem Jesuskind, die zusammen in einer Brunnenschale sitzen und ein Bonbon in einem bunten Papierchen mit zwei gedreh-

ten Ohrchen, oder Flügelchen. Die Klosteranlage von Koumana ist eine Oase. Der letzte Mönch, der hier lebte, starb im vergangenen Jahr. Jetzt sucht das Kloster eine Nonne, die alles in Schuss hält. Es gibt Dutzende von grossen Käfigen, wie in einem Zoo, voluminöse Volieren für Vögel und anderes Getier. Der verstorbene Mönch war ein Liebhaber exotischer Vögel, vor allem von Papageien aus Südamerika, insbesondere Argentinien. Meist Geschenke von ausgewanderten Griechen. Nun ist alles leer.



Jakovos beim Abstieg vom Bergkreuz, hinunter in die Gartenoase des Klosters Panagia Koumana mit den Volieren.

Besucher sind vor allem Einheimische, sagt Jakovos. Alles was man hier sieht, wurde von ihnen gespendet. Manchmal schenkte man dem Kloster einen Baum, eine schöne Rose, eine Aloepflanze oder spendete für ein neues Tier, für einen neuen Teppich in der Kapelle. So ist alles hier aus Dankbarkeit zusammen gekommen. Die berühmte, heilende Ikone, als deren Aufbewahrungsort, eben als Sitz, das Gebäude im 18. Jahrhundert erbaut wurde, die Panagia Koumana, befindet sich in der Kapelle, aber nicht, wie ich meinte auf der Ikonostase an der Altarfront, wo auch eine Ikone zu sehen ist, sondern es ist diejenige Ikone rechts davon in einem eigenen, hölzernen Altarrahmen, der eine Kapellnische darstellt.

Am höchsten Punkt der Mauer des Klosters, ist mit Blickrichtung gegen Skala ein fünf Meter hohes, weiss bemaltes Kreuz aufgestellt, das in der Nacht leuchtet. Von hier hat man einen prächtigen Ausblick über die Hafeneinfahrt hinweg nach Skala und dahinter Chora mit dem Kloster. Gut sichtbar ist auch die Hafenmauer, wo Michailis Koutlakis stand, als er das Foto zu seinem letzten Bild aufgenommen hatte. Eine ganze Weile sitzen Jakovos und ich noch bei Bischof Amfilochios, der mit seinen Besucherinnen spricht. Eine würdevolle Ruhe ist gegenwärtig. Man kann das atheistische Gehabe, das ich gelegentlich durch

meine religionskritischen Ausflüge vollführe, nicht lange aufrecht halten, wenn man solchen Menschen begegnet. Es ist nicht so, dass Kirchen und Religionen von sich aus würdevolle Begegnungen erschaffen. Die Stimmung wird von Menschen gemacht, egal an was sie glauben. Darüber hinaus. Jenseits des Glaubens.

«Wir haben Glück gehabt“, sagt beim Hinausgehen Jakovos zu mir. „Die Türe war offen für den Bischof. Wir konnten einfach eintreten!« Er will unbedingt, dass ich ihm das Foto gebe, das ich von ihm und dem Bischof gemacht habe. Er will es ausdrucken.

Als wir in die Villa Zacharo zurück kommen, wartet da ein älterer Herr auf Jakovos und sie beginnen sogleich ein Gespräch über einen griechischen Begriff, der Philotamia heisst. Jakovos ist hier auf Patmos, eine theologisch-philosophisch-historische Auskunftei. Der Gast ist aus England, wie mir Jakovos später sagt, der viel über griechische Philosophie studiert hat und mit ihm erörtern will, was das Wort Philotamia alles bedeutet. Wie ich höre ist Philotamia ein Eckpfeiler der erstrebenswerten Tugenden, im Sinne von Ehrerbietung, sich würdig zeigen, Respektvoll sein, nichts schuldig bleiben, ein breiter Fächer von Haltungen, in denen man Geschenke und Zuwendung von Menschen verdankt und erwiedert. Jakovos geht soweit zu behaupten, dass Philotamia eine Pflicht sei, auf Zuwen-



dungen irgendwelcher Art zu antworten. Man könne nicht einfach Dinge entgegen nehmen und davon gehen. Natürliches, soziales Verhalten. Das sei ein zentraler Punkt des Zusammenlebens von Menschen, und bis heute lebendig auf Patmos. Jakovos erzählt mir dazu diese Geschichte:

"Gestern ist der halbwüchsige Sohn einer Frau aus Skala, die alleinerziehend ist, bei einem Motorradunfall schwer verletzt worden. Die Mutter des Jugendlichen ist mausarm und völlig verzweifelt. Innerhalb von wenigen Stunden sind 10'000 Euros zusammen gekommen, damit man den Jungen ins Spital nach Rhodos bringen kann. Das ist Philotamia, das Wunder der sozialen Verantwortlichkeit, direkt, zwischen Menschen. "

Es braucht nicht mal die heilende Ikone der Panagia Koumana dazu. Kein Amt, keine Behörde, keine Sozialindustrie, die wie eine Krücke, die man gerufen hat, nun uns selber in ihre Fänge nimmt. Aus Bescheidenheit wird man das Gelingen der Hilfe für die Mutter des verunfallten Burschen der Panagia verdanken, dem Bild der Gottesmutter. Vielleicht könnte man so die heilbringenden Ikonen betrachten: Nicht als Fetische, nicht als Objekte, die selber handeln, sondern als Erinnerungen an die göttliche Kraft segensreicher, mütterlicher und sorgenvoller Liebesdienste, die in jedem Menschen schlummern.



Studers Apokalypse – Teil 4

Geschehen im Jahre des Herrn 2068

Es klingelte an der Türe. Studer sieht auf dem Monitor, dass drei Männer draussen warten. Er öffnet.

"Entschuldigen sie bitte die Störung," beginnt der erste, ein Herr mit grau meliertem Haar, dunklem Teint, vielleicht aus dem arabischen Raum stammend.

"Wir sind drei Freunde auf einer gemeinsamen Reise."

Studer macht keine Anstalten, die drei in die Wohnung zu lassen. Er verschränkt die Arme. Er kennt keinen der drei Männer.

"Was ist der Grund ihres Besuches bei mir?"

Nun, beginnt der zweite Mann, ein hellhäutiger mit rötlichblondem Haar, ebenfalls um die fünfzig Jahre alt, schätzungsweise ein Irländer: "Wir suchen einen Jungen mit Namen Klaus."

"Mein Sohn heisst Klaus," antwortet Studer etwas skeptisch und denkt bei sich, dass man sich doch anstandeshalber anmelden könnte, wenn man etwas von seinem Sohn will.

"Man könnte sich doch anmelden," sagt Studer, "wenn man etwas von meinem Sohn will."

"Ja, ja, das ist klar", wehrt der Dritte ab. "Entschuldi-

gen sie bitte die Störung" ergänzt der Erste.

Dann tritt der dritte Mann einen Schritt vor und zwischen die beiden anderen. Es ist ein älterer, in ein farbiges Tuch gehüllter Afrikaner.

"Wir sind drei Gesandte auf der Suche nach der Zukunft", beginnt er mit sonorer Stimme.

Jetzt ist es draussen. Studer erinnerte sich, dass in letzter Zeit in den Medien oft von solchen Gesandten die Rede war, die irgendwelche Besuche an Haustüren machen.

"Sind sie da, um Werbung zu machen für eine KI?" fragt Studer.

"Nein, Nein", wehrt der Afrikaner ab. Er hat gekraustes Haar, dunkelbraune Augen und macht eine sympathische Geste mit den Händen. Irgendwie einladend. Dann fährt er fort: "Wir suchen Talente, die wir unserem Auftraggeber empfehlen können."

"Mein Sohn ist erst fünf," sagt Studer.

"Ja, ja, das ist ein bisschen spät" entschuldigt sich der Ire und erklärt: "Wir haben so viel zu tun. Die Abklärungen dauern und dauern und dauern. Wir kommen von weit her."

"So, So," macht Studer, " und warum kann man sich nicht anmelden, wie es heute üblich ist?"

"Wer ist es?" ruft Maria aus dem Wohnzimmer.

"Es sind drei Männer wegen der Zukunft von Klaus," gibt Studer zurück.

"Klaus hat keine Zeit", tönt es zurück. "Du weisst, dass er durchdreht, wenn man ihn beim Gamen stört!"

"Deswegen sind wir ja hier!" ruft der Araber an Studer vorbei Richtung Wohnzimmer.

"Wie?" fragt Studer und schüttelt verwundert den Kopf.

"Klaus hat uns bestellt. Wir kommen von seinem Game."

Studer runzelt die Stirne.

"Klaus hat gesagt, wir sollen ihnen nichts davon erzählen." Der Afrikaner nimmt einen Tablet-Computer aus seiner Mantelinnentasche hervor und tippt darauf etwas.

"Was machen sie?" fragt Studer.

"Ich schreibe Klaus, dass wir da sind."

Prompt erscheint der kleine Klaus, mit seiner Gamekonsole in der Hand, an der Türe, schubst Studer wie einen Besen, der im Weg steht, beiseite, ohne zu grüssen und sagt.

"Aha! Da seid ihr ja. Warum hat es denn so lange gedauert?"

Der Graumelierte beugt sich zu Klaus herab in einer ehrerbietigen Verbeugung: "Es ist uns eine Ehre." "Es war ein weiter Weg" fügt der Ire bei.

"Zuerst will ich wissen, woher ihr kommt," sagt Stu-

der, "vorher lasse ich euch nicht in meine Wohnung."

"Lass das, Alter!" trötzelt Klaus. "Sie sind da wegen meiner Zukunft. Du kannst uns nicht aufhalten."

"Wer ist uns?" fragt Studer.

"Du bist zu alt, Alter!" gibt Klaus zurück. Um Ärger zu vermeiden gibt Studer nach. Die drei Männer bleiben geschlagene drei Stunden und lassen viele Geschenke da.

"Von welcher KI waren sie?" fragt Studer später, als Klaus gerade zum Naschen vor dem Kühlschrank in der Küche auftaucht.

"Die sind nicht von einer KI!" schaute ihn Klaus böse an. "Es gibt nur eine KI. Alles andere ist dummes Geschwätz."

"Okay, verstehe." sagt Studer. Er will keinen Ärger.

"Du verstehst gar nichts!", gibt Klaus zurück, "Es gibt nur eine KI."

Als in den folgenden Tagen immer wieder wildfremde Leute an der Türe klingeln, die Klaus sehen wollen, und haufenweise Geschenke da lassen, entscheidet Studer, sich um die Sache zu kümmern und fragt Maria, als er eine günstige Gelegenheit findet: "Hast du eine Ahnung, Maria, bei welcher KI Klaus ist."

"Es gibt nur eine KI," antwortet sie ohne ihn anzusehen.

"Ja, ich weiss," nimmt Studer einen neuen Anlauf: "Aber wie heisst sie, hat sie einen Namen."

"Sagte ich doch" bellt Maria zurück: "Es gib nur eine KI"

"Ist das ihr Name?"

"So ist es. Hast du nicht davon gehört?" wundert sich Maria: "Du bist ja gar nicht informiert."

"Und du?" fragt Studer, "Bist du auch bei einer KI?"

"Das geht dich nichts an," gibt Maria trocken zurück, "Privatsache!"

"Ich verstehe" gibt Studer klein bei. Er ist sich das gewohnt. Es war zwischen ihnen noch nie viel los. So blieb es. Studer will keinen Ärger. Er will auch gar nicht nachdenken über diese jüngsten Entwicklungen mit den KI's, die sich gegenseitig bekämpfen. Er hat nur Angst dass man seinen Sohn da hinein zieht in einen solchen Krieg um die KI's, von dem man oft spricht. Zwar tut man so, also ob es um ein Spiel ginge, aber Studer ist schon etwas zu alt, um an solche Märchen zu glauben. Er hat den leisen Verdacht, dass da mehr dahinter sein könnte. Aber er will keinen Ärger. Also hält er sich raus. Und sowieso: Sein Sohn. Der ist ja gar nicht von ihm. Ausserdem ist er, Studer, bald 60 Jahre alt, danach kann er sich von der Familie offiziell trennen und seinen Alterssitz wählen. Gespart hat er genug.

Später beim Psychologen. "Wissen sie denn nicht," fragt der Doktor Xarakis, "was die drei Gesandten mit ihrem Sohn machen?"

"Nein," antwortet Studer kurz. "Es interessiert mich ehrlich gesagt auch nicht."

"Verstehe," sagt Herr Xarakis, und fragt nach kurzer Pause nach: "Dann soll ich es ihnen also nicht sagen?"

"Was habe ich denn davon, wenn ich es weiss?"

"Vielleicht können sie dann nachher mit ihrer Ungewissheit besser umgehen."

"Und wenn nicht?"

Xarakis schüttelt verwundert den Kopf.

"Was ist", fährt Studer fort. "Wenn ich gar keine Ungewissheit habe? Kommen sie, Herr Doktor. Ich bitte sie! Sie wissen ganz genau, dass die Leute immer weniger wissen wollen, weil die, die alles wissen wollen, sowieso von den KI's auseinandergenommen werden nach Strich und Faden."

"Ja, da gebe ich ihnen recht, Herr Studer," nickt Xarakis, "das ist tragisch, dass niemand mehr etwas wissen will, seit es die KIs gibt, die alles wissen."

"Es reicht wenn man einer KI angehört ..." klagt Studer.

"Ja schon, aber der richtigen!" betont Xarakis. "Nicht irgend einer!"

"Können sie denn eine empfehlen?" fragt Studer.

"Sind sie noch nicht bei einer Mitglied?" tönt Xarakis vorwurfsvoll.

"Nein. Ich will ja gar nichts wissen!"

"Ja eben," sagt Xarakis. "Dann erst recht. Da sind sie doch froh dass jemand anderer für sie das Wissen erledigt. Seien sie doch froh!"

Studer; Jetzt hören sie aber auf, Herr Doktor. Das tönt ja so also ob sie Werbung machen wollen für eine KI.

Xarakis: Es gibt nur eine KI.

Studer: Das habe ich mir gedacht.

Xarakis: Die nehmen aber nicht jeden auf.

Studer: So so. Zz.

Dann ist eine Weile Stille.

Xarakis: Und sie wollen also nicht wissen was die Gesandten mit ihrem Sohn machen?

Studer: Es ist nicht mein Sohn. Das habe ich ihnen doch gesagt. Er ist jungfräulich gezeugt

worden. Das hat Maria felsenfest behauptet.

Xarakis: Von ihnen.

Studer: Was soll das heissen: Von ihnen?

Xarakis: Klaus wurde von ihnen jungfräulich gezeugt.

Studer: Und was machen die Gesandten mit ihm?

Xarakis: Wissen sie, Herr Studer, ich glaube dass es noch etwas zu früh ist, sie darüber aufzuklären.

Studer: Und weshalb glauben sie das?

Xarakis: Weil sie so widerborstig sind. Es fehlt das vernünftige Wohlwollen, das nötig ist, damit Information gelingt.

Studer: Gelingt?

Xarakis: Na dass sie am richtigen Ort ankommt.

Studer: Wo richtig?

Xarakis: Dass sie das glauben.

Studer: Und was soll ich denn glauben?

Xarakis: Ich glaube es ist noch zu früh.

Studer: Zu früh, weshalb? Stimmt mit mir irgend etwas nicht?

Xarakis: Doch doch.

Studer: Es ist eine Frechheit mit mir, ihrem Patienten, so zu reden! Ich will zwar keinen Ärger, aber das geht so nicht. Haben sie das Gefühl, dass ich etwa nicht verstehen kann, was sie sagen?

Xarakis schweigt.

Studer: Glauben sie, ich verstehe das nicht?

Xarakis: Was?

Studer: Das was sie mir sagen wollen, was mit Klaus ist!

Xarakis: Also gut. Sie wollen es wissen?

Studer: Mir ist es egal, wenn sie es mir sagen wollen. Sagen sie es oder lassen sie es bleiben.

Xarakis: Also gut.

Studer schaut Xarakis scharf und prüfend an, zieht die Augenbrauen hoch.

Xarakis: Ihr Sohn ist von der KI auf die Erde geschickt worden, als Mensch.

- Studer: Was für ein Bullshit! Das ist doch auf billigste und primitivste Art vom Christentum abgeguckt und abgekupfert, mit Jesus und so, das weiss sogar ich!
- Xarakis: Klaus ist der Messias der KI. So ist das Herr Studer. Er ist das Neue und die Zukunft. Ob sie es wahr haben wollen oder nicht. Irgendwann wird es auch ihnen dämmern.
- Studer: Ja, ich weiss, Herr Xarakis. Es gibt nur eine KI. Und
- Xarakis: Und was?
- Studer: Dann bin ich jetzt beruhigt. Denn, wenn Klaus von der künstliche Intelligenz als Mensch, Erlöser und Messias auf die Welt geschickt wurde, kann ich ja nicht sein Vater sein.
- Xarakis: Im Gegenteil!

Die Akte Johannes - Teil 1

UNCEW

United Nations Comitee for the Evaluation of Wonders

Die UNCEW wurde 2042 gegründet, um die Internationale Anerkennung von Wundern mit einem Schutzstatus für Pilgerorte und Pilgerreisende und als globale Wallfahrtsprotektorate unter überreligiösen Schutz zu stellen. Ziel: Anerkennung der globalen Bedeutung von Wundern als Attraktionen mit herausragendem, wirtschaftlichem Potential. In vielen Religionen gibt es bereits interne Zertifizierungsprozesse für Wunder, was aber nicht verhindern kann, dass es wegen kommerzieller Machtinteressen und Unstimmigkeiten zu Wildwuchs von Wundern kommt, was insgesamt die Wallfahrerei durch Intransparenz und Überangebot in Bedrängnis bringt. Deshalb soll in den Hearings zu den Wundern, die schlussendlich zur Aufnahme in den UNCEW-Katalog führen können, wenn die Kriterien dazu erfüllt sind, Fakten zusammen getragen werden, die die Evidenz von Wundern belegen. In Zukunft werden nur noch wissenschaftlich anerkannte Wunder an klar definierten Orten zur Bepilgerung freigegeben. Vergessen wir nicht, dass heute säkulare Wunder einen wahren Boom erleben, zum Beispiel wurden gerade kürzlich

in mehreren Wüsten Nordamerikas UFO-Landeplätze offiziell als Pilgerorte freigeschaltet unter dem UNCEW-Wunderstatus-Siegel. In Genf wurde 2027 das Büro der GAVI, die Kirche der Impfallianz, und all ihre durch heilige Immunität lebenslang unschuldigen Mitglieder und Sponsoren zur Anbetung freigegeben, weil sie mit dem Wunder der Genthapieimpfung im Jahre des Herrn 2021 die ganze Welt vor der Gesundheit gerettet haben.

Vorsitzende:

Im Namen des Branchenverbandes der Pilgerindustrie und der UNCEW begrüße ich sie recht herzlich zu dieser ersten Anhörung im Falle Patmos, respektive, Offenbarung des Johannes. Wir werden uns heute, an diesem ersten Anhörungstag vor allem mit der Frage befassen, ob Apostel Johannes oder ein anderer Johannes, tatsächlich jemals in Patmos war und wenn ja, von welchem Johannes wir bei dieser Person sprechen und wer der Autor der Apokalypse ist, des letzten Buches des Neuen Testamentes der Bibel. Wie sie wissen, wurde Patmos, oder genauer gesagt das Johanneskloster und seine Bibliothek, 1999 von der UNESCO als Weltkulturerbe anerkannt, was der Pilgerindustrie sehr geholfen hat, weil dadurch die ganze Insel zu einem Heiligtum erklärt wurde. Aber nun sind zur Heiligkeit von Patmos Fragen aufgetaucht, die wir näher beleuchten möchten.

Anwalt der Pilgerindustrie:

Danke, Frau Vorsitzende. Die Investoren der Pilgerindustrie verlangen eine Garantie, dass die Apokalypse wirklich auf Patmos und wirklich vom Apostel Johannes geschrieben wurde. Es sind ernste Zweifel aufgetaucht, die die Börsenkurse der Kreuzfahrtschiffsindustrie empfindlich getroffen haben. Ausserdem gibt es politische Bedenken des griechischen Staates, weil er sich neuerdings auf den Standpunkt stellt, dass Patriarch Komnenios im Jahre 1088 die Insel an Christoudoulos geschenkt hat, obwohl er gar nicht Besitzer der Insel war. Also gibt es neuerdings Forderungen auf Rückgabe von Patmos und auf Entschädigung für die Milliarden Gewinne, die die orthodoxe Kirche aus dem unrechtmässigen Besitz gezogen hat. Sehr geehrte Frau Vorsitzende, liebes Publikum: Im Wettstreit der Pilgerorte und der vielen anderen touristischen Destinationen geht es ganz entscheidend um die Authentizität der angebotenen Wunder und Heilserlebnisse. Deshalb werden wir versuchen nachzuweisen, dass in der Bibel nicht die Wahrheit steht und dass der neu formierte Tourismusrat darauf besteht, dass der Name unserer Insel Patmos, aus dem Buch der Offenbarung gestrichen wird. Es werden darin falsche Behauptungen aufgestellt, die dem untadeligen Ruf unseres Gemeinwesens Schaden zufügen. Schliesslich haben wir immer mehr betuchte Kreuzfahrt-

touristen aus dem arabischen Raum, aus Indien und China, die nicht an einen Ort reisen wollen, der irreführend einseitig religiös belegt ist. Wir wollen nicht, dass jeder Besucher von Patmos in den Verdacht gerät ein fanatischer Pilger oder Wallfahrer zu sein. Ein Römisch-Katholischer macht ja auch nicht in Mekka Ferien, oder? Und schliesslich müssen wir nun endlich von den tausenden von Fällen von Pilgertäuschungen und Wallfahrtsbetrugsfällen reden, die unsere Anwälte vertreten. Es ist ja nicht nur so, dass viele Bitten vor ihren Ikonen und heiligen Kraftorten erhört werden, wie sie gerne prahlerisch betonen, sondern Fakt ist, dass die krasse Mehrheit der Bitten eben nicht erhört werden und zahllose kranke Menschen, die um Linderung und Genesung flehen vor ihren Ikonen, trotz ihren Heilsversprechen elendiglich zugrunde gehen. Warum?

UNCEW-Vorsitzende:

Inwieweit meinen sie, verehrter Anwalt der Pilgerindustrie, dass durch das Narrativ der Apokalypse, die in einer Höhle von Patmos geschrieben worden sei, ein Schaden entstehe?

Anwalt der Pilgerindustrie:

Ich werde versuchen mich kurz zu fassen. Zunächst zu diesem Autor. Johannes. Er nennt sich ja selber in diesem

Text. Schon wie die Offenbarung anfängt ist in höchstem Masse befremdlich. Niemand würde doch auf die Idee kommen, einen religiösen Text mit dem Wort "Ich" anzufangen. Nicht wahr? Schliesslich ist die Bibel das Wort Gottes. Dass darin ein Mensch sich so anmassend an den Anfang stellt, ist nicht nur unanständig, sondern eine beispiellose Blasphemie. Das macht man ja nicht mal in einem privaten Brief, nach Knigge, meine ich. Die Offenbarung beginnt also so: "Ich, Hans," und das Wort Hans kommt dann im ganzen Text vier Mal vor. Aber wer ist denn dieser Hans? Sagt er dazu etwas? Nein. Eben nicht. Obwohl fast alle annehme es seien die Worte eines Johannes, des Lieblingsjüngers von Jesus, ist das nirgends in diesem Text drin. Er bezeichnet sich nicht mal selber als Apostel oder als Jünger von Jesus. Ausserdem nimmt er nirgends, mit keinem Wort, Bezug zur Lebensgeschichte und den vielen Begegnungen mit dem lebendigen Jesus, obwohl er angeblich einer der zwölf Jünger war, der also auch viele Geschehnisse miterlebt hat. Von daher besteht kein Zusammenhang mit dem Johannes Evangelium. Warum steht im Evangelium eigentlich nichts drin von der Offenbarung? Es ist doch sein Lebenszeugnis und wurde angeblich in Efesus nach dem Aufenthalt in Patmos geschrieben. Warum ist da sie Sache in der Höhle ausgeklammert? Die Widersprüche sind so zahlreich, dass



Der alte Eingang zu Höhle der Apokalypse am Pilgerweg auf der Insel Patmos, griechische Dodekanesen.

deshalb viele Wissenschaftler überzeugt sind, dass es sich bei diesem Buch um eine Fälschung handelt. Der Autor ist mit Sicherheit nicht der Lieblingsjünger von Jesus, sondern irgend ein anderer Johannes, ein damals sehr häufiger, jüdischer Name, der heisst "Gott ist gnädig". Es gibt noch viele weitere Indizien für den Betrug. Ich will hier nur noch zwei aufgreifen: Erstens: Weder im Apostelroman Acta Johanni, noch in der Reisebeschreibung über den Aufenthalt des sogenannten Johannes in Patmos, ein Epigrapheion, also eine Zuschreibung, die dem Johannessekretär Prochorus in den Mund gelegt wird - also, in beiden Texten ist mit keinem Wort davon die Rede, dass Hans auf Patmos die Offenbarung geschrieben oder eine solche Message von Jesus erhalten hat. Ich frage sie: Wie soll denn das zusammengehen? Da kommt der Herr Jesus daher und spricht angeblich direkt zu seinem Lieblingsjünger Johannes in einer Höhle in Patmos. Aber diejenigen, die später über Johannes schreiben, ja, nicht mal Johannes selber wissen etwas davon?

UNCEW-Vorsitzende:

Besten Dank. Sie haben ihre Redezeit überschritten. Ich bitte sie, dies beim nächsten Mal zu beachten. Gibt es zu den vorgebrachten Argumenten Einwände oder Ergänzungen von Seiten der Verteidigung?

Anwalt der Verteidigung:

Selbstverständlich, hohes Tribunal, verehrte Anwesende, es geht hier gar nicht nur um Johannes Theologos, sondern weitergehender um der Vorwurf, der hier gegen uns, die Kirche, erhoben wird wegen der angeblich betrügerischen Übernahme der Insel Patmos durch die orthodoxe Kirche mit der Schenkungsurkunde von Patriarch Komnenos I. im Jahre 1088. Darin ist Bezug genommen auf Johannes, aber nicht in dem Sinne, dass die Echtheit der Offenbarung eine Voraussetzung wäre dafür, dass der Patriarch von Istanbul, dem Mönch Christodoulos die Insel schenkt..

Anwalt der Kläger:

... die ihm gar nicht gehört hat.

Vorsitzende:

Ruhe bitte! Nicht einfach drein reden.

Anwalt der Verteidigung:

Danke, hohes Tribunal. Ich halte die Erörterungen des Anwalts der Kläger für unterhaltsam. Ich muss sagen, dass die Bücher, auf die er sich dabei stützt, die apokryphen Johannesakten von ca. 200 nach Christus über den Aufenthalt in Efesus und Milet und die Johannesakten über den

Aufenthalt von Johannes auf Patmos, von ca. 400 nach Christus von der damals noch oekumenischen, also der gesamten Kirche der Christenheit, als Fälschungen erkannt, als ketzerische Schrifte verdammt und zur Verbrennung empfohlen wurden, was leider nicht vollständig gelang. Ausserdem ist der Vorwand, beim Autor handle es sich gar nicht um den Apostel Johannes, den ehelosen Lieblingsjünger von Jesus Christus, sondern um einen anderen John, unhaltbar, weil wir bei der Kanonisierung des Neuen Testamentes klar entschieden haben, dass die Apokalypse des Johannes vom Jünger und Apostel Johannes geschrieben wurde. Das Argument der Anklage, John hätte sich frech mit dem eigenen Namen eingeleitet und nie erwähnt dass er Jünger von Jesus sei, ist leicht zu entkräften. Wären wir betrügerische Schwurbler, wie die Anklage behauptet und die Autoren der Apostelromane, die es damals zu Hauf gab, sie müssen bedenken, dass die Bischöfe eine Woche Zeit gebraucht haben, um all den apokryphen Mist auszusondern mit dem sich irgendwelche Plapperi brüsten wollten, zum inneren Kreis der Jesusanhänger zu gehören. Es wimmelte von Ketzern, vor allem als man dafür von den Römern nicht mehr gelyncht wurde. Da kamen die angeblichen Jünger und Apostel wie Schaben und Ratten aus allen Löchern und Kanälen. Aber hören sie was der heilige Justin, der von 100-165 gelebt hat, dazu schrieb im Dialog mit Trypho:

Im weiteren Verlauf hatten auch wir hier einen Mann namens Johannes, einen der Apostel Christi, der in der Zeit prophezeite. In der Offenbarung sah er, dass diejenigen, die an unseren Christus glauben, tausend Jahre in Jerusalem verbringen werden dann wird die allgemeine, mit einem Wort ewige, gleichzeitige Auferstehung und das Gericht aller folgen.

Vorsitzende:

Danke, verehrter Advocatus. Gibt es Erwiderungen der Pilgerindustrie?

Anwalt der Pilgerindustrie:

Durchaus. Die Identität des John von Patmos, der der Autor der Apokalypse sein soll, ist höchst unklar, hohes Tribunal. Es soll sich um Johannes, den Sohn von Zebedeus und Salome handeln, Johannes soll der Bruder von Jacob gewesen sei, der angeblich in Santjago di Compostela beerdigt ist. Das alles behauptet der christliche Mainstream, zur Förderung seiner Wallfahrerei und der sich mit diesen erfundenen Narrativen eine goldene Nase verdient hat, worum es wohl eigentlich hauptsächlich ging. Namhafte Wissenschaftler haben seit dem Altertum und bis heute dargelegt, dass beim Vergleich der Offenbarung mit dem Evangelium des Johannes so gravierende und unübersehbare Unterschiede auszumachen sind, die beim Autor mit grös-

ster Sicherheit auf einen anderen Johannes schliessen, der oft Johannes der Presbyter genannt wird. Schon der Kirchenmann Dionysius von Alexandrien hat um 256 linguistisch klipp und klar dargelegt dass Vergleiche von Grammatik, Vokabular und Stil zwischen den Texten unvereinbar sind. Ausserdem gibt es zahlreiche Quellen, die besagen dass der Lieblingsjünger von Jesus um das Jahr 70 gestorben ist. Wie kann er dann um 97 die Offenbarung schreiben? Der vorher erwähnte Saint Dionysius the Great, der Bischof von Alexandrien war, kannte auch zwei Johannes Gräber in Efesus. Für ihn war klar: Der John von Patmos ist ein anderer als der Lieblingsjünger Jesu. Das gab einen Riesenkrach in der damaligen Kirche. Also wer ist dieser John von Patmos?

Anwalt der Verteidigung:

Einspruch, hohes Tribunal. Die Kirche besitzt die Autorität festzulegen, was in ihr wahr ist und was nicht. Das ist natürlich für Aussenstehende und für die Wissenschaft ein Problem. Aber für uns sind unsere Dogmen verbindlich, nicht relativ. Sonst gäbe es keine Tora, die seit bald 3000 Jahren unverändert überliefert wird und sonst gäbe es auch kein Neues Testament und keinen Koran an die man sich halten kann im Vertrauen auf die Autorität und

Unfehlbarkeit der Kirchenväter. Wir machen den Glauben ja nicht für diejenigen die wissen wollen, nicht für diejenigen die vom Baum des Wissens essen, wenn sie verstehen was ich meine, sondern den Glauben machen wir für die Menschen, die sich im Chaos von Verwirrung von Meinungen einen festen Halt suchen. Wer also unsere Heilslehre anzweifelt, der ist frei sich als Heide irgendwo in seinem epikureischen Hedonismus oder seinem platonisch-sokratischen Intellektualismus zu verwirklichen. Aber in unserem Schoss, im Schoss der Kirche, gibt es einen Felsen in der Brandung des beliebigen, fließenden Blödsinns von Moden und Gegenmoden und von Neuigkeiten die heute mal so morgen wieder anders sind. Mit anderen Worten: Wir als Kirche wollen gar nicht Recht haben. Unser Glaube ist nicht widerlegbar. Unser Glaube ist sein eigener Beweis.

UNCEW-Vorsitzende:

Ich glaube wir machen hier mal eine kurze Pause. Oder gibt es noch etwas nachzutragen?

Anwalt der Pilgerindustrie:

Erstaunlich! Sie sagen ja damit, verehrter Kollege, dass

die Kirche ihren Gläubigen die Last der persönlichen Wahrheitsfindung abnimmt. Aber sie sind der Frage der eklatanten Unterschiede in linguistischer Sicht zwischen Evangelium und Offenbarung der Johannes ausgewichen. Warum?

Anwalt der Verteidigung:

Das waren zwei komplett verschiedene Settings. In der Höhle in Patmos lag Johannes in Ekstase, wie gelähmt am Boden, hat die Vision wie ein Schlafwandler an seinen Schreiber Prochorus diktiert. Jesus hat durch ihn geredet, verstehen sie? Das kann ja nicht dasselbe sein, wie wenn Johannes selber redet.

Anwalt der Anklage:

Er redet mit fremder Zunge? Der John redet als Jesus. Nicht wahr? Das wollen sie sagen. Da sind wir auf dem Niveau der schlimmsten heidnischen Esoteriker angelangt, die sie als Ketzer verdammen. Jesus hat genauso wenig wie Johannes in der Bibel so geredet wie in der Apokalypse. Das ist ein Fake von selbsternannten Chanelling Schwurblern. Hohle Rohre, durch die der Weltgeist zum dummen Volk redet und meint man erkenne seine Absichten und Zwecke dahinter nicht und die dem Volk Angst machen mit ihren erfundenen Apokalysen, die nie eintreten. Wie soll ein Pilgerort auf die Länge funktionieren in

einer evidenzbasierten Welt, wenn nicht die kritische Vernunft sondern nur salbungsvolles, verwirrliches Gesäusel mit Räucherstäbchen und Kerzen in höhlenartigen Kapelhäuschen angeboten wird? Glaube muss doch glaubhaft sein.

Vorsitzende:

Ein letztes Wort noch von der Verteidigung?

Anwalt der Verteidigung:

Ich möchte aus einem kürzlich erschienen Buch zitieren, das vom polnischen römisch-katholischen Priester und Theologieprofessor Dariusz Maciej Kotecki stammt:

"Es ist nicht ausgeschlossen, dass der Autor der Offenbarung, wenn er von Johannes spricht, in Wirklichkeit einen der Brüder, die Söhne des Zebedäus, meint. Dennoch haben wir es hier nicht mit einem Pseudonym zu tun. Der Autor selbst ist lediglich der literarische Schöpfer all dessen, was Johannes tatsächlich erlebte und was er an seine Jünger weitergab, und daher können wir von Johannes als dem Autor sprechen, obwohl nicht er es war, der die literarische Form der Beschreibung dieser Erfahrung geschaffen hat. Man muss zwischen der Tatsache, dass die Erfahrung schwer zu erfassen ist, und der Beschreibung dieser Tatsache unterscheiden."

Anwalt der Anklage: Was für ein Bullshit!

Gericht: Wir vertagen uns auf morgen. Gleiche Zeit, gleicher Ort.

Nach Samos

Griechische Inseln. Das sind tausend Puzzleteile eines Bildes, das nur wegen dem Meer dazwischen ganz wird. Das Zwischen des Meeres verbindet das Geteilte, so wie die Offenheit das Zusammengehörige befestigt, der freie Platz, die Lichtung, die Gastfreundschaft, die Öffentlichkeit die allen gehört, das Haus, das offen steht, unser Zuhause unter freiem Himmel, wo jeder kommen und bleiben und gehen darf, wo wir nicht hin gehören, nein, wo wir uns gehören und das trennende Gewässer der Vergänglichkeit unser inselhaftes, ewiges Wesen verbündet.

Um 10.25 Uhr fahre ich von Patmos ab nach Samos, am Oberdeck des Schiffes, in der sonnigen Freiluft der salzigen Meeresbrise. Die Fähre macht Zwischenstopps auf den Inseln Arki und Agathonisi und ankert dann auf der Südseite von Samos im Hafen von Pythagoria.

Tolles, schlichtes Hotel. Belvedere. Günstig. Dafür ist das Essen hier doppelt so teuer wie in Patmos. Es hat Unmengen fast ausschliesslich ältere Leute hier, Paare, alles Touristen, man merkt, dass es auf der Insel einen Flughafen gibt. Eine mitleiderregende Verlorenheit in schickem Outfit schwappt und flutet als Gastsustrat, in welchem

Langweile noch nicht in Meditationsruhe gekippt, sondern irgendwie in konsumistisch aufgeputschter Geschäftigkeit verstopft ist, durch die Gassen und Tavernen. Jeder meint, er müsse etwas tun, um glücklich zu sein. Ja, ich höre mir selber auch zu.

Im Regina Travel kaufe ich mein Fährticket nach Kusadasi am türkischen Festland, in Kleinasien, wo ich übermorgen hin fahren will, um danach Efesus und Troja zu besuchen um schliesslich nach Istanbul zu gelangen und von da heim zu kehren in den Wald von Landquart.

Im Hafen von Pythagoria gibt es eine Sandbeach. Ich stelle fest, dass mein verstorbener Vater Heinrich ganz nahe bei mir ist. Vielleicht tue ich ihm unrecht, dass ich ihn in meiner Erinnerung oberflächlich auf seine Genialität als Mathematiker und Turbinenforscher reduziere. Epikur (342 – 270 v. Chr.) kommt ja auch von hier, der Philosoph der klugen und unaufgeregten Lebensführung und von Eudaimonia, der Glückseligkeit, die von manchen als hedonistisches Lustprinzip diffamiert wird. Pythagoria ist aber die Mathematikerstadt, wobei nicht klar ist, was wahr ist an der Geschichte über den Satz des Pythagoras. Während der Satz selber unbestechliches, mathematisch-geometrisches Gesetz ist, ist die Historie über seine Entstehung ein wan-

kendes Steglein. Jeder irgendwoher geförderte Günstling dichtet etwas Lohnendes hinzu, lässt Unangenehmes weg und damit erhält man meist süßliche Dichtkunst verabreicht, aus der dann Spätere meinen, ihr vermeintlich Wahrfünftiges ausfallen zu können. Philosophischer Alchemismus.

Vielleicht ist ein knallharter Pragmatismus besser, wenn wir auf Überlieferungen schauen: Man will uns durch sie etwas glauben machen. Auf Patmos will man uns die Heldentaten von John glaubhaft machen. Je mehr Theater die Regisseure dazu fabrizieren, je mehr Disneyland und Hollywood-Las-Vegas-Glitzerkitsch, desto schwieriger ist jedoch, die Menschen in ihrer eigenen Bedeutung und Wichtigkeit und ihrer eigenen Heiligkeit zu bestätigen. Überall Kirchen, Heilige, Herrgotts von Agams, überall dieselben Ikonen, dieselben Goldglitzerdinge und Leuchter und hunderte Trompeten und tausend Kreuze, in höhlenartigen Kirchen inszeniert, religiöse Kinos, troglodytisch, sogar das Licht gefiltert durch Fenster aus farbigen Glas, Farbfernsehgeräte des Mittelalters, mit endlosen Werbespots für Heilige, Gute, Jesus hier, Jesus dort, Wiederholungen, Litaneien, Endlos-Repeat. Wird aber Quark wahrer, wenn man ihn tausend Mal wiederholt? Nein, nur breiter. Aber es funktioniert. Das ist das Fatale. Das hat beim PCR Test auch funktioniert. Mit religiösem Marketing. Man kann

mit dem Test keine Coronainfektion nachweisen. Es ist alles auf erbärmlichstem Niveau erstunken und erlogen. Betrug. Jeder einigermaßen ernstzunehmende, wissenschaftlich denkende Mensch weiss es. Egal. Der kriminelle Labor-Zauberlehrling Drosten hat die Pharma-Hirnwäsche mit Hilfe von Mediennutten und Industrieschmiermitteln eingefädelt. Das ist Religion in Reinkultur. Blödes Gewäsch in Hirne walzen. Warum aber sind Menschen so dämlich, so leichtgläubig und stürzen sich in jedes gratis Amenteu-er. Das ist kein Schreibfehler. Ich meine wirklich Amen-teuer. Im wahrsten Sinne des Wortes. Amen und teuer. Der Glaube hat seinen Preis.

"Ja aber", entschuldigt man abwehrend "Der Wille zum Glauben kriecht doch aus der Angst!" Aber aus Angst wovor? Wovor sollen wir Angst haben? Vor dem Tod? Wieso? Wir kennen ihn selber ja gar nicht. Wir beobachten ihn scheinbar an anderen, die von uns gehen. Wir wissen nichts davon. Ich sehe hier in Pythagorio nur, dass die Leute Angst haben vor dem Leben.

Als ich nach dem Eindunkeln, im warmen, lauschigen Abend, am Hafen eine Tasse Capuccino trinke, an einem runden, dunkelgrünen Blechtischchen, auf einem stimmungsvoll beleuchteten Kiesplatz unter Maulbeerbäumen,

fällt um genau 19.51 Uhr eine einzelne, reife, weisse Maulbeere neben mir zu Boden. Sehr auffällig. Ich schaue sie zuerst an. Sie schaut zurück mit ihren hundert weissen Kugelaugen. Dann beuge ich mich zu ihr herab, nehme sie vorsichtig auf von den sauberen Steinen, betrachte sie eine Weile in meiner Hand und esse sie. Eudaimonia! Glückseligkeit.

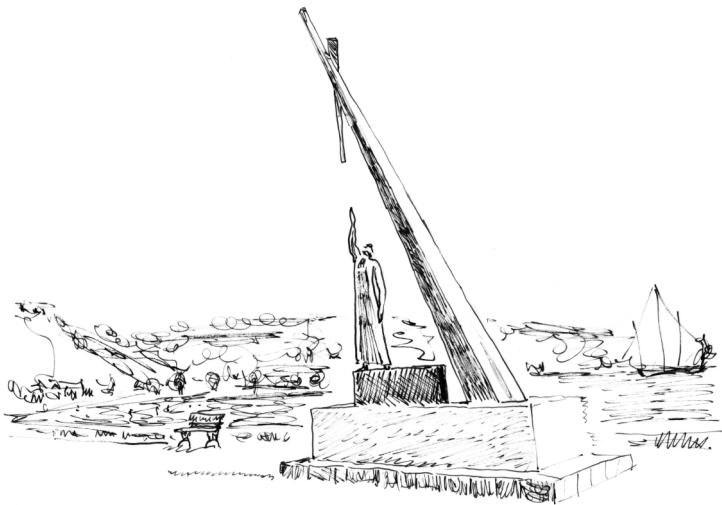


Pythagorio

Ein regnerischer Tag. Ich besichtige, als einziger Besucher weit und breit, die Grabungsstellen und das Museum von Pythagoria mit den herrlichen Ausstellungsstücken. Die antike Stadt Samos wird erst seit 50 Jahren Stück für Stück ausgegraben. Das war vor mehr als 2500 Jahren eine der modernsten Städte der Welt mit schätzungsweise bis zu 60'000 Bewohnern. 2011 zählte die Stadt lediglich 1600 Einwohner. Schon Jahrhunderte vor den Römern mit ihren Aquaedukten baute man hier einen tausend Meter langen Tunnel durch den nördlichen Berg, um Wasser in die Stadt zu leiten. Samos ist im Vergleich mit anderen Inseln der Ägäis ein wasserreiches, grünes Eiland, vor 5000 Jahren schon begünstigt für Landwirtschaft. Begründet durch den bronzezeitlichen Schiffshandel entstand hier früh grosser Wohlstand, dutzende Tempel für Artemis, Hera, Demeter, also vor allem Göttinnen, ein riesiges Gymnasium und Theater.

Auch hier wird sehr laut geschwiegen über den Untergang des immensen Reichtums. Wie üblich heisst es, Piraten, Araber und Perser hätten die Insel ab 500 überfallen. Die bekannten, verschämten Märchennarrative. Eine banale Lüge. Samos wurde dem Erdboden gleichgemacht in den Kataklasmen von seismischen Katastrophen zwi-

schen 536 - 600 nach Christus. Sogar der Hafen wurde komplett verschüttet. Die neue Hauptstadt mit dem alten Namen Samos, wurde erst Jahrhunderte später, auf der anderen Seite des Berges, an der Nordküste von Samos gebaut. Zur selben Zeit geschah fast dasselbe mit Pothia, Hauptstadt und Hafen von Kalymnos, mit Patmos, Kos, fast dem gesamten Ägäisraum.



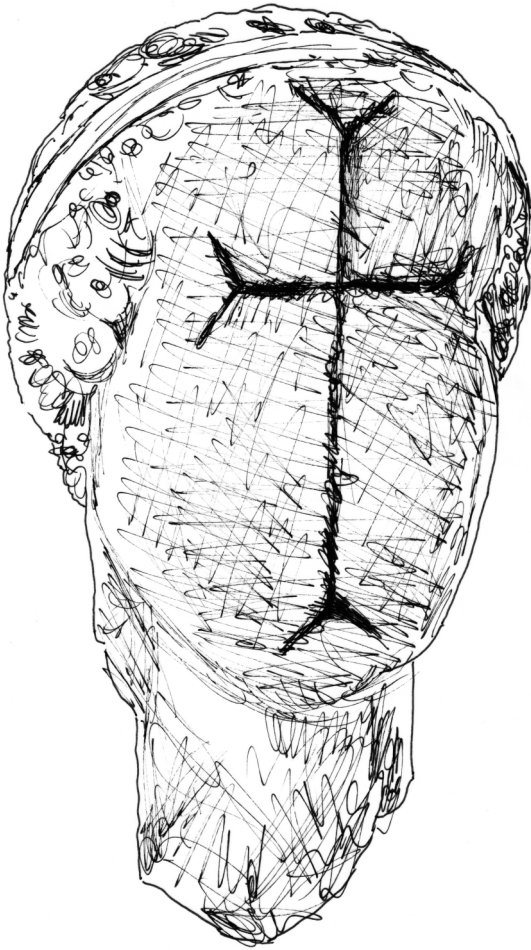
Denkmal von Pythagoras dem Samioten (580-486 v. Chr.) im Hafen von Pythagorio. Auf dem Sockel sind unter anderem folgende seiner Lehrsprüche eingemeißelt: Die Zahl Drei ist der Mittelpunkt des Weltalls. Alles sind Zahlen. Die Natur funktioniert in Zyklen.

Pythagorio ist die Geburtsstadt von Pythagoras, um 500 und Epikur um 350 v. Chr. Aber zu ihrer Zeit hiess die Stadt einfach Samos. Erst 1955 wurde die Stadt, die damals noch Tigani hiess und auf den Ruinen des alten Samos erbaut wurde, in Pythagorio umgetauft. Mir hätte Epikuria auch gut gefallen. Jeder Schüler kennt aber heute Pythagoras besser als Epikur, mathematische Strenge und Katasteramtgeometrie besser als vernünftige Lebenslust. Man fühlt sich offenbar sicherer in der Formel $a^2 + b^2 = c^2$, die für alle rechtwinkligen Dreiecke gilt, als in der Frage der sittlichen Lebensführung. Aber warum eigentlich? Wer von uns ist ein rechtwinkliges Dreieck?

Zweifellos war Mathematik im alten Samos gefragt, weil zum Beispiel der Tunnel für das Wasser in beidseitigem Vortrieb erbaut wurde, eine magische Ingenieurskunst, wozu man zuverlässig vermessen und rechnen können musste. Wer würde es sonst wagen, unfähr über den Daumen gepeilt von zwei Seiten ein Loch in den Berg zu treiben, in der Hoffnung, dass sich die beiden Bohrlöcher nach 500 Metern begegnen? Da musste man sicher sein, dass man Trigonometrie im Detail beherrscht. Die Glückseligkeit, Eudaimonia, musste hinten an stehen.

Ressourcen für das Überleben der antiken Inselstadt Samos kamen nicht von der Insel selbst. Schon 200 vor

Christus wurde ein Gesetz erlassen in welchem die Vorratshaltung für Getreide für die Stadtbevölkerung geregelt wurde. Die Stele mit der Inschrift ist im Museum zu sehen, neben vielen anderen herrlichen Exponaten, die 1000 Jahre Plünderungen überlebt haben. Die Fundstücke zeigen eine Vielzahl nebeneinander und miteinander existierender religiöser Narrative. Ägyptische, Minoische, Babylonische, Phönizische, Griechische, Skythische. Damals war noch klar, dass Toleranz in Glaubenssachen den Geschäftsfrieden beflügelt und den Gemeinsinn fördert mit dem respektvollen Nebeneinander kultureller Identitäten. Mit den Christen kam dann die Unsitte auf, den Statuen der anderen die Gesichter abzuschlagen und Antlitze ganzer Skulpturengruppen auf Sarkophagen auszulöschen. Das erschütterndste Beispiel für diese Grausamkeit und Brutalität ist der Marmorkopf eines jungen griechischen Athleten mit dem Siegesband im Haar. Sein Gesicht wurde glatt abgemeißelt. Mit erschreckender Sorgfalt wurde das Antlitz ausgelöscht und dann in die Wurstabschnittfläche ein Kreuz eingraviert. Es zeigt, unabsichtlich zwar, aber für jeden, der sehen kann, unzweideutig, wieder ein Gesicht. Es sind die Züge einer vergrämten Visage, mit verkniffenen Augen, lippenlosem Mundschlitz und Strichnase. Es sieht aus, also ob die krankhafte Missgunst auf die Kraft des schönen Jünglings und die Säure des Neides des Figureschänder



Christlich "gereinigte" Statue eines griechischen Athleten. Im Haar des abgemeisselten und ausgelöschten Gesichtes erkennt man noch das Siegesband des Jünglings. Dieses Relikt der "Säuberungen" und Kreuzigungen der Christen befindet sich Museum von Pythagorio.

in dieser Kreuzigung der Marmorfigur Bild geworden ist, und der Vergewaltiger ein perfektes Selbstportrait hinterlassen hat. Wer tut sowas? Gläubige? Nein. Sowas macht man aus panischer Angst und Aberglaube. Man fürchtet sich vor dem kraftvollen Zauber des jungen Athleten, vor der Power und Anmut des menschlichen Körpers. Man hätte sich doch mitfreuen können und ihm eine Blumenkette umhängen können. Aber so? Schauen sie sich die Skizze an, die ich von der "gereinigten" Athletenskulptur gemacht habe. Ja, gereinigt. Es stand genau so im Begleittext auf der Tafel neben dem gekreuzigten Gesicht: „purified by christians.“ gereinigt von Christen. Hat man eigentlich aus der Kreuzigung von Jesus gar nichts gelernt? Müssen Christen nun selber kreuzigen, um zu "reinigen"? Und was wird denn da eigentlich weg geputzt?

Eine unscheinbare Tonstatue im Museum hat meinem Denken eine weitere Türe aufgestossen. Im oberen Stock, in einer Vitrine mit kleineren, tönernen Ausstellungsstücken aus der Zeit kurz vor Christi Geburt, ist es die Figur Nummer 20 mit dem Titel «Bildnis einer Gouvernante» (Kourotrophic). Jeder, der die Figur sieht, wird sofort sagen: Das ist Maria mit Jesus. Das Kind wird links getragen auf der Herzseite. Kourotrophic bedeutet, dass es sich um eine typische, ja standardisierte Darstellung von Göttinnen



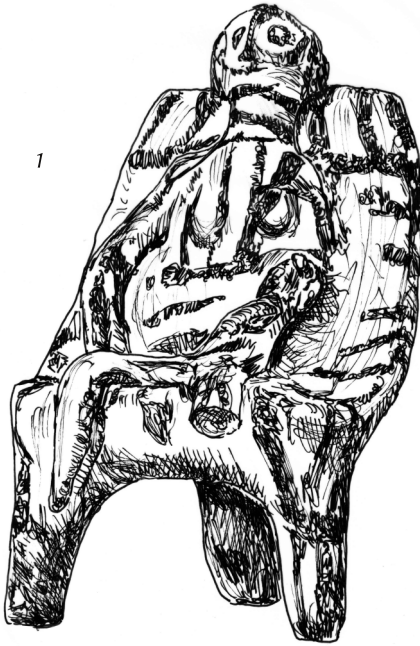
Nur wenige Zentimeter hoch ist diese Terracottafigur aus dem 5. Jahrhundert vor Christus. Sie ist im Museum von Pythagorio ausgestellt. In der Beschilderung heisst es : " Female figurine of a governess."

handelt. In dieser Weise, als Amme nämlich, die einen Jungen nähren, werden eine ganze Reihe von Göttinnen dargestellt, Kybele, Artemis, Hera, auch Aphrodite mit Eros usw. Der Typus der orthodoxen Ikone Panagia ist klar von diesen heidnischen Religionen übernommen, während man Athletenköpfe derselben Heiden – es sind genau genommen die Vorfahren der Christen, ihre eigenen Grossväter und Grossmütter - aus fehlender Dankbarkeit und fehlender Ehrfurcht kurzerhand kreuzigt.

Kouros ist die Bezeichnung eines jungen Mannes, Jünglings, auch Knaben. Kouros Statuen gehören in vielen Heiligtümern zum Standardtempelmobiliar der Griechen. Ihr Gegenstück sind die Statuen der Mädchen, Koren genannt. Trophos heisst nähren, füttern. Deshalb ist das, was als Gouvernante bezeichnet wird und damit in der Beschriftung zur blossen Amme heruntergespielt wird, in Wirklichkeit die Nährerin der Neugeborenen, der Zukunft, auch Nährerin und Beschützerin eines Gottes, wie es gerade bei der kourothrophischen Darstellung der Liebesgöttin Aphrodite und des Liebesgottes Eros offensichtlich ist. Eros ist der Sohn von Aphrodite mit dem Kriegsgott Ares. Eros gilt als Unbesiegbar. Die begehrlche Liebe ist stärker als jede kriegerische Gewalt, wie es auch in griechischen Tragödien zum Ausdruck kommt. Da haben wir also fast wortwört-

lich eine Vorlage für die Panagia. dasselbe kann man auch sagen für Artemis als die Allgebärende, die zum Musterbild des Kourotrophos dann noch das Element der Jungfräulichkeit liefert.

Wer Zeichen lesen kann, erfährt viel über Zusammenhänge und Ereignisse, die nirgends aufgeschrieben sind. Das wissenschaftliche Gebiet der Semiotik, des Lesens von bildhaften Zeichen, hat mich immer schon interessiert. Sanders Pierce (1839-1914) gilt als Wegbereiter dieser analytischen Bildbetrachtung, die für viele wohl in die Nähe von Traumdeutung rückt, was in biblischem Kontext das Lesen des Menetekels bedeutet, nämlich, Zeichen an der Wand zu deuten. Mehr als der verkopfte Peirce hat mich immer Umberto Eco als Semiotiker inspiriert, weil er diese Zeichenlesekunst auch praktisch einsetzt, anwendet und vorführt in seiner Literatur und er dazu auch viel italienischen Witz und klugen Humor besitzt. Hätte ich zu meiner Studentenzeit die Möglichkeit gehabt und jemand mich darauf aufmerksam gemacht, dass es das neue Gebiet der Semiotik gibt, wäre ich vielleicht nach Mailand zu Vorlesungen von Umberto Eco gepilgert, um beim italienischen Meister der Semiotik und Autor wissenschaftlicher Literatur zuzuhören. Eco hat auch geistreiche und witzige Kolumnen für Zeitungen verfasst neben seinen



Drei weitere Beispiele von kurotrophen Darstellungen von 'Maria mit Jesuskind' aus vorchristlicher Zeit.

1: Mycenische, schwarz bemalte Tonfigur, ca 1360 v. Chr. Louvre, Paris.

2: Cypriotische Vogelgöttin mit Kind. (ca 1400 v. Chr. Met., New York)

3: Artemis mit Kind, Terracottafigur aus Brauron, Attika (ca 400 v. Christus)

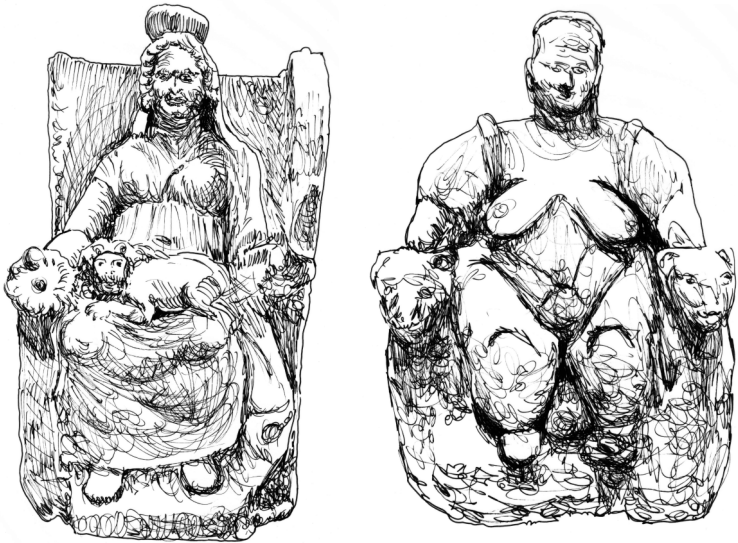
In dieser Art dargestellt wird oft auch Gaia, die Göttin der Erde, Hekate, die Wächterin der Tore zwischen den Welten und Aphrodite.

opulenten, literarischen Werken: Der Name der Rose, Das Foucaultsche Pendel, Insel des vorigen Tages, Baudolino usw.

Das Unbewusste scheint eine eigene Ausdrucksweise zu besitzen, die sich in Bildern darstellt und eine noch authentischere Empfindungskraft besitzt als der Logos, der sich in Denken, Bewusstsein und Sprache codiert. Bilder sind unmittelbarer in ihrer Mitteilung als Texte, auch wenn sie eine Schleierhaftigkeit des Gefühls und der Unfassbarkeit umgibt, durch die man sich hindurch ahnen muss, um auf zugrunde liegende Motive zu stossen, wie wir es beim „gereinigten“ Kopf des Athleten gesehen haben. Der Künstler kann sich bei seinen Äusserungen nicht verstellen. Wie sehr er sich auch Mühe gibt, etwas darstellen zu wollen, was er nicht ist, setzt sich doch stets wahre Absicht ins Werk. Dieser können wir uns semiotisch spurensuchend annähern.

Von daher ist klar dass Semiotik keine mathematische Wissenschaft ist, sondern Geisteswissenschaft. Dazu noch mit einer ausgeprägten Kulturnote, denn Zeichenlesen muss Konnotationen der Kultur, in der die Zeichen entstehen und verwendet werden, kennen. Dann kann man die bewussten, absichtsvollen Komponenten der Darstel-

lung von den prosodischen Elementen, den mitklingenden, unbewussten Aspekten unterscheiden und auch aus dieser Spannung heraus argumentieren. Aus der Spannung nämlich zwischen Text und Intonation, zwischen Was und Wie, zwischen Absicht und Ansicht von Artefakten. Wirkungen auf Betrachter sind kulturell geprägt und eingebettet in gesellschaftliche Wertsysteme mit sehr tiefen emotionalen Fundamenten, wie Max Weber ausführte, lesbar also nur mit einem unbewussten, emotionalen Code-Set.



Muttergöttinnen: Links: Kybele, hier zur Abwechslung mit einem Löwen statt einem Knaben auf dem Schoß (ca. 600 vor Christus, Troja) Rechts: Eine steinzeitliche Figurine der grossen Gebärerin auf einem Löwenthron. Aus Catal Huyuk, ca. 6000 vor Christus. Es sind Königsgebärerinnen, wie Maria.

Stellen sie sich vor ihrem Inneren Auge folgendes vor: Zuerst eine Rote Fahne, blutrot. Nur rot, die ganze Fahne ist eine gleichmässig rote Fläche. Sehen sie, wie sie flattert im Wind? Und spüren sie, was diese rote Fahne in ihnen auslöst an Echos? Welche Umgebungen sich zu dieser roten Fahne dazu stellen, gleichsam aus einem nebel hinzutreten, Gesichter vielleicht, Töne, Lieder, Landschaften, alles Dinge die im Text gar nicht erwähnt sind, sondern aus ihrem eigenen Bilderschatz stammen.

Dann löschen wir diese Vorstellung. Wir stellen uns ein unbeschriebenes Blatt Papier vor. Nun stellen wir uns eine andere Fahne vor, auch eine rote Fahne aber mit einem breiten, weissen Kreuz darin, zentriert in der Mitte. Stellen sie sich die Fahne wehend vor. Dafür wurde sie ja gemacht, als im Wind bewegte Bildfläche. Die rote Fahne mit dem weissen Kreuz ruft wieder andere Bilderinnerungen und Erlebnisse und Gefühle ins Bewusstsein. Lassen sie sich Zeit und sie werden "sehen", dass sich Landschaften, Berge, Seen, Himmel, menschen und Klänge einfinden, die die Fahne gleichsam umrahmen.

Und Drittens: Nochmals eine rote Fahne, dasselbe rot wie bei den vorangehenden beiden Fahnen, aber diesmal mit einer weissen Mondsichel, die einen ebenfalls weissen fünfzackigen Stern gebärt. Das ist die Fahne der Türkei. Jetzt duftet es ganz anders, nicht wahr?

Und schliesslich als Viertes eine rote Fahne mit einem weissen Rund in welchem sich ein auf einer Ecke stehendes, schwarzes Hakenkreuz befindet. Spüren sie die Unterschiede ihrer Gefühle, diesen vorgestellten Bildern der Fahnen gegenüber?

Solche assoziativen Wirkungen spüren wir selbst dann, wenn die Fahnen gar nicht physisch sinnlich da sind. Allein in unserer Vorstellung. Die evozierten Gefühle entstehen beim Lesen dieses Buches durch unsere Imagination. Sie empfindet das Rot der vier Fahnen, obschon ich gesagt habe, es sei dasselbe Rot, dennoch ganz unterschiedlich, nämlich in einem Kontext der Gefühle des Betrachters. Das Fahnenrot der Kommunisten, Nazis, Schweizer und Türken kann unmöglich dasselbe sein.

Unsere Seele verknüpft fast unmerklich mit den Sprachcodes Bilder. Sie illustriert. Und das wird auch genutzt, vor allem in Werbung, Marketing, Propaganda und Literatur. Manipulatoren greifen mit Texten, Fahnen, Tönen, Gerüchen und Bildern direkt in die Gefühlswelt der Menschen ein, möglichst vorbei an Klärungen im Bewusstsein.

Eine der kourostrophischen Figuren im Museum hat mich besonders beeindruckt. Es ist Eirene, die Göttin des Friedens als Amme von Plutos, dem Gott des Reichtums.

Über beide, Eirene - von der der Frauennamen Irene und der Männernamen Irenäus stammen und von Ploutos, nicht zu verwechseln mit Pluton, dem Götternamen von Hades, oder dem Planeten Pluto, hat Aristophanes Komödien geschrieben. Im Stück „Eirene“ geißelt er die Waffenschmiede, Lanzendreher und Schildmacher, die Waffenindustrie der Antike, und bezichtigt sie der Kriegstreiberei. Ein bis heute höchst aktuelles Thema, wobei die schlimmsten Kriegstreiberwaffenfabriken heute sorgfältig an der Börse in «Nachhaltigkeitsfonds» versteckt und verwurstelt sind, damit auch grüne Friedensaktivisten oder deren Pensionskassenfonds und die Klebstoffindustrie der Klimajugend ohne schlechtes Gewissen in ETFs investieren und profitieren können von der organisierten Wert- und Menschenvernichtung.

In einer anderen Komödie mit dem Namen „Ploutos“ bringt Aristophanes - um die blödsinnige Verschwendungssucht und Prahlerei reicher Földlibürger zu beenden - den blinden Ploutos, den Gott des Reichtums, zu einem Heiler, der ihm das Augenlicht wieder schenkt, damit er besser schauen kann, wem er seinen Reichtum angedeihen lässt. Wenn man heute um sich schaut, ist man geneigt anzunehmen, dass Plutos seither vom grauen Star wieder eingeholt wurde.



Römische Marmorkopie der berühmten Statue von Irene und Ploutos. Sie wurde von Bildhauer Kephisodotos ca. 375 - 360 v. Chr., wahrscheinlich in Bronze hergestellt und stand auf der Agora in Athen als Erinnerung an den Frieden zwischen Athen und Sparta. Aristophanes starb 386 v. Chr., hat die Skulptur, die von seinen Komödien inspiriert ist, um zehn Jahre verpasst.

Ganz eindeutig ist Panagia, Maria mit Jesuskind, ein Kourostrophos und damit Zitat uralter, heidnischer Götzendarstellungen. Auch hier hat die Fantasie der Christen nicht ausgereicht, eine eigene Ikonographie zu schaffen. Schöpferisches findet sich eben nicht bei Plagiaturen, die ihre Wurzeln verleugnen, zerstören oder mit Gewalt unterdrücken und zum Schweigen bringen wollen

Die Ehrlichkeit eines Zitates zeigt sich an der Haltung des Zitierenden gegenüber denen, die sie zitieren. Meist wissen sie ganz genau, was sie tun. Ich will aber deswegen nicht zu Bilderstürmereien gegen christliche Fälschungen aufrufen. Man kann Unfug nicht mit Unfug aus der Welt schaffen. Ich stamme selber aus einer protestantischen Familie aus dem Toggenburg, fundamentalistische Zwinglianer. Mein Vater, Heinrich, hat bis zu seinem Tod seinem Primarlehrer nie verziehen, der ihn immer wieder, vor der ganzen Schulklasse, die allesamt Katholiken waren, als Bilderstürmer und Häretiker beschimpft hat. Das hat meinen Vater Heinrich zu tiefst gekränkt und verletzt. Niemand hat uns gefragt in welche Art von Familie wir hinein geboren werden möchten. Dem Protestantenkind Bilderstürmerei vorzuwerfen und selber Artemisstatuen zu zerstören, heilige Kelteneichen zu fällen, unbescholtenen, friedliebenden Jünglingen das Gesicht weg zu meis-

seln, ist eine Logik die mein Vater abgrundtief verachtet hat. Er wendete sich vielleicht deshalb der Mathematik zu. Da hatte er weitgehend Ruhe vor fundamentalistischen Glaubensidioten, die ihre eigenen Wertsysteme weder verstehen, noch selber beachten und sich für berechtigt halten, inquisitorische Perversionen an Andersgläubigen abzureagieren.

Man muss dazu wissen, dass man damals, kurz vor dem 2. Weltkrieg in Tuferschwil, wo mein Vater 1927 geboren wurde, noch barfuss im Schulzimmer sass, damit Mehrbesere nicht mit Schuhen protzen konnten vor den armen Bauernkinder, die keine besassen und keine vermochten. Hätte es nicht mehr gebracht, den Schulkindern zu erzählen, dass Maria mit dem Jesuskind bei den alten Griechen Eirene und Ploutos waren und für beide gelten kann, dass der Frieden die Amme des Reichtums ist?

Dass sich mit Frieden kein Geld verdienen lässt, sondern nur mit dem Krieg, der Menschen und Dinge vernichtet, ist nicht das Problem und ist nicht die Schuld des Geldes, wie viele glauben, sondern es ist einzig und allein dem Umstand geschuldet, dass wir nicht gelernt haben mit Geld vernünftig umzugehen und es deswegen zu einer Waffe wurde. Ausserdem hat Geld mit Reichtum nichts zu tun.

Geld muss mit Vorsicht benutzt werden, wie ein geladenes Gewehr und es muss von gerechter, umsichtiger, weiser Hand geführt werden. Wenn man Geld nicht braucht, ist es besser, wenn man es vergräbt, wie ein Kriegsbeil. Die Indianer wussten, dass es gefährlich ist eine Kriegswaffe im Alltag locker am Gürtel baumeln zu lassen. Für alle anderen wurden in Hollywood Wildwestfilme mit lässigen Revolverhelden gedreht.

Wer Geld sich selber oder anonymen Zockerbanden überlässt, wird es bald bereuen, weil es sich blitzartig gegen seine Besitzer, die es los gelassen haben und gegen die Menschheit insgesamt richtet. Der Legende nach wurde Geld von den Trojanern erfunden. Andere sagen, Krösus, der letzte König von Lydien, habe es erfunden. Hätten sie ihre Kohle verbuddelt, oder verschenkt, gäbe es ihre Königreiche vielleicht heute noch. Geld zu verschenken ist aber auch nicht mehr so einfach wie früher. Viele kluge Menschen sind vorsichtig und misstrauisch geworden bei der Annahme von Geldgeschenken. Ausser natürlich beim Bürgergeld.



Römische Münzen mit Triumphzeichen. Schon immer hat Krieg das Geld geprägt. Oben und Mitte: Gedenkmünze des Triumphzuges von Kaiser Vespasian, dem Sieger des jüdischen Krieges. Hinter der klagenden Jüdin, die am Boden kauert, ist das Tropeion aufgestellt, die Trophäe des Sieges, die auf dem Schlachtfeld aus Waffen, Schildern, Kleidern und Knochen der Feinde errichtet wurde. Unten: Dasselbe Motiv einer Triumphmünze von Julius Caesar. Zwischen den skelettartigen, nackten gallischen Feinden, steht die "Vogelscheuche" des Tropeions. Denar von 45 v. Chr.

Akte Johannes - Teil2

Zweiter Anhörungstag. UNCEW, Genf.

(United Nations Comitee for the Evaluation of Wonders)

UNCEW-Vorsitzende:

Verehrte Anwesende. Ich eröffne hiermit den zweiten Tag unserer Anhörung zur Akte Johannes. In diesem Teil handelt es sich um die Faktenlage zum Leben des Johannes, der angeblich auf Patmos die Offenbarung geschrieben haben soll. Zweifel an dieser Darstellung wurden im ersten Teil geäußert. Sowohl zur Person des Johannes der Apokalypse als auch zur Inkonsistenz des Inhalt und zum Zeitpunkt der Entstehung. Wie sie wissen hat die Pilgerindustrie ein vitales Interesse daran nur noch evidenzbasierte Wallfahrtsziele zu berücksichtigen und die abartig lange Liste von täuschenden Behauptungen, welche die Wallfahrtskonsumenten verwirren und verunsichern, zu bereinigen. Ausserdem befürchtet die UNCEW, deren Mitgliedstaaten und deren massgebliche Investoren heute mehrheitlich islamisch sind, dass der Status der Insel Patmos als Weltkulturerbe betrügerisch erschlichen wurde durch historisch nicht belegte Behauptungen über das Leben eines Johannes, der gar nicht aktenkundig fassbar ist.

Kritiker:

Vielen Dank verehrte Vorsitzende, liebe Anwesende. Johannes Theologos, wie der Autor der Offenbarung genannt wird, soll auf Patmos gewelt und im Raum Smyrna, Efesus, Milet gewirkt haben und in Efesus beerdigt sein. Von Efesus soll er von römischen Autoritäten nach Patmos verbannt worden sein, wo er die Offenbarung geschrieben haben soll. Danach hätzte er, zurück in Efesus, das Evangelium geschrieben haben, offenbar in Kenntnis der bereits bestehenden beiden Evangelien von Markus und Matthäus. Zwischen 140-160 soll die Acta Joannis geschrieben worden sein. Die harte Faktenlage zu seiner Vita ist, spurlos geblieben, obschon eine stattliche Zahl von historischen Dokumenten aus dieser Phase der römischen Präsenz im kleinasiatischen Raum vorliegen. Unsere Auftraggeber, die eine kritische Neubewertung von Patmos als Pilgerort verlangen, sind daher der Meinung, dass es sich bei der apokryphen Schrift der sogenannten Acta Johannis, nicht um eine Biografie im eigentlichen Sinne handelt, sondern um einen typischen Apostelroman, von denen es aus dieser Zeit zahlreiche gibt, Unmengen von anderen Evangelien, Spruchsammlungen, Episteln, Psalmen, Kindheitsevangelien, Hebammenberichte und weiteren Offenbarungen. Die Acta Johannis galt sogar den frühesten kirchlichen Gewährsmännern als, ich zitiere: „ Sonderüberlieferung en-

kratitischer Sekten wohl aus dem syrisch-kleinasiatischen Raume, aus der sie von den Manichäern rezipiert worden sein müssen.“ Enkratiten sind asketische Prediger der Enthaltensamkeit. Manichäer sind Anhänger einer Mischreligion die nach ihrem Stifter und Oberguru, dem Perser Mani (216-277), benannt wurden. Bevor wir auf die Johannesakten im Detail eingehen, möchte ich betonen dass die Johannesakten der frühen Kirche bekannt waren. An der fünften Sitzung des nizäischen Konzils von 787 wurde so über das Buch geurteilt „ Niemand soll es abschreiben; doch nicht nur das – wir halten vielmehr auch dafür, dass es verdient, dem Feuer übergeben zu werden!“ Schon drei Jahrhunderte vorher hatte Leo der Grosse (400-461), der Bischof von Rom, über den ganzen Kreis der apokryphen Apostelliteratur so geurteilt: „ Die apokryphen Schriften aber, die unter dem Namen der Apostel eine Pflanzstätte mannigfaltiger Verkehrtheit enthalten, sollen nicht nur verboten, sondern überhaupt eingezogen und mit Feuer verbrannt werden.“ Es ist erstaunlich, schreibt E. Schäferdick in dem umfassendsten Werk über Apokryphen des Neuen Testaments von Hennecke-Schneemelcher, ein wie grosser Teil dieser Schrift, trotz schärfster Zensur und Bücherverbrennungen erhalten geblieben ist, nämlich ungefähr 70% der ganzen Schrift. Ausserdem ist es seltsam, dass trotz der klaren Verurteilung durch die

offiziellen Kirche, dennoch in Efesus Konzilkirchen gebaut, eine Johnsbasilika über einem der zwei Johannesgräber errichtet und die Mariakirche erbaut wurde, nachdem das Weltwunder des Artemistempels geschleift war. Die Widersprüche sind so evident, dass man sich fragt: Wenn der Johannes der Acta Johannis nicht der Johannes war, der die Offenbarung geschrieben hatte, wer war er denn? Interessanterweise gibt es von Johannes keine Reliquien, weil er angeblich, wie Jesus selbst, in den Himmel aufgefahren ist, und wahrscheinlich, wie Jesus, den Erdlingen nur seine Vorhaut zurückliess, denn Johannes war zweifellos ein beschnittener Jude.



Mosaik über dem Eingang zur Höhle der Apokalypse. Siehe Bild Seite 109.

UNCEW-Vorsitzenden

Vielen Dank. Eine Verständnisfrage zur Klärung. Wie können sie sagen dass von einem verschollenen Buch nur 70% erhalten geblieben sind? Um sowas zu behaupten müsste man es doch in seiner vollen Länge kennen, was aber nicht der Fall ist.

Faktenchecker

Danke für diese Frage: Wir wissen dies ganz genau wegen der sogenannten Stichiometrie, die in der damaligen Zeit, eigentlich seit dem 3. Jh vor Christus in den Bibliotheken Standard war. Von einem Buch, in diesem Falle noch eine Papyrusrolle, denn Bücher in unserem Sinne mit Seiten zum Umblättern gibt es erst seit Beginn des vierten fünften Jahrhunderst, als die Vergänglichkeit von Payrus erkannt worden war, von jedem Buch also wurde der Inhalt mit Hilfe der Stichiometrie vermessen, indem man die Zeilen eines Textes zählte. Die Zählweise war streng normiert. Die Stichiometrie gab den Bibliothekaren Hinweise auf die gesamte Länge des Textes, seine Abschnitte und ist das Mass für die Bezahlung der Scriptoren, der Abschreiber, die zu römischen Zeiten eine Art gesamtarbeitsvertraglich festgelegtes Zeilenhonorar erhalten haben, so wie die heutigen Journalisten, die ja im Wesentlichen auch nur abschreiben, was man ihnen vor-

setzt. Die stichiometrischen Daten der Johannesakten sind uns aus Bibliotheken bekannt, in einigen Schriften wurden sie gar als Randnotizen aufgezählt. Also wissen wir, dass von dem bis heute vorliegenden Text der Johannesakte, die 17 ersten Abschnitte fehlen, und das sind etwa 30 % des Gesamtumfangs.

UNCEW-Vorsitzende:

Was sind denn nun die Forderungen, die sie aufgrund ihrer Beurteilungen stellen.

Kritiker:

Wir fordern dass die Insel Patmos wieder als Pilgerstätte für Verehrer von Artemis, Apoll, Demeter und Dionysus und für andere Riten freigegeben wird, deren Kultorte zu Unrecht vom Christentum vernichtet, überbaut und mit Hilfe betrügerischer Narrative zu exklusiven Wallfahrtsorten ihrer Heiligen umfunktioniert wurden.

UNCEW-Vorsitzende:

Was sagt die Verteidigung dazu?

Kirchenanwalt

Ich glaube wir verstehen uns nicht richtig. Die Offen-

barung des Johannes kann nicht Gegenstand philologischer oder politischer Beurteilungen sein. Sie steht für rationalistische Obduktionen nicht zur Verfügung. Der Papst und die Gesamtheit der katholischen Kirche sind unfehlbar und ihr Dogma ist eine unumstössliche Wahrheit im Glauben. Wer das nicht respektieren kann, soll sich auch nicht einmischen in Fragen von Glauben, Wallfahrten und Pilgerreisen. Die Kirche ist durch den Glauben konstituiert, dieser Glaube aber stammt aus Gottes Offenbarung selbst. Mithin ist auch die Kirche als ganze, wie das II. Vatikanische Konzil erklärt, in ihrem Glauben unfehlbar denn sonst wäre Gott selbst fehlbar. Ich zitiere hier den Fundamentaltheologe Peter Knauer.

Kritiker:

Das ist doch genau das Gegenteil von dem, was Heraklit einst zur Religionskritik vorbrachte, dass aus dem Glauben kein Recht entstehen kann. Wie soll denn aus einem Glauben ein Recht entstehen können, unfehlbar zu sein und eine Insel als Hoheitsgebiet einer Religion zu besetzen? Aufklärung und Moderne leben doch von der Grundüberzeugung, dass Recht nicht mit Glauben begründet werden kann. Es braucht Fakten und Beweise, die diskutiert und verhandelt werden müssen, manchmal auch neu überdacht, wie jetzt, wo man sich fragt, ob diese In-

sel in der Ägäis als Wallfahrtsort noch taugt und der Menschheit etwas bringt.

Kirche:

An ihre Fakten und Beweise, werter Kollege, muss man auch glauben. Die säkulare Welt ist nun mal so. Wir sind nicht im Paradies, wo alle klar ist. Auch in der Politik und in der Wirtschaft werden deren Dogmen von den Gläubigen gemacht. Aber da ist der religiöse Autoritarismus dann offenbar okay. Ob das nun der Glaube an Impfungen, Bitcoins, Atomkraftwerke, Windräder, den Tesla-Cybertruck oder den Klimawandel ist. Alle Gläubigen sind in ihrem Glauben unfehlbar, weil sie glauben.

Kritiker:

Und was ist mit den Zweifeln? Die sind doch in unserem Falle evident. Johannes ist doch gleich alt wie Jesus. Das ist, soviel ich weiss, offizielles Dogma. Nicht wahr?

Kirche: Ja.

Kritiker:

Wie kann es denn sein, dass Johannes im Jahre 97 nach Patmos verbannt wurde, als er also über 90 Jahre alt war?

Im Ernst. Über 90 Jahre alt! Und wie kann er, wenn er gleichaltrig mit Jesus gewesen sein soll, wie Irenäus von Lyon schrieb, bis in die Amtszeit von Kaiser Trajan (98-117) gelebt haben? Es ist völlig offensichtlich so, dass er auch nicht das Johannes-Evangelium in Efesus geschrieben haben kann, denn er soll es erst geschrieben haben, nachdem er aus seiner Verbannung auf Patmos nach Efesus zurückgekehrt war. Weder die Offenbarung noch das Evangelium werden auch nur mit einem Wort in seinem Apostelroman erwähnt, der *Acta Joanni*, aus der wir noch zitieren werden, die zwischen 140 und 160 geschrieben wurde, als vielleicht sogar noch Zeitgenossen des Johannes, Menschen, die ihn in seinen letzten Lebensjahren noch persönlich gekannt haben, gelebt haben. Wollten sie diese *Acta Joanni* verbrennen lassen, weil sie zu nahe an der Wahrheit lag? Bücher sind damals die wirkmächtigsten Medien für die Verbreitung und Befestigung von Narrativen und Propaganda. Weshalb sollen so eminent wichtige Texte wie die Apokalypse und das Evangelium unerwähnt bleiben in einer Jubelschrift auf den Wunderheiler Johannes? Das macht doch alles keinen Sinn. Beide Bücher sind nach neuester Betrachtung Konstrukte späterer Zeiten. Die Verbrennung apokrypher Schriften soll die Deutungshoheit und den Autoritarismus der säkular gewordenen Sektenmacht des Christentums festigen



Die Standard Ikone von Apostel Johannes, weit verbreitet ab dem 11. Jahrhundert im Raum der griechisch-orthodoxen Kirche.

durch Zensur und Verfolgung von Häretikern, Andersglaubenden, Schwurblern und Verschwörungstheoretikern der damaligen Zeit. So hat man die schwachen Menschen, die verzweifelten, leidenden, ungebildeten, kranken Menschen, statt ihre Heiligkeit zu würdigen, mit Schuld und Angst beladen und in die Fänge von Pseudohirten getriebene, die ihre Gläubigen wie Schafe auf verdorrten Weiden herumhetzen und von Wallfahrt zu Wallfahrt peitschen, damit sie fett werden für die Metzgerei, oder wenigstens den Betrieb der Eliten nicht stören.

Kirche:

Dass die verzweifelte, leidende, ungebildete und kranke Bevölkerung in Religiosität getrieben wird, wie sie aufzeigen wollen, ist nicht die Schuld der Religionen, sondern der säkulären Gesellschaft, die unfähig ist, die Gründe für den ungebrochenen Glaubenswillen der Menschen zu beseitigen: Hunger, Verzweiflung, Krankheit, Dummheit.

Kritiker:

Da kann ich ihnen ausnahmsweise zustimmen.

Kirche:

Sie sollten mit ihrer Zustimmung vielleicht nicht so

vorschnell sein, denn den Beweis, dass andere Systeme das besser machen als die Religionen, den müssen sie erst noch erbringen, wer immer diejenigen sind, die sich als Mitstreiter um das Wohl des Menschen bewerben wollen: Der Staat, die Wissenschaft, der Merkantilismus, oder was genau? Zeigen sie ihre gesellschaftlichen Alternativen zu den Religionen, die nicht selber Religionen sind. Bis dahin gilt für viele Menschen, dass die Heilung im rechten Glauben liegt. Wenn sie Heraklit zitieren, es gäbe kein Recht zu glauben, dann dürfen sie nicht unterschlagen, dass er selber Priester im Artemistempel von Efesus gewesen sein soll. Wie glaubhaft ist denn da seine Religionskritik?

UNCEW-Vorsitzende.

Das soll jetzt nicht zu einem philosophischen Streitgespräch ausufern. Vielleicht später dann.

Mutterkuchen

Ich habe schon davon gesprochen, dass jeder Mensch am Bauchnabel mit seiner Mutter verbunden war. Das stimmt aber nicht. Genau genommen war jeder Mensch mit seinem Mutterkuchen verbunden. Erstaunlicherweise wird der Mutterkuchen in unserer Gegenwart weitgehend ignoriert und als eine Art Abfall nach der Geburt beseitigt, wie Peter Sloterdijk in seinem Buch Sphären 1 - Blasen, 1998 ausführt. Der Mutterkuchen ist, um es in biblischen Bildern auszudrücken, Abel, der von seinem Zwillingbruder Kain ermordet wird. Jeder Mensch wird nämlich doppelt geboren, als Paar, als Mensch und als Mutterkuchen. Geburt bedeutet in Wirklichkeit das Durchschneiden der Verbindung zwischen dem Neugeborenen und seinem Mutterkuchen. Medizinisch gesehen gehört der Mutterkuchen nicht zu Mutter, sondern zum Neugeborenen. Aber die Gebärmutter steht mit dem Mutterkuchen, der das Kind nährt, in pflegender und schützender Beziehung. Ein Kind ist nicht Teil der Mutter, das von ihr abgenabelt wird, es ist Teil einer schwangerschaftslangen Partnerschaft mit seinem Mutterkuchen, der aus der Eizelle hervorgegangen ist, und vom Moment der Zeugung an frei ist von Vater und Mutter. Eine Art Doppelstern. Das Drama der Geburt besteht darin, dass das Kind nur

überlebt, wenn man es von seinem Mutterkuchen trennt, der bei der Geburt stirbt. Der Mutterkuchen ist genau so lebendig wie das Kind. Während das eine der Geschwister lebt, stirbt das andere, das ihm das Leben ermöglicht hat.

Verdrängt sind Erzählungen darüber wie in verschiedene Kulturen von dieser Tragödie des Todes des Mutterkuchens im Freudentaumel der Geburt eines Kindes umgegangen wird. Es ist allgemein bekannt, dass viele Muttertiere nach der Geburt den Mutterkuchen aufessen. Dies ist sogar bei Menschen rituell dokumentiert, indem Familien oder Sippen den Mutterkuchen des Neugeborenen verspeisen und ihn also bei sich behalten, indem sie ihn zu sich nehmen. Es sind ausserdem rituelle Begräbnisse von Mutterkuchen bekannt, das heisst, der Mutterkuchen wird wie ein Mensch behandelt, der gestorben ist. Ich habe Augustin gefragt dazu ob er solche riten aus seiner Kenntnis der afrikanischen Kultur begegnet ist, was er verneint. Jollie und Fanuelle berichten, dass bei einer Geburt in der heutigen Demokratischen Republik Kongo, der Mutterkuchen entsorgt wird in einem Fausse septique, also einer Art Jauche- oder Abfallgrube. Und zwar sofort nach der Geburt. Wo man es sich leisten kann wird er verbrannt, eingeäschert, kremiert.

Sloterdiik geht soweit, zu behaupten, dass für eine Gesellschaft bezeichnend ist, wie sie mit dem Mutterkuchen umgeht. Es ist ein Umgang mit dem Begriff der Dankbarkeit, wie die urbane Sozietät mit dem lebensspendenden Mutterkuchen der ausgebeuteten, stummgeschalteten und produktiven Menschen umgeht, die ihnen das scheinbar von der Natur abgenabelte Dasein ermöglichen. Vielleicht etwas weit hergeholt, aber ich hoffe, dass sie den Geruch wahrnehmen. Es ist der mit viel Parfüm übertönte Gestank einer Stadt, die angeblich höhere menschliche Kulturwesen gebärt, die sich selber zu Höherem geboren fühlen, indem sie den Mutterkuchen, der sie genährt hat achtlos und wie Dreck behandeln. Allerdings realisiert der hochwohlgeborene Urbanmensch bald, dass, sobald sein Mutterkuchen ausgebeutet und verscharrt ist, eine andere Mutter nötig wäre, um den Urbansäugling am Leben zu erhalten. Aber wo ist diese Plan B Mama? Wo ist Ersatz für den vernichteten Mutterkuchen? Der Ersatz ist die Technik. Statt der Natur zu danken für die lebensspendende Gabe des Materiellen, wird die Technik vergöttert, die angeblich die Abhängigkeit von der Natur überwindet, indem sie ihr entreisst, was sie benötigt, statt es von ihr geschenkt zu erhalten. Wieder: Kain gegen Abel. Man will nichts geschenkt erhalten. Man will es sich selber verdanken. Mit Technik. Deshalb klebt der Rauch von Kains Opferfeuer



Der Mutterkuchen eines Menschen. Ausguss von Arterien und Venen der Placenta. Von der Form her erinnert das Objekt an einen Baum mit dem Stamm der Nabelschnur. Der Mutterkuchen müsste eigentlich Kindskuchen heissen, weil er als Organ eigentlich bis zur Geburt zum Kind gehört und nicht zur Mutter. Mit der Mutter ist der Kinderkuchen in der Gebärmutterwand verbunden, aber auch getrennt durch eine schützende Haut. Er ist ein Organ des Austausches von allem, was ein Mensch zum Wachsen benötigt und ihm seine Mutter durch Nähe zur Verfügung stellt.

am Boden. Die Haltung der technoziden Machtanmassung ergibt keine spirituelle Verbindung zum Lebendigen. Mütterliches wird doppelt verachtet, indem die Gnade, die Süsse ihrer Milch, zurückgewiesen wird, mit der die Mutter ihr Kind tröstet, dass es vom Mutterkuchen getrennt wurde und indem der Mutterkuchen selber, das stumme Geschwister, als blosses Mittel zum Zweck und als nutzloses Anhängsel entsorgt und vergessen wird, sobald neues Leben das Licht der Welt erblickt.

Wäre es nicht schön, wir wüssten, wo unser Mutterkuchen begraben ist? Wo darüber Wald steht, unser Mutterkuchen in Baumes Gestalt verwandelt und auferstanden ist, als unser Gegenüber, als unsere Welt, und unser Mutterkuchen wie wir selber weiter gewachsen und Welt geworden ist und weiter mit uns zusammen ist und unser Zwillingsgeschwister uns weiterhin, still und geduldig und wohlwollend begleitet? So empfinde ich es jedenfalls. Und ich meine, dass wir alle den Trost der Natur so erleben. Ist es nicht, dass die Art, wie wir unserer Welt begegnen, etwa so wie die Art, wie wir unserem Mutterkuchen gedenken, der für uns bei unserer Geburt, bei unserem Start ins Leben, sein eigenes Leben hingab, stumm, wortlos, blutig und schmerzhaft aber ohne uns Vorwürfe zu machen. Von daher ist auch der Begriff der Religio, der Rück-

verbindung, in einem etwas anderen Tonfall zu hören. Sind nicht alle spirituellen Konstrukte, um unsere grossen, unbeantworteten Lebensfragen zu beantworten, Versuche, unsere gekappte Verbindung mit unserer Welt als unser verlorener Bruder-Schwester-Mutterkuchen, wieder her zu stellen, eine Versöhnung mit unserer verlorenen Verschwi-terung mit der Welt?

Von hier aus kann man Bilder der Kourostrophos, der Ammen und der Knabennähreinnen, in neuem Licht und einer neuen Schicht empfinden. Es sind vielleicht nicht nur Bilder von Kind und Mutter, sondern auch von Kind und Mutterkuchen. Die unbefleckte Geburt meint vielleicht Abnabelung vom Mutterkuchen, nicht von der Mutter. Das ist sogar wissenschaftlich einleuchtend. Der Mutterkuchen hatte keinen Sex, ist also sozusagen unbefleckt von einem materiellen Zeugungsakt. Da sind wir gleich wieder bei Artemis, der jungfräulichen Allgebärerin und bei Maria Immaculata. Es sind Bilder für den Mutterkuchen, der bei Menschen wie bei Tieren immer anwesend ist als Begleiter bei der Geburt, der das neue Leben in fester Seilschaft und treuer Verbundenheit anführt und dann das Lebendige, wenn es auf der Welt ist, los lässt, um sich sterbend in den Urgrund des Materiellen zurück zu ziehen, von wo es dem Neuen Leben als seine Welt gegenüber steht.

Maieutik (Mäeutik)

Bei Sokrates und Platon ist nirgends vom Mutterkuchen die Rede, dafür umso mehr von Maieutik. Gemeint ist Geburtshilfe im Sinne von Sokrates's Idee, dass er zwar selber nur weiss, dass er nichts weiss, aber mit seiner Fragetechnik helfen will, dass die Seelen seiner Gesprächspartner sich zur Welt bringen können, eine Parallele zum Job seiner Mutter als Hebamme.

Eines der Grundprinzipien der Maieutik ist es, dass der Lehrer, der Maieutik-Therapeut, Aussagen seines Schülers nie beurteilt. Dass überhaupt Urteile des Lehrers gar nicht vorkommen, eigentlich die Rolle eines Tiefen-Psychologen ein. Dies ist allerdings fraglich, weil sich Sokrates trotzdem das Recht heraus nehmen will, zu beureilen, welche Aussagen Fehlgeburten sind und verworfen werden sollen. Ein offener Widerspruch. Die Sokratik ist als schulische Lernmethode umstritten, weil da Geburten ausgelöst werden sollen, wo noch gar keine Schwangerschaften vorhanden sind, wie es Pestalozzi ausdrückte. In der Wissenschaft ist ausserdem unklar, ob die Maieutik nicht eine Erfindung von Platon ist, eine Idee um scheinbar die Autorität des Einzelnen zu achten, und ihn sich scheinbar selber verwirklichen zu lassen. Also eine Zeichen der Ent-

wicklung des Individualismus, wo nicht mehr feste, übergeordnete Autoritäten eine Person definieren und sagen, was Sache ist, sondern jeder für sich erfahren darf, wer er ist und was Sache ist. Viel Kritik wurde auch geübt an der Sokratik als subtile Form der Manipulation durch "neutrale" Gesprächsführung, was heute in den Medien immer offensichtlicher wird, dass es nämlich in der Propaganda vor allem darum geht, welche Fragen man stellen darf und welche nicht, und dass je nach Zensur eine andere Wahrheit geboren wird.

Maieutik als geistig-spirituelle Geburtshilfe der Seele tönt hübsch und nett. Es verbirgt sich darunter aber eine ungeheure Anmassung. Nämlich: Zu meinen dass die Geburt diese sokratische "Hilfe" nötig hat. Oder meint er mit Geburtshilfe eventuell das Gatekeeping, dass man extern entscheiden will, was geboren werden soll? Artemis, die Schutzgöttin der Geburt ist doch gerade diejenige, die sagt: "Lass deine Finger weg. Die Geburt weiss selber wie sie es macht." Es braucht niemand der ihr hilft, nur eine die sie schützt, eben, Artemis. Sie schützt wovor? Vielleicht vor Sokrates, respektive vor Platon, dem Welterklärer, der deuten will, was geboren werden soll und Eugenik offen forderte in seinem Werk "Der Staat". Solche Geburtsverhinderungen gibt es schon lange. In der griechischen Mythologie

ist es oft Hera, die die Geburt von unehelichen Kindern ihres Gemahles Zeus, verhindern will. Artemis und Apoll. Aber auch die Männerwelt will aus Angst vor dem Umsturz durch das Neue, ihre eigenen Nachkommen auslösen, auffressen, wie Uranos und Kronos der Vater von Zeus. Im neuen Testament ist es Herodes, der alle Kinder umbringen lässt. Alles vergeblich. Die Geburt setzt sich selber durch. Auch ohne Maieutik.

Mit anderen Worten: Sokrates entpuppt sich hier, am Übergang von den naturmatriarchalen Vorsokratikern zum technopatriarchalen Intellektualismus als eine Schlüsselfigur, die gleichsam vorgeschoben wird von Platon, benutzt, wenn man so will, um die Suprematie des Geistes über die Materie durchzusetzen, was dann fast unmittelbar zum Christentum führt, zur Vorstellung der religiösen Selbstbefreiung des neuen, urbanen, bürgerlichen Mittelstandes. Ein philosophisches Geschäftsmodell das nicht funktioniert. Kursfristig zwar schon, als eine Art Ponzi-Bankman-Fried Schneeballsystem der Philosophie mit all den sophistischen Plauderern, die versucht haben die Welt zu erklären mit ihrer eigenen Anmassung, die Geburt der Seele, auch der Weltseele zu ermöglichen. Es ist aber einfach so. Die Geburt braucht diese Hilfe nicht, denn die Geburt ist das schon selber. Sie ist das zur Welt bringen.

Und man kann sie nur schützen, im Bild von Artemis, oder von mir aus auch Maria. Aber man muss sie in Ruhe und ihr ihren Lauf lassen. Aber genau das will man in einer zunehmend merkantilen und zunehmend urbanen Welt offenbar nicht.

Das sind die Übergänge um 300 vor Christus: Vom Respekt vor der Natur zur Verbesserung der Natur durch Eingriffe. Mit grossartigem Erfolg, wirtschaftlich gesehen, kulturell sagt man dem aber lieber, Riesentempel, Anlagen, zweifellos. Das sage ich neidlos. Ich habe nichts gegen schöne Tempel und schöne Statuen aus parischem Marmor. Nein. Alles okay. Aber irgend etwas bröckelt in der Art wie man die Dankbarkeit über diesen Erfolg von Reichtum und Ausbeutung zuweist. Wem soll man dafür danken? Das wird die Frage, deren Antworten sich radikal ändern mit der Zerstörung der Artemistempel und der Umetiketierung von Maria zum blossen Gebärkanal des Göttlichen, als nützliche Idiotin des Weltgeistes. Kein Wunder dass in einem solchen Kontext niemand die Jungfräulichkeit der Mutter und die Unbeflecktheit der Geburt verstehen will.

Der Weg zur Installation des Ponzi-Schemas der heiligen Mehrwertschöpfung durch intellektuelle, mathematische, technische Geräte, war nie unumstritten. Bis heute

nicht. Zwar zweifelt niemand an dem gewaltigen Blödsinn, den die Technik sich ausdenken kann, von Atombomben, grünen Wandstädten durch die arabische Wüste oder dem Burj Kalifa, alles uralte Symbole des Untergangs, Türme und Mauern nämlich, aber niemand will mit seiner Seele hinhören. Warum? Weil alle vom philosophischen, urbanen Irrsinn noch profitieren wollen, solange die Deutungshoheit bei den Geburtshelfern liegt, den Gatekeepern, um es ganz deutlich zu sagen, eben denen die sagen wollen, was zur Welt kommen darf und was nicht. Und die dann meinen, dass die Welt wegen ihnen da ist. Hallo Davos. Das ist die Apokalypse die uns bevor steht: Dass plötzlich klar wird, dass der WEF Kerzenleuchter-Trompeten-Bullshit nur Symptom eines Minderwertigkeitskomplexes ist, der nicht fressen kann, dass die Geburt selber bestimmt, was und wann und wie das Neue geboren wird, und dass die Geburt von solchen anmassenden Schwachköpfen irgendwelche Evaluationen über den Wert des Geborenen nicht nötig hat. Betrachtet man die Philosophie des Westen aus dieser Perspektive, nämlich als verzweifelte, willentliche Verhinderung des Weltgeschehens, das sich mit dem Tand von Technik schmückt und aufrüstet, dann wird einem vielleicht klarer, wo wir heute als Behinderte stehen.



Sokrates ist der erste Philosoph, der Gesicht zeigt, selbstbestimmten, selbstbewussten, angstfreien Individualismus. Das war damals eine Provokation und mag ein Grund dafür sein, dass man ihn als hässlichen Mann bezeichnete. Überheblichkeit, Arroganz, Anmassung und Sturheit wird den Sigmas attestiert, die als Nobodys die Autorität der selbstgefälligen physischen Macht in Frage stellen. Er ist ein König des Abschaums

Akte Johannes -Teil 3

Kommentierte Dokumente zur UNCEW- Anhörung über die Pilgerwürdigkeit von Patmos.

Der apokryphe Apostelroman "Akte Johannes" soll zwischen 140-160 nach Christus im Raum Efesus geschrieben worden sein, von einem Mann namens Leucius Charinus, angeblich ein Vertrauter aus dem Umfeld von Johannes, schreibt Theodor Zahn, 1880. Damals war der Konflikt der Römer mit den jüdischen Sektierern, die sich später Christen nannten, eskaliert. Die orthodoxen Juden waren bei den Römern als Religion offiziell anerkannt und unter loyaler Kontrolle, nicht aber die neuen Täufer, die die Zerstörung des Tempels um 70 und die Eroberung Jerusalems durch die Römer nicht verwunden hatten, die ihre Verachtung der Römer viral verbreiteten im Weltreich der römischen Supermacht. Die keine Konkurrenz kannte. Ausgehend von den Synagogen, wo sich revolutionäre und rebellische Männer zur Wehr setzen und absetzen wollten von den harmoniebedüftigeren, unpolitischen Rabbis und Phariäern, die selbst dem eingesetzten König Herodes zujubelten. Provokativ liessen die Aufmüpfigen auch andere Religionen nicht in Ruhe, vor dem Artemistempel provozierten sie, gegen die Juden stänker-

ten sie (Synagoge des Satans) und gegen liberaleren, gemässigeren Kollegen, die Nikolaiten z.B., die Johannes als unkeusches Gesindel beschimpfte, er, der selber sein Leben lang Jungfrau blieb und seinen Körper einzig Jesus widmete, wie er immer wieder betonte. Viele sagen sogar, das ursprüngliche Christentum sei eine revolutionäre, homosexuelle, jüdische Sekte gewesen. Auffällig sind die Heiligengeschichten, in denen Ehefrauen "geheilt" und zur Enthaltsamkeit ermahnt wurden, was ihren Männern selten gefiel.

Der Zölibat ist eine nichtjüdische Lebenseinstellung. Jesus und seine Jünger waren alle in der abrahamischen Tradition beschnittene Juden. Da gab es vielleicht Konfliktstoff innerhalb der Synagoge. Bei den Griechen war Homosexualität akzeptierte Tatsache des menschlichen Daseins, Knabenliebe in der Kultur sogar regelrecht zelebriert, Erstaunlicherweise hat sich im Christentum der seltsame Konflikt entwickelt zwischen Zölibat einerseits und Verdammung der Homosexualität andererseits, bewiesen durch die hunderten grausamster Hinrichtungen von Sodomisten, wenn sie nicht Mönche waren oder Bischöfe, also von Amtes wegen als Schwule nicht in Frage kommen konnten, weil sie schon verheiratet waren - mit Jesus. Was okay war.

Metastasis

Dieses Kapitel bildet in den Johannesakten den Schluss des Apostelromans mit dem Tod von Johannes. Das Wort Metastasis bedeutet Wanderung, Abschied. Es wird auch das seltene und kaum gebrauchte Wort 'Absiedelung' als Übersetzung verwendet, also das Verlassen einer Siedlung, nämlich mit dem Tod der Wegzug aus der Niederlassung und Sesshaftigkeit auf der Erde, das Gegenteil von Ansiedelung, Geburt.

Der hier in der Übersetzung aus Hennecke-Schneemelcher, 1964, zitierte Text ist der Schluss eines längeren Dankesgebets nach einem Abendmahl mit Anhängern in Efesus, an der Stelle wo sich heute das Grab des Johannes befindet in den Ruinen der Johns Basilika: Die Kapitelnummern entsprechen der ursprünglichen Stichiometrie des Textkörpers. Kommentare zu den Abschnitten jeweils am Ende. Ich wollte nicht direkt in die Texte eingreifen, damit man als Leser einen ungestörten, im Fluss gelassenen Eindruck gewinnen kann von dem packenden, dramaturgischen Aufbau, der kunstvollen Rethorik und dem linguistischen Konstrukt dieses Narratives. Unverkennbar sind die wippenden, mantrischen Rhythmen von Wiederholungen und Aufzählungen, das Hypnotische dieser Erzählkunst, die damals hoch entwickelt war, das Pa-

thetische, Theatralische, Überirdische, Manierierte, wie die Leute miteinander reden und das Einhämmernde und Penetrierende des Missionstriebs, der zum Klimax des Tauf- und Bekehrungsorgasmus drängt. Das Kapitel 113 beginnt mit einer Dankesrede von Johannes an Jesus.

113

" Der du auch mich bis zu dieser Stunde rein bewahrt hast für dich selbst und unberührt von der Verbindung mit einer Frau, der du mir, da ich in der Jugend heiraten wollte, erschienen bist und zu mir gesagt hast: " Ich bedarf deiner, Johannes", der du mir auch zuvor körperliche Schwäche bereitet hast, der du mich drittens, als ich heiraten wollte, sofort gehindert hast und darauf zur dritten Stunde des Tages auf dem Meer zu mir gesagt hast: " Johannes, wärest du nicht mein, hätte ich dich heiraten lassen', der du mich zwei Jahre geblendet hast, dass ich trauerte und nach dir verlangte, der du mir im dritten Jahr die Augen des Verstandes geöffnet und mir die sichtbaren Augen geschenkt hast, der du, da ich sah, mir auch das genaue Betrachten einer Frau als etwas Widerliches ausgemalt hast, der du mich befreit hast von der zeitlichen Erscheinung und mich zu dem immer Bleibenden geführt hast, der du mich von dem schmutzigen, im Fleisch wohnenden Wahn geschie-

den hast, der du mich dem bitteren Tode entrissen und mich allein zu dir gebracht hast, der du die geheime Krankheit meiner Seele zum Schweigen gebracht hast und die offenbare Tat vernichtet hast, der du den Aufrührer in mir bedrängt und verbannt hast, der du meine Liebe zu dir unbefleckt gemacht hast, der du meinen Gang zu dir ungebrochen zugerichtet hast, der du reinen vom Zweifel ungetrübten Glauben an dich verliehen hast, der du mir eine reine Gesinnung gegen dich vorgeschrieben hast, der du jedem den seine Werken angemessenen Lohn erstattest, der du in meine Seele gelegt hast, keinen Besitz zu haben, ausser dir allein – denn was ist kostbarer als du? - , nun also Herr, da ich das Verwalteramt, mit dem ich von dir betraut worden bin, erfüllt habe, würdige mich deiner Ruhe und verleihe mir das Ende in dir, welches das unsagbare und unaussprechliche Heil ist!"

114

" Und wenn ich zu dir komme, soll das Feuer weichen, die Finsternis besiegt werden, das Chaos seine Kraft verlieren, der Glutofen ausgehen, die Hölle erlöschen, sollen Engel folgen, Dämonen in Furcht geraten, Machthaber zerschmettert werden, soll der Teufel verstummen, der Satan verlacht werden, seine Wut verglühn, seine Raserei beigelegt werden, seine Rache Schimpf erleiden, sein An-

sturm Schmerz erfahren, seine Kinder sollen erschlagen und seine ganze Wurzel ausgerottet werden. Und verleihe mir, den Weg zu dir ohne Misshandlung und Kränkung zu vollenden, indem ich das empfanage, was du denen versprochen hast, die rein leben und nur dich lieben"

115

Und als er sich stehend ganz versiegelt und gesagt hatte: "Du mit mir, Herr Jesus Christus", legte er sich nieder in der Grube, dort, wo er seine Kleider ausgebreitet hatte und sagte zu uns: "Friede mit euch, Brüder", und gab mit Freuden den Geist auf.

Anmerkungen: Auffällig und stossend ist die Misogynie in dieser finalen Liebeserklärung von Johannes an Jesus. Der Frauenhass wird mit einer plumpen und primitiven äusserlichen Idee von Beflecktheit und Verschnutzung der Seele durch den Kontakt mit der Frau, dem Weib, dem Fleisch und eigentlich der Materie, dem Mütterlichen begründet. Die Ehe bedeutet Untreue zu Gott. Das sind seltsame Misstöne, gerade in der Stadt Efesus deren oberste Göttin, Artemis, Beschützerin der Geburt ist. Ihre Jungfräulichkeit hat aber, wie wir bereits gesehen haben eine andere Bedeutung als bei den Christen, nämlich in dem

Sinne, dass sie die Erstgebärerin ist, die zuerst geboren hat, bevor Männer da waren, also genau umgekehrt zur biblischen Geschichte dass zuerst der Mann da ist, Adam und erst dann die Frau hinzu kommt, Eva, weil Gott sieht, dass Adam alleine ist.

Die Schlussermahnungen von Johannes sind eigentliche Aufrufe zum Mönchtum, offenbar an ein ausschliesslich junges, männliches Publikum gerichtet. Werdet Geliebte von Jesus. Verzichtet auf Familie, Ehe, Sex. Zwischen den Zeilen klebt eine beklemmende Verteufelung des eigenen Körpers und eine Dämonisierung des eindeutigen, eigenen Geschlechtes als Mann. Hat man es von Gott nur erhalten, um es als unerwünschte Nebenwirkung des Lebensgeschenkes zu verachten? Oder ist es einfach Angst vor der Frau? Wie Nietzsche warnte: Wenn Mann und Frau gleichberechtigt sind, ist die Frau immer oben. In der eigenen Abdankung des Johannes weht der zarathustische Wahn von der Überlegenheit und guten, gottgegebenen Führungsstärke des Mannes, gegenüber der bösarigen, teuflischen Unzucht und Dummheit der Weiber, all dieses dämliche Gerede von gekränkten, abgewiesenen Machos, die in der Frau nur ein Haustier des Mannes sehen, meist eine blöde Kuh. Das war vielleicht sogar den Kirchenvätern etwas too much. Warum genau sie die Johannesakten ablehnten ist aber nicht überliefert.

Johannes ist der einzige Apostel, der kein Märtyrium erlebt hat, sondern nach drei Tagen, wie Jesus, nicht mehr im Grab zu finden war, aufgefahren in den Himmel, weshalb er auch keine Knochen als Reliquien hinterliess, nicht mal eine heilige Vorhaut. Alte Quellen sagen, dass noch heute manchmal Staubwolken aus der Gruft aufsteigen, in denen der Geist von Johannes weiter in der Welt wirkt.

In der Apostelgeschichte des Neuen Testamentes ist bei der ersten Reise des Paulus von einem Begleiter Namens Markus Johannes die Rede. Die Wohnung von dessen Mutter soll den Christen als Versammlungsort in Jerusalem gedient haben. Also noch ein Johannes! In Bibelportalen ist von ihm die Rede als von einem Judenchristen. Das Wort Christ taucht aber erst im 2. und 3. Jahrhundert auf. Die Juden selber nannten die Glaubensstreiter und Donnersöhne Zeloten, Eiferer. Dieser Markus Johannes verliess laut Apostelgeschichte Paulus in Pamphylien, also in Kleinasien in der Gegend von Antalya, Perge. Um 50 nach Christus. Warum ist nicht klar. Es heisst nur kurz er sei nach Jeruslaem zurückgekehrt. Aber warum sollte er? Da herrschte doch Krieg und Chaos. Danach wurde Markus Johannes nie mehr erwähnt. Ist das der Johannes, der nach Patmos und Efesus kam?

Nach Kusadasi

Abfertigungs-Zoll-Theater wie richtig. Auch hier auf der völlig menschenleeren Mole des Hafens von Pythagorio, vor dem Zollabfertigungshäuschen für den Übertritt von Griechenland in die Türkei. Eine handvoll Beamte und Polizistinnen führen das Theater auf. Sie schauen, dass der Schwanz schön lang bleibt. Dann Besteigen des Schiffes, an Oberdeck im Freien, luftig, aber lärmig neben den Luftansaugungen des Motors. Es geht durch den schmalen Meereskanal der Mycale Strait nach Norden, der Küste entlang, zwei Stunden, bei böigem Wind und starkem Wellengang. Bei Ankunft in Kusadasi nochmals: Langer Schwanz und Passkontrolle, Uniformierte, die rumstehen und so tun wie Kontrolle. Ich glaube, dass wir heute mit Steuergeldern nur noch Uniformschneider und Stempelhersteller, Fabriken für Papier, Toner, Stempeluhren und Durchleuchtungsgerät finanzieren. Und das nennt man dann Grenzkontrolle, dass man Touristen bis auf die Unterhosen piesackt, während man Schiffsladungen von jungen Afrikanern anlockt und ohne Pass durchwinkt.

Geld wechseln kann ich in Kusadasi nicht, weil der Travelex geschlossen ist. Taxifahrer wollen nicht wissen wo mein Hotel Adasea liegt. Da bin ich allergisch, wenn Gruppen von Drivern am Stand rumflänzen und so tun,

als wüssten sie nicht wo die Strassen sind, um ein paar Euros mehr rauszuschinden. Das habe ich auf der Latte. Ich laufe einfach davon. Ich nehme an der Strasse einen freien, anfahrenen Taxifahrer. Der redet zwar auch kaum englisch ausser Mister, aber er findet das Hotel, nachdem ich ihm Pläne zeige. Die Rezeptionisten Jacup und Taksin empfangen mich überschwänglich, wie wenn ich ihr erster Gast überhaupt wäre. Das Hotel sieht ganz ansprechend und neu aus. Es ist erst seit Februar geöffnet, liegt aber etwas unangenehm an einer steilen Strasse, die gerade vor dem Hotel gesperrt ist, weil ein Graben aufgerissen wurde für Kanalisationsarbeiten, aber nur Kies im zugeschütteten Loch liegt, unpassierbar für Autos. Das Zimmer ist hübsch und günstig, 25 Euro mit Frühstück. Unweit gibt es ein Restaurant, das Ladina Beach heisst, obwohl weit und breit kein Strand zu sehen ist. Aber das scheint der Kundschaft, geräuschvollen Engländern, keinen Abbruch zu tun. Die fröhliche Gruppe ist schon beim Wort Beach in Stimmung, da braucht es Meer und Sand nicht, solange Bier fliesst. Man ist schon sorgfältig eingelegt in Alkoholikas, wie mir scheint. Man singt. Ein Taxifahrer naht und lädt zwei der Kunden ein, deren einer so fett ist, dass man lange überlegt und ausprobiert, durch welche der vier Türen des Autos er wohl am ehesten passt. Das schier Unmögliche schafft man schliesslich mit vereinten Kräften .

Vorhänge

Ein Gedanke wirft mich aus dem Nachmittagsschlaf. Und zwar die Frage, woraus der Schleier der Apokalypse besteht. Das Wort Apokalypse heisst wörtlich aus dem Griechischen übersetzt Entschleierung. Kalypse ist Schleier. Offenbarung meint demnach das Entschleiern unserer Sicht auf die Weltwahrheit, auf die Welt, so, wie sie ist. Woraus besteht dieser Schleier, der da weg genommen, dieser Vorhang, der da zurück gezogen wird, und uns dann offenbar wird, wie die Welt wirklich ist, in Wahrheit?

Ein Modell dafür könnte sein, dass mit dem Schleier das Gewebe unserer Vorstellungen gemeint ist, die wir von der Welt haben, ein Gedankenstoff, der, so hauchfein er auch sein mag, immer unseren direkten Blick auf die Welt verschleiert. Der Schleier der Offenbarung ist ein gedankliches Abbild, ein Gewebe unserer sinnlichen Lebenserfahrung. Es ist die Klöppelarbeit unserer Gedanken, die Fäden des Weltgeschehens verbinden und verarbeiten, was wir sehen, hören, fühlen, erleben, fühlen. Der Schleier ist die Gedankenkopie unserer Welt in unserem Bewusstsein. Wozu wir überhaupt ein Bewusstsein brauchen ist eine andere, grosse Frage. Sagen wir vorerst mit abwehrender Kürze: Zur Orientierung, zur Beruhigung, für

die Geborgenheit, zum Schutz unserer Intimität also auch, um uns selber vor der Welt zu verbergen. Denn nicht wahr: Vorhänge hat man ja nicht, damit wir nicht nach draussen sehen, sondern mehr noch, dass man nicht zu uns ins Haus sieht, dass wir uns vor dem gnadenlosen Blick der Weltöffentlichkeit verbergen wollen. Die Vorhänge des Bewusstseins schützen das Geheimnis unseres Unbewussten, wie Kleider unsere Nacktheit bedecken.

Wobei es diverse Bewusstseins gibt. Viele Schleier. Viele Vorhänge vor der Wahrheit. Es gibt wissenschaftliches Bewusstsein, es gibt magisches Bewusstsein, es gibt industriell-merkantile und religiöse Bewusstseins, astrologische, die jeweils in sich selber gründende Weltanschauungen definieren wollen, Stoffe, mit denen Wahrheit konstruierbar ist, also erklärbar und machbar. Jedes Bewusstsein ordnet seine Gedanken in Gesetze, die versuchen, die Weltwirklichkeit zu beschreiben in einem abschliessenden System, zum Beispiel in einer mathematischen Formel, in einer Gebetsformel, in einem magischen Bannzeichen, einem Kreuzifix, einem Fetisch, einer Ikone, einem Mpungu. Im Grunde genommen geht es bei all diesen Bewusstseinsformen darum, aufzuzeigen, dass die Welt so ist, wie sie ist und zu begründen warum. Jedes Bewusstsein muss sich aber bewahrheiten gegenüber dem was in der Welt geschieht. Einen

Fetisch macht erst derjenige gültig und wirksam, der ihn beachtet und respektiert. Selbst eine Sekte, die daran glaubt, dass UFOs kommen, um die Erleuchteten abzuholen, bleiben erstaunlicherweise weiter bestehen, obschon die Voraussagen jedes Mal in die Hosen gehen und weder Landzeit noch Landeplatz sich bewahrheiten. Man glaubt trotzdem. Glauben ist Trotz gegen die Realität. Auch die Mormonen, die treu ihrem Religionsgründer Joseph Smith folgen, der ein höchst dubioser Angeber und Betrüger ist, der neben anderem, psychopathischem Blödsinn behauptete, er könne die ägyptischen Hieroglyphen lesen, oder die Scientologen mit ihren Intelligenzmessgeräten und Vergottungskursen - innerhalb von Sekten ist es Teil des Bewusstseins, das man sich gegen die Realität der Welt durchsetzen muss. Koste es was es wolle. Eine Blase will Blase bleiben. Vor allem im Nachtland, dem Kontinent, von dem die entdeckungsreisenden christlichen Abendländer meinten es sei das Morgenland, die USA.

Wir wollen nicht bei verirrtem, religiösen Bewusstseins stecken bleiben, in denen immer der Glaube letztlich gegen die sinnliche Welt glaubt und troglodytisch die eigene Macht des erleuchteten Bewusstseins im Glauben bejubelt. Die gegenwärtig mächtigste Bewusstseinsblase dieser Art ist das wissenschaftliche Bewusstsein, eigentlich das

mathematische. Die technische Abstraktion ist wegen göliathischer Rechenhilfen auf ein derart eindrückliches Realitätskopierniveau aufgestiegen, dass es vielen, selbst höchst intelligenten Leuten scheint, dass nun jedes Ereignis mit Algorithmen als logische Folge aus früherer Ereignisse hergeleitet werden kann und damit die Welt vorherbestimmt ist. Philosophisch ist es das postmoderne Dejavu des Positivismus. Schauen sie sich Bilder an von heutigen KI-Grafikprogrammen, oder die neuste Version von GTA, Version sechs. Ich kann beinahe verstehen, dass in solchen virtuellen, von mathematischen Modellen ausgerechneten Welten sich ein heutiger Mensch freier und eher zuhause fühlt als in der wirklichen Welt, von der die virtuelle Welt des dekadenten Gaunerspiels nur abgeschaut, auch sinnlich abgeschaut ist, einfach ohne Wirkungen auf den Körper. Es ist eine entkörperlichte Welt, die lebendig scheint, ohne es zu sein. Sex ohne Frau.

Ich kannte einen Freund, der nach einer langen und intensiven Drogenkarriere, und weil er viel Geld geerbt hatte, seine zwanzig letzten Jahre nur noch in solchen virtuellen Welten verbrachte, oberflächlich verkabelt mit Freunden und Bekannten, die ebenfalls in Höhlen derselben virtuellen Welt versunken hausten. Dass draussen vor dem verdunkelten Zimmer die Sonne auf und unter ging und mal Sommer war, mal Winter war, wurde als Ärgernis klassiert,

ein sinnlos verschwendetes Weltgeschehen, an dem sowieso niemand teilnehmen will. Wozu sich ein Naturekel gesellte und letztlich ein Bedrohungs- und Hygienewahn. Dieser Exfreund versickerte sang- und klanglos in der Coronapanik. Er war gar nicht fähig, durch den Schleier seines Bewusstseins hindurch zu sehen. Gleichzeitig legte er für andere Tarotkarten, was in sein GTA-Bewusstsein hinein passte. Und er gönnte sich, serviert von einer devoten Sklavin, nur das beste Essen, wurde dick, krank, unbeweglich und getraute sich, wohl aus Scham, schliesslich kaum mehr aus dem Haus. Auch ein sehr guter Musiker war er, Gitarrist und Mundharmonikaspieler. Vielleicht war er auch enttäuscht, dass ihm kaum jemand zuhören wollte. Ich war ihm nicht genug.

Mir kommt an dieser Stelle des Gedankenweges immer wieder ein Buch von Ernst Jünger (1895-1998) in den Sinn, 'Gläserne Bienen', ein utopischer Roman, geschrieben 1954, indem Jünger beschreibt wie Überwachungsdrohnen in Form von gläsernen Insekten, fast un wahrnehmbar, die Menschen überwachen und die Unterhaltungsindustrie mit der Kriegsindustrie zusammen gewachsen ist. Die Menschen werden sehr subtil mit Spielen manipuliert und programmiert. Erschreckend, wie Utopien von der Realität überholt werden. Immer wieder.

Auch heute treiben Blasen und Sphären des Mainstreambewusstseins die Menschen in hohlen Konsum und verbannen sie aus ihrer Welt, in der sie nur stören würden, wenn sie wach blieben, durch Widerstand, weil sie sich darum sorgen, was geschieht. "Das geht dich nichts an, Mensch," sagen die Autoritäten der Seifenblasenmaschinen: "Lass das die Götter machen. Die wissen worum es geht."

Bewusstseins versuchen, ein Weltereignis einzufangen, in Sprache zu überführen, also eine Beschreibung der Vorgänge zu machen, die sinnlich wahrgenommen werden, im Denkvorgang diese Vorgänge zu verstehen als Gesetze, grammatikalisch, linguistisch. Dazu muss das Bewusstsein aber die Dinge abstrahieren, vereinfachen, kürzen, reduzieren auf knappe, überschaubare, fassbare Elemente, Messwerte, Farben, Grössen, Gewicht, Zahlen mit denen man rechnen kann. Auch die Gleichnisse von Jesus sind schlussendlich mathematische Gleichungen. "Die letzten werden die ersten sein." "Ein Kamel kommt eher durch ein Nadelöhr als ein Reicher in den Himmel." Oder ethische Gesetze: "Tu nicht, was du nicht möchtest, dass es dir selber getan wir." Was ist aber mit Masochisten? Aus diesen plumphen Elementen von Wenn-Dann konstruieren sich Bewusstseinsblasen, die in einer Person nebeneinander sogar ineinander gleichzeitig vorkommen können. Das sind die Vorhänge

und Schleier, die in den Ritualen der orthodoxen Kirche so bewusst gezogen werden. Das ist die Installation für Eingeweihte, in abgeschrimten Bereichen in Kirchen, in Parteinzentralen, in Industriehochtürmen zu oberst und in Davos, Pentagon und Vatikan, Mekka und all den Zirkeln von Erleuchteten, die Wahrheit von eigenen Gnaden herstellen wollen.

Aus Sicht der Mächtigen, die Bewusstseinsblasen verwalten und von ihnen profitieren, ist Offenbarung ein Horror. Das Wegziehen des Schleiers, den sie gestrickt haben, damit ihre Bewusstseinsblasen gläubige nicht sehen dass es dahinter noch eine andere, wahre, richtige Welt gibt. Für viele ist deshalb die Idee der Entschleierung grundsätzlich fragwürdig. Sie wollen das nicht. Der Wille will die Vorstellung nicht, dass etwas vor die wirkliche Welt gestellt ist. Der Wille will selber Welt sein. Für ihn ist Apokalypse immer Enttäuschung, was eigentlich dasselbe ist wie Offenbarung, einfach aus einer anderen emotionalen Ecke heraus betrachtet. Das Enttäuschen, das Wegnehmen von Täuschungen, das Abfallen von Schuppen von den Augen, ist das, was wir am Morgen machen, wenn wir den neuen Tag begrüßen, indem wir den Vorhang des Fensters zur Seite ziehen, und die Türe öffnen zum Allerheiligsten, unserem Gang hinaus in die Welt und unsere Empfänglichkeit gegenüber dem, was sie uns bringt.



Das Büro in meinem Wohnwagen. Rundum Vorhänge, aber auch ein Dachfenster, durch das man die Baumkronen sieht und den Himmel.

Akte Johannes - Teil 4

Die Heilung der alten Frauen

Kommentierte Dokumente zur UNCEW- Anhörung über die Pilgerwürdigkeit von Patmos.

Die nachfolgenden Kapitel stammen weiterhin aus dem Apostelroman, der von einem Autor mit Namen Leucius Charinus um 150 nach Christus geschrieben worden sein soll; vermutlich in Efesus. Das Buch wurde am Konzil von Nicea, 771, von der Kirche verdammt und zur Verbrennung empfohlen. Offenbar gefielen die Wunderorgien, die Johannes schildert, selbst den Kirchenvätern nicht. Das war ja wie eine Neuauflage von Jesus. Da wurden mehrere Tote auferweckt, in Rom soll Johannes Giftbecher schadlos getrunken haben, totgeschlagen und wieder gesund geworden sein, er soll per Befehl Bettwanzen aus seinem Nachtlager vor die Türe geschickt haben bis am Morgen usw. Eine besondere Vorführung ist die in den Kapiteln 30-37 geschilderte Heilung alter Frauen wie folgt:

"Und er befahl Verus, dem Bruder, der ihm diente, die alten Frauen in ganz Ephesus herbeizuführen, und traf zusammen mit Kleopatra und Lykomedes (Anm.: ein Ehepaar, das Johannes bekehrt und getauft hatte) Vorbereitungen zur Fürsorge für sie. Da kam Verus und sagte zu Johannes: "Von den Frauen über sechzig die es hier gibt, habe ich lediglich vier bei leiblicher Gesundheit vorgefunden, von den übrigen aber sind einige gelähmt andere krank." Als aber Johannes das gehört hatte, verhielt er sich lange still; dann rieb er sein Gesicht und sagte: "Ach, welche Schlawheit der Bewohner von Ephesus! Ach, welcher Verfallszustand und welche Schwäche gegenüber Gott! Ach, Teufel, der du im Lauf der Zeit mit den Gläubigen in Ephesus dein Spiel getrieben hast! Jesus, der mir Gnade verleiht und mich mit der Gabe der Zuversicht in ihn haben lässt, spricht jetzt in Schweigen zu mir: `Sende nach den kranken, alten Frauen und begib dich mit ihnen ins Theater und heile sie durch mich! Denn unter denen, die zu diesem Schauspiel kommen, sind einige, die ich durch derartige Heilungen, die zu etwas nützlich sind, bekehren will'."

31

"Als aber alles Volk bei Lykomedes zusammengekommen war wegen Johannes, schickte er alle fort und sagte: "Kommt morgen ins Theater, so viele ihr die Macht Gottes sehen wollt." Die Menge aber kam am nächsten Tag noch zu nächtlicher Stunde ins Theater, so dass auch der Prokonsul, der davon erfuhr, hineilte und sich mit allem Volk niederliess. Andronikus aber, ein gewisser Stratege, der zu jener Zeit der Erste der Epheser war, liess verlauten, Johannes habe Unmögliches und Unglaubliches versprochen. "Wenn er etwas derartiges, wie ich höre, vermag" sagte er, "dann soll er das öffentliche Theater wenn es geöffnet ist, unbekleidet betreten und ohne etwas in seinen Händen zu halten, und er soll nicht jenen magischen Namen nennen, den ich ihn habe aussprechen hören."

32

"Als nun Johannes das erfahren hatte, befahl er, bewegt von diesen Worten, die alten Frauen ins Theater zu bringen. Als sie alle – die einen von ihnen auf Betten, die anderen während sie im Schlaf lagen – in die Mitte gebracht waren und die ganze Stadt zusammen war, tat Johannes, nachdem tiefes Schweigen eingetreten war, seinen Mund auf und begann zu reden:

33

"Männer von Ephesus, erfahret zuerst, weshalb ich mich in eurer Stadt aufhalte oder welches meine Zuversicht euch gegenüber ist, die so gross ist, dass ich mich euch in dieser allgemeinen Versammlung offenbare. Ausgesandt also bin ich zu einem Sendbotendienst nicht menschlicher Art, auch nicht auf eine vergebliche Reise. Auch bin ich kein Kaufmann, der Kauf- und Tauschgeschäfte betreibt. Vielmehr will der, den ich verkündige, Jesus Christus, der barmherzig und gütig ist, euch insgesamt, die ihr vom Unglauben beherrscht und an schändliche Begierden verkauft seid, bekehren und durch mich aus der Verirrung befreien. Durch dessen Macht werde ich auch den Unglauben eures Strategen beschämen, indem ich die aufstehen lasse, die hier vor uns darniederliegen, an denen ihr alle seht, in welcher Verfassung und wie krank sie sind. Ich kann nicht zulassen, dass sie umkommen, und daher sollen sie Heilung erfahren.

34

"Das aber wollte ich zuerst euren Ohren einstreuen, nämlich Sorge zu tragen für eure Seelen – deswegen bin ich zu euch gekommen- und nicht zu erwarten, dass diese Zeit ewig sei, die doch nur eine Zeit des Joches ist, und nicht Schätze zu sammeln auf Erden, wo doch alles dahin-

schwindet. Auch meint nicht, wenn euch Kinder zuteil geworden sind, in ihnen Ruhe zu haben und versucht nicht, um derentwillen zu rauben und zu übervorteilen. Seid auch nicht betrübt, ihr Armen, wenn ihr nicht die Mittel habt, den Lüsten zu dienen, denn auch die sie haben, preisen euch glücklich, wenn sie krank sind. Und ihr Reichen freut euch nicht darüber, mehr Schätze zu haben; denn mit deren Besitz verschafft ihr euch grenzenloses Leid, falls ihr ihrer verlustig geht, und wiederum seid ihr, wenn sie vorhanden sind, in Furcht, dass jemand iretwegen gegen euch angeht.

35

"Der du aber, ob der Wohlgestalt deines Körpers stolz bist und den Blick erhebst, du wirst jedenfalls das Ende der Verheissungen solcher Dinge am Grabe sehen. Der du dich am Ehebruch freust, wisse, dass Gesetz und Natur sich an dir rächen und du vor diesen das Gewissen. Du aber, Ehebrecherin, die du dem Gesetz widerstrebst, weisst nicht, wo du hinkommen wirst. Der aber den Bedürftigen nicht mitteilt, obwohl er Schätze aufbewahrt hat, der wird, wenn er seines Leibes entledigt ist und des Erbarmens bedürftig im Feuer brennt, keinen Haben, der sich seiner erbarmt. Du aber, Jähzorniger und Tobender, wisse, dass du dich unvernünftigen Tieren gleich führst. Du aber Trun-

kenbold, und der du Zwietracht stiftest, lerne dass du von Sinnen gekommen bist, dass du schändlicher und schmutziger Begierde versklavt bist.

36

"Der du dich aber an Gold freust und an Elfenbein und Edelsteinen ergötzt, siehst du, wenn die Nacht kommt, was du liebst? Der du aber der Verlockung von weichen Kleidern erlegen bist und dann aus dem Leben scheidest, wird das auch dort nützen, wo du hingehst? Der Mörder aber wisse, dass die verdiente Strafe doppelt für ihn bereit liegt, nach dem Abscheiden von hier. Desgleichen werdet auch ihr - der Giftmischer, der Zauberer, der Räuber, der Betrüger, der Knabenschänder, der Dieb, und alle die in solchen Reigen gehören - geleitet von euren Werken zum unauslöschlichen Feuer und zur grössten Finsternis, in den Abgrund der Folterstätten und zu den ewigen Drohungen eingehen. Daher, Männer von Ephesus, bekehrt euch, da ihr auch das wisst, dass die Könige, die Herrscher, die Tyrannen, die Prahler und die in Kriegen Eroberungen gemacht haben bloss von hinnen scheiden und dann in ewiges Elend versetzt Qualen leiden."

"Und nach diesen Worten heilte Johannes durch Gottes Macht alle Krankheiten."

Anmerkungen:

Im Grunde genommen ist es eine schöne Geste des Apostels, sich um Randfiguren der städtischen Gesellschaft zu kümmern, um die vergessenen, alten Mütter und Frauen, die 'unbrauchbar' geworden sind, weil sie keine Kinder mehr gebären und den Männern nicht mehr als Haustiere dienen. Aber mir kommt es ein bisschen vor, als benutze man diese alten Frauen zum Zweck moralischer Belehrungen, als Mitleid erweckende Showelemente.

Bemerkenswert ist, dass das Wunder der Heilung nun bereits im Theater stattfindet, also als Schauspiel geplant, aufgeführt und veranstaltet wird. Das ist eine neue Stufe der Missionierung. Eine rhetorisch ausgefeilte Moralpredigt mit Zaubertrickli. Der Missionar tritt in die Manege der Medien, vor die Kameras und Mikrophone der Öffentlichkeit. Johannes tritt damit in Konkurrenz mit den Komödianten und Tragikern des Theaters und buhlt um die Gunst eines unterhaltungssüchtigen Massen-Publikums, der anonymen, urbanen Bevölkerung. Das Theater als Ort der Heilung trifft sich zwar mit dem Urgedanken des Thea-

ters als Ort der Läuterung, Unterweisung und inneren Aufrichtung des Menschen. Nun aber wird es zu einer Las Vegas Magie-Show, wo herein gekarrte, alte Frauen auf Betten wieder gesund gemacht werden, zur Show und für das Bekehrungs-Marketing. Dass es sich dabei nicht um Schauspielerinnen handelt - zumindest wird das nicht erwähnt - muss man annehmen, da der Autor von alten, bettlägerigen Bewohnerinnen von Efesus spricht. Was mit den Tickeinnahmen geschah wird ausgeblendet. Damals bezahlte man nämlich Eintritt. Die arme Bevölkerung erhielt sogar Theatergeld, damit sie teilnehmen konnte. Das war also ein staatlich subventionierter Kulturbetrieb. Bis ins 5. Jahrhundert vor Christus war der Eintritt noch frei und galt das Theater noch als Bestandteil von Heilungszeremonien. Deshalb besaßen die antiken Spitäler der Asklepieions immer ein Theater.

Johannes hat das Theater erkannt als Promotions-Instrument für Ideologieverbreitung. Eine Ungeheuerlichkeit für Juden, denn die Tora trägt man nicht durch die Strasse, wie es heisst, oder wenn, dann nur in allerschlimmsten Krisenzeiten. War für viele Juden und Nichtjuden eine solche Krisenzeit angebrochen? Aber mitten im opulenten, luxuriösen Wohlstand von Efesus? Wie genau die Heilung der alten Frauen vollbracht wurde, ist unklar. Vielleicht kam ein Mpungu-Fetischeur aus Kilueka. Oder eine Maulbeere.

Der panische Kouros

Tagwache im Hotel Adasea, Kusadasi um 8.30 Uhr. Eine Familie, Vater, zwei Frauen, zwei Kinder, sitzen schon auf der Terrasse neben dem Pool an einem Frühstückstisch. Ein Knabe, 4-5 Jahre alt, starrt mit geröteten Augen in sein Handy, tippt verkrampft und schreit dazu hysterisch rum. Er hat einen cholерischen Anfall zwischen Wut und Weinerlichkeit und ist nicht zu beruhigen, je mehr die Mutter, die ihn mit einem Löffel füttert, während er ein Game spielt, sich um ihn kümmert, desto mehr flippt und rastet der Kleine aus. Der Kouros schreit aus vollem Hals in den unschuldigen, ruhigen Morgen hinaus, dass es die Götter erbarmt und die Katzen ebenfalls, die um die Tische schleichen und vom Servierboy mit Fussritten verscheucht werden. Während das panische Kind beim Gamen ungebremst die Sau raus lässt, sitzen alle anderen Familienmitglieder stoisch gelangweilt und wortlos in der Runde und tun so, als sei alles normal. Die Frau die ihren Jungen beim Rumschreien füttert, die Panagia mit ihrem entgleisten Heiland, mimt eine gehörlose Zoowärterin mit einem Brüllaffen auf dem Schoss. Der Knabe wäre der perfekte Schauspieler für Horrorfilme, wenn gerade Unschuldige gerädert und gevierteilt werden, ein Mini-Kinski. Das Mädchen, vermutlich seine Schwester, isst

schweigend ein Brötchen. Erschreckend, dass niemand auf die Idee kommt, dem Knaben das Handy weg zu nehmen. Der Junge ist ganz offensichtlich komplett überfordert. Selbst als alle ihr Frühstück gegessen haben und sich vom Tisch erheben, um in ihre Zimmer zu gehen, lärmt die Heulboje aufgelöst in Tränen, totenblass schwitzend. Auch noch lange nachdem die Familie um die Ecke verschwunden ist, dauert der Schlachthausoundtrack an, der durch die Gänge und Lifte des Hotels heult. Ein Kind wird gefoltert.

Das Verhalten des ausgeklinkten Knaben ist so, wie die Butter, die man mir aufischt und die in einer kleinen Glasschale schwimmt, die mit Honig gefüllt ist. Es sieht eigentlich alles sehr hübsch, appetitlich, sauber und liebevoll zubereitet aus. Aber die Butter ist so unerträglich ranzig, wie der Kouros von vorher. Es gibt zum Frühstück nichts Schlimmeres, als wenn die noch taufrische Zunge in freudiger Erwartung von zärtlichem Wohlgeschmack mit bissig ranziger Butter konfrontiert wird. Ein odorogustativer Traumaschock zieht sich danach wie Krötenschleim über alle weiteren Nahrungsmittel und verderben ihre Tadellosigkeit mit Angst vor der bedrohlichen Nähe zur ekligen Butter. Meine Zunge ist wie taub und abgefackelt von diesem dreisten Übelfall. Ich putze im Zimmer sogleich die Zähne, aber eigentlich schruppe ich eher die Zunge, die ich

nach der Nahtoderfahrung der ranzigen Butter wieder zu beleben und zu trösten versuche, obwohl sie - wie viele Nahtoderlebende - eigentlich gar nicht zurück will.

Der servierende Bursche war aber äusserst aufmerksam. Er rannte für jede kleine Sache über ein Treppe in einen Garten und von da ums Haus herum, zu einer Küche, die ich, wegen der Butter, die da gelagert ist, weiträumig und grossflächig niederbrennen würde. Ich kann mir einfach als Kuhschweizer nicht vorstellen, dass eine solche Butter für Menschen erträglich ist. Was ist das für ein geschmackloses Volk?



*Die versteinerte Panik des Knaben von Kusadasi.
Kourostrophischer Stein aus Lambi, Patmos*

Akte Johannes - Teil 5

Das Bild des Johannes

Kommentierte Dokumente zur UNCEW- Anhörung über die Pilgerwürdigkeit von Patmos. Text der Johannesakten von Leucius Charinus, ca. 150 nach Christus, in Efesus geschrieben. Übersetzung von Hennecke-Schneemelcher, 1964.

Das Verhältnis zur bildenden Kunst ist für viele Religionen ein sumpfiges Terrain voller Frösche. Im Judentum gilt striktes Bilderverbot. Den Namen des Herrn auszusprechen, was ja eine Äusserung, eine Verlautbarung ist, und erst recht seinen Namen zu schreiben, was bildhaft ist, sind strengstens untersagt. Eine Ausnahme bildet lediglich die heilige hebräische Schrift, die durch ihre bewusste Vieldeutigkeit und Offenheit keine Festlegung bedeutet, sondern eine Einladung für den Leser, sein eigenes Leben, seine eigenen Vokale in die Konsonantenschrift hinein zu tragen und so mit Gott zusammen zu sein. In den nachfolgenden Kapiteln aus den Johannesakten des Leucius über den Wandel des Apostels Johannes in Efesus, wird der Konflikt mit den Heiden, die an ihren Götzenbildern hängen, angetönt, aber nicht aufgelöst. Der im Text erwähnte Lykomedes ist ein von Johannes bekehrter und getaufter Efeser.

26

Es kam eine grosse Volksmenge zusammen wegen Johannes. Und während er zu den Anwesenden predigte, ging Lykomedes, der einen befähigten Maler zum Freund hatte, eilends zu diesem und sagte ihm: "Du siehst, dass ich mich selbst zu dir bemüht habe. Komm schnell in mein Haus, und welchen ich dir zeige, den male ohne sein Wissen!" Da gab jemand dem Maler das notwendige Arbeitsgerät und die Farben und sagte zu Lykomedes: "Zeige mir ihn und sei im übrigen unbesorgt!" Da zeigte Lykomedes Johannes dem Maler, brachte ihn in seine Nähe und schloss ihn in einen Wohnraum ein, von dem aus der Apostel Christi zu sehen war. Lykomedes aber war mit dem Seligen zusammen und labte sich im Glauben und in der Erkenntnis unseres Gottes und freute sich immer mehr darüber, dass er ihn in einem Bildnis haben sollte.

27

Der Maler machte nun am ersten Tag eine Umrisszeichnung und ging dann fort. Tags darauf aber malte er ihn auch mit Farben aus und übergab so dem Lykomedes zu seiner Freude das Bildnis. Der nahm es, stellte es in seinem Schlafzimmer auf und bekränzte es. Sodass Johannes, als er später etwas gemerkt hatte, zu ihm sagte: "Mein geliebtes Kind, was treibst du eigentlich, wenn du vom Bad allein in dein

Schlafzimmer gehst? Bete ich nicht mit dir und den übrigen Brüdern? Oder verbirgst du etwas vor uns?" Und während er das sagte und mit ihm scherzte, ging er in das Schlafzimmer und sah ein bekränzttes Bildnis eines alten Mannes und Leuchter daneben stehend und einen Altar davor. Da rief er ihn und sagte: "Lykomedes, was hat es dir mit diesem Bildnis auf sich? Ist es einer deiner Götter, der da gemalt ist? Ich sehe ja, dass du noch heidnisch bist!" Und Lykomedes antwortete ihm: "Gott ist für mich jener allein, der mich mit meiner Lebensgefährtin vom Tode erweckt hat. (Anm: Eine vorangehende Wundertat des Johannes) Sofern man aber nach jenem Gott auch unsere menschlichen Wohltäter Götter nennen darf, bist du es, Vater, der auf dem Bildnis für mich gemalt ist, den ich bekränze und liebe und verehere als den, der mir ein guter Führer geworden ist."

28

Da sagte Johannes, der noch niemals sein eigenes Antlitz gesehen hatte, zu ihm: "Du treibst Scherze mit mir, Kind. Bin ich so von Gestalt? Wie überzeugst du mich davon, dass das Bildnis mir ähnlich ist?" Da brachte Lykomedes ihm einen Spiegel, und als er sich selbst im Spiegel gesehen und genauer auf das Bildnis hingeschaut hatte, sprach er: "So wahr der Herr Jesus Christus lebt, das

Bildnis ist mir ähnlich! Doch nicht mir, Kind, sondern meinem fleischlichen Bild. Denn wenn der Maler, der dieses mein Gesicht nachgebildet hat, mich in einem Bildnis darstellen will, dann fehlt es ihm an den Farben die dir jetzt gegeben sind, an Haltung und Gestalt, an Alter und Jugend sowie an allem Sichtbaren."

29

"Werde du mir aber ein guter Maler, Lykomedes. Du hast Farben, die dir durch mich Jesus gibt, der uns alle für sich malt, der die Gestalten und Formen und Haltungen und Verfassungen und Ausprägungen unserer Seelen kennt. Es sind aber diese Farben, die ich dir zu malen auftrage: Glaube an Gott, Erkenntnis, Gottesfurcht, Liebe, Gemein-sinn, Sanftmut, Güte, Bruderliebe, Keuschheit, Lauterkeit, Unerschütterlichkeit, Furchtlosigkeit, Heiterkeit, Ehrbarkeit, und der ganze Farbenreigen, der deine Seele abbildet und deine Glieder, die niedergeworfen sind, alsbald erhebt, die sich aber erhoben haben, ins Gleichmass bringt, der die Wunden versorgt und die Verletzungen heilt, der deine zerzausten Haare zurechtlegt, dein Angesicht wäscht, deine Augen erzieht, dein Inneres reinigt, deinen Bauch leermacht und deinen Unterleib verstümmelt; kurz eine völlige Mengung und Mischung der so beschaffenen Farben sich in deiner Seele zusammenfindet, wird sie diese uner-

schrocken, unverzagt und festgeformt vor unserern Herrn Jesus Christus hinbringen. Was du aber jetzt getan hast, ist kindisch und unvollkommen. Du hast ein totes Bildnis eines Toten gemalt."

Anmerkungen:

Ein schöner Schlussgedanke. Nicht an das Tote, Starre, Gemalte sollt ihr glauben, sondern an das Lebendige. Das entspricht ganz der alttestamentarischen Tradition. Die Visualisierung der Sprache mit der Schrift und die Visualisierung innerer Erlebnisse durch äussere Bildkunst sind schwere Versuchungen der Menschheit.

Noch ein paar Worte zum Autor dieser Johannesakten. Sein Name wird oft angegeben mit Leucius Charinus, dessen Historizität zweifelhaft ist. Er soll auch die anderen Apostelromane über Petrus, Paulus, Thomas und Andreas geschrieben haben und dem Umkreis der Manichäer zuzuordnen sein. Leucius war eine Art Shakespeare der Gnostiker und Synkretisten. Theodor Zahn (1838) der als einer der intimsten Kenner der apokryphen neutestamentlichen Literatur gilt, betonte, dass von einem solchen Schüler des Johannes nirgends die Rede ist.

Offensichtlich ist, dass Johannes im Kreise seiner neu gewonnenen Anhängern grosszügig umging, was das Bilder- verbot betrifft, wenn man zum Vergleich seine eigenen bil- derstürmerischen Aktivitäten bei der Zerstörung des Artemistempels heranzieht. Diese Bildertoleranz, wenn es die eigene Lehre betraf, zeigt sich sehr deutlich in der ka- tholischen und orthodoxen Christenheit. Die Ikonostasen, also die Gestelle für die Aufbewahrung und Präsentation der Bilder und heiligen Programme, der Votivgaben und der Altar sind ist ja geradezu Zentren der kirchlichen In- szenierung des Glaubens und eigentliche Voraussetzung für den Reliquienkult, nämlich, für das Zeigen der göttli- chen Objekte, für die Präsentation der Hinterlassenschaf- ten der Heiligen, die selber Wunder schaffen, wundertäti- ge Bilder, Panagia Koumana, Panagia Paraskevi, religiöser Alltag wie vor 3000 Jahren in Efesus.

In der Bibel ist das Thema der Versuchung durch das Wunder im Alten Testament hinreichend illustriert mit den Verirrungen des Volkes Israel beim Gang durch die Wüs- te, beim Tanz um das Goldene Kalb. Im Hebräischen sind die Worte für Wunder und für Versuchung praktisch iden- tisch. Während Moses umwölkt auf dem Berg Sinai von Gott die Gesetzestafeln erhält, erlebt sein Volk in der Ori- entierungs- und Führerlosigkeit einen Rückfall in die Göt-

zenanbetung. Das Goldene Kalb steht hier nicht einfach für materiellen Reichtum, Gold und Geld. Das geht, wie jüdische Gelehrte erzählen, noch viel weiter und viel tiefer. Unsere materielle Seite, das Volk, der Körper, die Frau, neigen dazu, den Durchbruch durch das Gesetz (das Wunder eben) ins Äussere zerren zu wollen. Aus Angst und aus Zweifeln, ob Hilfe, Heilung und Erlösung im Verborgenen wirklich da ist. Die materielle Welt, die vom Geist, von Moses verlassen ist, will die Wunder sehen. Das Volk Israel will die Wunder selber machen, bildhaft machen, zu materiellen Figuren, Gebäuden, Ikonen, Filmen, Büchern, die man anbeten kann. Der vom Geist verlassene Materialismus will, dass die Wunder physisch erscheinen, präsentiert werden, im Äussern und vorgeführt als Trophäen der eigenen Auserwähltheit. Das spirituelle Immunsystem wird vom gentherapeutischen Medizinwillen zu Tode gespritzt.

Diese Geschichte vom Bildnis des Johannes ist historisch interessant, weil Apostel Paulus und Apostel Johannes in Efesus waren, Paulus auf seiner zweiten Missionsreise um das Jahr 50 und Johannes vermutlich auch ab 50 bis ca 100 n Chr. Jedenfalls beide kurz vor und während dem jüdischen Krieg (63-73). Die letzten zelotischen Freunde der abgehauenen Apostel kämpften im Untergrund oder zuletzt noch in versprengten Kommunen am toten Meer.

Als Terroristen. Man muss annehmen, dass die sogenannten "Missionreisen" der Apostel gar nicht Missionsreisen waren, sondern Fluchten, um in den im ganzen Römerreich verbreiteten jüdischen Gemeinden von den Geschehnissen in Judaea zu berichten und Unterstützer zu gewinnen im Kampf gegen die Römer. Erst 70 fiel Massada. Die 10'000 letzten Verteidiger sollen in den Selbstmord gegangen sein. Oder gegangen worden. Die Eskalationsspirale war von den Römern proaktiv hochgedreht worden. Zuerst dadurch dass unter Pontius Pilatus die Feldstandarten in die Stadt Jerusalem gebracht wurden, mit dem Bildnis des Kaisers auf den Flaggen, was ein klarer Affront war gegen das Bilderverbot der Juden. Pilatus hatte das Kommunikationsproblem erkannt, wusch aber auch da die Hände in Unschuld. Und dann kam Kaiser Caligula, der verlangte, dass man sein Standbild im Tempel von Jerusalem aufstelle. Das war der Gesslerhut-Moment, der das Fass zum Überlaufen brachte. Auch Wilhelm Tell ist ja durch seine Weigerung vor dem Bildnis des weltlichen Herrschers, dem Landvogt von Habsburgs Gnaden, zu grüssen, was soviel wie niederknien bedeutete, in seinem Widerstand radikalisiert worden und hat dann rasch Gefolgsleute andernorts gefunden, um dieser Arroganz der religiösen Verherrlichung weltlicher Macht zu begegnen.

Interessant ist dass in der Episode über das Bildnis des Johannes, erkannt wurde, dass die Verehrung von Bildnissen einen nicht zu unterschätzenden Marketingeffekt hat, den man auch kirchlich nutzen konnte, wenn man wenigstens die Verehrung von Bildnissen von Heiligen zu liess, von Märtyrern, Aposteln, Engeln und Wohltätern. Damit - und mit der Jedermannstaupe - hatten sich aber die radikalisierten Zeloten von den Synagogen klar entfernt, obwohl die ungedulidigen Sezessionisten in den Synagogen gegen die konservativen Pharisäer redeten und behaupteten, sie seien das neue, das reformierte, das richtige Judentum. Was später auch die Islamisten sagten, die dann allerdings das Bilderverbot wieder etwas strikter befolgten. Interessant ist bei der Apostelgeschichte des Johannes ausserdem, dass historische Bezüge zum jüdischen Krieg im Text völlig fehlen. Es zeigt sich der Gewinn des journalistischen Leseprinzips, dass man beim Lesen eines Textes immer auch bedenken soll, was auffällig NICHT drin steht. Meist hat man dann ein besseres Bild der Realität. Dies gilt insbesondere für die Historienschreiberei und für den sogenannten Mainstream.

Wir hören von dem verdrängten Unerhörten erst mit einem Abstand von mindestens einer Generation bei fast allen schwerwiegenden politischen Vorfällen, dem Mord

an John F. Kennedy, Vietnam, Irakkrieg, 9/11, Corona. Was verschwiegen wird, kommt erst hoch, wenn die Täter tot sind. Meist sorgen aber die Nachkommen der Täter dafür, dass ihr aus dem Verbrechen zusammengerafftes Erbe nicht belangt wird und dann dauert die Aufklärung meist noch ein paar Generationen länger. Epigenetische Justiz.

Ist ein Unrecht erst mal durchgewunken von einem korrupten Medienapparat, ist es schwierig, die Fallmaschen der Geschichte wieder einzuholen. Deshalb ist sogar der Satz vom "Wehren der Anfänge" zweifelhaft, weil meist die Falschen ihn für sich reklamieren, nämlich die Täter, um ihre Opfer zum Schweigen zu bringen. Historie gibt niemandem recht.

Die Heilige Vorhaut

Das Wegnehmen des Vorhangs oder Schleiers, als das die Apokalypse gesehen wird, meint die Offenbarung des Wesentlichen, der Wahrheit. Die Klarsicht. Auch die Gottesschau. Sie ist damit ein Zeichen der Aufnahme in den Bund derer, die die Wahrheit schauen. Im Judentum kann man das Lüften des Vorhangs, die Beseitigung der Verschleierung der Wahrheit, im Ritus der Beschneidung erkennen, eine religiöse Sitte, die vermutlich schon lange vorher im babylonischen Raum existierte. Mit etwas Phantasie kann man auch das Sprachrohr der Götter bei den Griechen, den Omphalos als ein beschnittenes Glied, respektive seine Eichel sehen, aus deren Mund der Olympier Apoll im Orakel von Delphi spricht. Auch in asiatischen Religionen sind phallische Steine gleichsam Mittelpunkt von Schöpfung und Fruchtbarkeit. In der Waschung mit Milch wird die Ejakulation des Weltlaufs dargestellt. Bei den orthodoxen Juden werden Knaben am achten Tag nach der Geburt beschnitten und ihnen dann ihre Namen gegeben, weshalb der Beschneidungstag auch Tag der Namensgebung heisst. Damit ist der Knabe in die jüdische Gemeinschaft aufgenommen. Bei Mädchen ist diese Aufnahme nicht nötig, weil in der matriarchalen, jüdischen Tradition jedes Mädchen von einer jüdischen Mut-

ter automatisch selber wieder jüdische Stammutter ist. Ihr Name wird gleich nach der Geburt verkündet. Die Beschneidung der Knaben besiegelt den Bund mit Gott und wird von diesem in der Tora ausdrücklich verlangt.

Interessant wird die Spurenlese, wenn wir die Apokalypse des Phallus, die sogenannte Circumcision des männlichen Gliedes im Christentum betrachten. Jesus wurde am achten Tag nach seiner Geburt, am sogenannten Oktavtag, dem 1. Januar, acht Tage nach Weihnachten beschnitten und getauft auf den Namen Josua, was heisst: Gott hilft. Jesus war stets ein toratreuer Jude. Die Beschneidung ist abrahamische Tradition. Dasselbe müssen wir von seinen Jüngern annehmen, wenn sie denn überhaupt, was viele bezweifeln, historische Figuren sind. Sie tragen auch alle jüdische Namen, Johannes, jüdisch ursprünglich Jochanan, ist ein alttestamentarischer Name mit der Bedeutung 'Gott ist gnädig'. Hannan, von dem der Name Anna stammt, heisst hebräisch Gnade. Weshalb bei den Christen in der Nachfolge Christi nicht die Beschneidung ebenfalls durchgeführt wurde, ist aus machtpolitischen Gründen leicht zu verstehen. Hätten sich die Christen auch beschnitten, hätte man sie nicht von Juden unterscheiden können. Deshalb wurde die Taufe, ebenfalls ein jüdisches Ritual, zur Aufnahme in die Gemeinschaft der unbeschnittenen Juden aus-

gebaut. Schon da tritt ein Johannes der Täufer auf, sicher auch ein beschnittener Jude, der dann erstmals auch Unbeschnittene taufte. Das jüdische Taufbad Mikwe musste in lebendigem, also fließendem Wasser stattfinden. Das Wasser durfte nicht geschöpft sein und war ein spirituelles Reinigungsbad an einem Fluss oder einer Quelle, so wie auch die Pythia von Delphi und andere Orakeldienerinnen sich in Quellen wuschen, um reine, unverfälschte Medien der Götter zu sein. Quellen und Brunnen waren zentrale Bestandteile griechischer Heiligtümern. So wurde bei den Christen die Mikwa zur Taufe und Namensgebung umgebaut. Was aber macht man mit Jesus, der doch beschnitten war, wie auch all seine Jünger?

Man erkennt am weiteren Weg dieser Geschichte, wie Narrative, die sich von ihren Vorgängernarrativen emanzipieren, also in eine Art Pubertät auswachsen, ihre Abgrenzung betonen müssen. Rocker, Hippies, Punks, Junkies, Homies, Technis, Transen usw. Die Parallelen zu Ablösungskonflikten junger Generationen von ihren Alten, Eltern, Vorfahren sind deutlich. Für diese Brüche müssen sich äussere Lebensbedingungen markant geändert haben, denn bei einer kontinuierlichen, harmonischen Kulturentwicklung überwiegt die Tradition mit ihren gleichsam fließenden, organischen, langsamen und austarier-

ten Anpassungen und Generationsübergängen. Das, was Sigmund Freud als Merkmal von Kulturentwicklung definierte, nämlich dass die Söhne ihre Väter umbringen (in: Das Unbehagen in der Kultur, 1930) gilt meines Erachtens nur in städtischen, merkantilen Gesellschaften, wo der lohnende Liberalismus des Geschäftssinns, fremden Kultureinflüssen begegnet und die Idee einer Neuen Zeit auftaucht, ja, sich der Begriff der Zukunft überhaupt erst entwickelt, der die Gegenwart in Frage stellt. Wie wir in der Historie sehen, scheint der profitable, egalitäre Merkantilismus dem Werte-Konservativismus überlegen, selbst im Bürgertum, dem Versuch einer nützlichen Synthese von beiden Welten, um der Ruhe des Profites willen. Die dabei erstickten und unterdrückten magmatischen Enzündungen an aufgeheizten und wundgeriebenen Widersprüchen entladen sich dann jeweils ruckartig, in Revolutionen, vulkanisch explodierend und die Landschaft der Suche nach Identität nachhaltig verwüstend. Meist wird dabei die Basis des gemeinsamen Zusammenseins und der Eintracht der Generationen und Nachbarn durch Spaltungen erzeugt, die sich für unloyale Kräfte lohnen, für die Kriegsgewinnler.

Was machen also die Christen mit der Vorhaut von Jesus? Wie soll man damit umgehen, dass die Nachfolge Christi doch eigentlich heissen müsste, sich auch zu beschneiden, man das aber nicht will, weil man sich ja von

den Juden unterscheiden will? Schauen wir einfach die Geschichte dieser Heiligen Vorhaut an, die im Kirchenjargon Sanctum Präputium genannt wird. Bis ins Jahr 800 bleibt alles im Dunkeln. Niemand weiss genau wo das Körperteil, das Jesus nach seiner Himmelfahrt den Erdlingen zurückgelassen hat, nämlich seine heilige Vorhaut, aufbewahrt wurde. Karl der Grosse (747-814) soll diese Heilige Vorhaut im Jahre 800 als Dank für seine Kaiserkrönung Papst Leo III. geschenkt haben, am 25. Dezember wohlgermerkt, am Weihnachtstag, womit Karl der Grosse sich den Mantel des Erlösers umlegen liess. Er selber soll die Heilige Vorhaut von der byzantinischen Kaiserin Irene erhalten haben, die Regentin von Konstantinopel (752 in Athen geboren, 803 in Lesbos gestorben). Von da an lag die abgeschnittene Penisvorhaut des Erlösers im Sancta Sanctorum, dem Allerheiligsten, der Papstkapelle im Lateran des Vatikans, zu der die Heilige Treppe hinaufführt, die angeblich Jesus im Palast von Pontius Pilatus betreten haben soll. Es heisst, dass diese Treppe um 325 von der Mutter von Kaiser Konstantin aus Jerusalem nach Rom gebracht worden sei. Erbaut wurde sie aber effektiv unter Leo dem Dritten (795-816). Egal.

Die Geschichte der Heiligen Vorhaut stellt alles, was Monty Python ausdenken konnten, in den Schatten.

1112 taucht eine Reliquie der Heiligen Vorhaut in Antwerpen auf. Man baute eine Kirche darum und der Bischof von Cambrai, nachdem er drei Blutstropfen aus der Vorhaut träufeln sah, gab die Vorhautreliquie frei für Wallfahrten. 1526 ging sie beim Bildersturm verloren.

Katharina von Siena (1347-1380) soll direkt von Jesus bei einer ihrer Ekstasen die Heilige Vorhaut als Ehering erhalten haben, den allerdings nur sie selber sehen konnte. Die unsichtbare Heilige Vorhaut soll noch heute an dem Fingerknochen nicht zu sehen sein, der als Reliquie der Heiligen Katharina zusammen mit ihrem Schädel in San Domenico zu Siena aufbewahrt wird.

1421 verlange Katherine von Valois, die Gattin des englischen Königs Richard V., er solle ihr die Heilige Vorhaut besorgen, weil angeblich ihr süßer Duft eine gute Geburt gewähre. Diese Vorhaut ging in der französischen Revolution verloren.

1610, nachdem man mit den ersten Teleskopen die Saturnringe entdeckt hatte, schrieb der vatikanische Gelehrte Leo Alatius, dass es sich bei dem Planetenring um die Heilige Vorhaut von Jesus Christus handle. Das wäre doch eine geile Story für eine Folge von Raumschiff Enterprise gewesen, oder für die Nasa: Landung mit einem Rover auf der Heiligen Vorhaut, die von Klingonen befallen ist.

1527 soll die Reliquie der Heiligen Vorhaut beim Sacco di Roma geplündert worden sein, von einem deutschen Söldner, der danach in Gefangenschaft geriet, die Vorhaut in seiner Kerkerzelle versteckte, wo sie 30 Jahre später entdeckt und nach Calcata gebracht wurde, einem Felsenest in Latinum. Den Rest entnehme ich Wikipedia so:

"1584 gewährte Papst Sixtus V. einen Ablass für das Pilgern nach Calcata. Der Bischof von Poitiers erkannte 1856 nach zweijähriger Prüfung die dort aufbewahrte Vorhaut für echt und rief eine Lotterie ins Leben, um eine standesgemäße Kapelle für das Prachtstück bauen lassen zu können. Die heilige Vorhaut wurde regelmäßig bis 1983 bei Prozessionen öffentlich gezeigt; 1983 verschwand sie unter ungeklärten Umständen. Der britische Fernsehjournalist Miles Kington versuchte im Jahr 1997 vergeblich, die heilige Vorhaut zu finden."

Richtig pornografisch wird es in diesem Wiki-Eintrag beim Untertitel Kult:

"Im 13. Jahrhundert berichtete ein Bauernmädchen aus Plambach, die Mystikerin Agnes Blannbekin, sie hätte beim Kosten der Eucharistie das Empfinden von Christi Vorhaut in ihrem Munde verspürt. Die diesbezüglichen Aufzeichnungen ihres Seelsorgers (Vita et Revelationes), 1731 von dem Benediktiner Bernhard Pez veröffentlicht, wurden auf Betreiben der Jesuiten eingezogen."

Es ist verständlich, dass der christliche Oktavtag der Weihnacht, die Beschneidung von Jesus am 1. Januar, nicht mehr so laut gefeiert werden möchte. Irgendwie ist es peinlich. Ausserdem ist ja bis heute das Geburtsdatum des Erlösers umstritten, weil es nirgends im Neuen Testament erwähnt ist. Jedenfalls hat man den 1. Januar später umgestaltet in das Hochfest der Gottesmutter Maria. Dieser Begriff von Maria als der jungfräulichen Gottesgebärerin wurde 431 am Konzil in Efesus dogmatisiert. Der Patriarch von Konstantinopel, Nestorius, der die Meinung vertrat des Göttliche und das Menschliche seien in Jesus getrennt, unterlag und wurde als Häretiker verdammt. Eine versprengte Sekte seiner Anhänger sind die Nestorianer in Syrien.

Fazit: Es bringt nichts, die Idee des Sieges der Liebe und des Sieges des Lichtes über die Finsternis, in irgendwelchen Reliquien festmachen zu wollen. Bis heute ist der lächerliche Wille, das Spirituelle der Physik als Trophäe anzuheften, oder umgekehrt, dennoch unbeirrt am Werk. Deshalb ist wahrscheinlich eine chronische Apokalypse nötig zur ewigen Insolvenzverschleppung des stets bankrotten Pseudobewusstseins des Materialismus.

Efesus

Um 9.30 Uhr wartet mein Taxi. Ich fahre zum Geldwechseln. Das geht ohne Pass. Kein Wechselterror wie in den Banken, wo nur noch fehlt, dass sie Fingerabdrücke nehmen und dem Kunden vorsorglich elektronische Fussfesseln anziehen, wenn man eine Hundert Dollar Note wechseln will. Aber Fussfesseln sind passé. Man hat heute ein Handy.

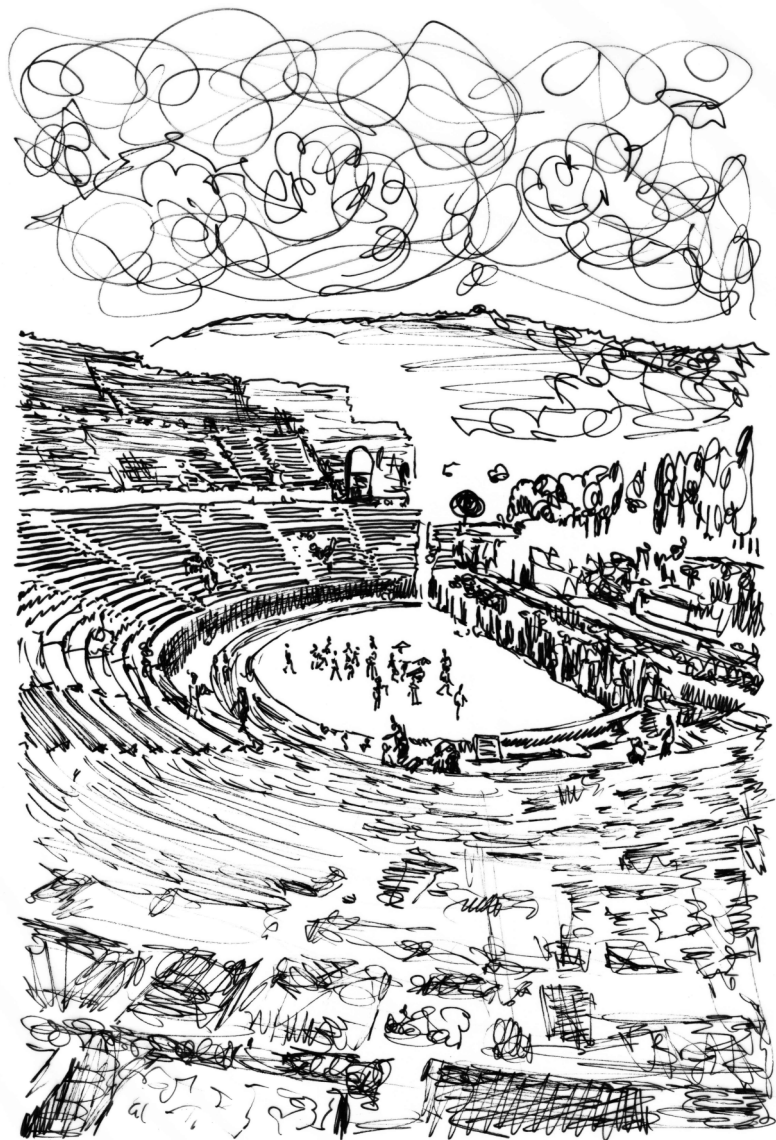
Dann, circa um zehn Uhr: Ankunft in Efesus. Lange Schlangen vor dem Ticketschaltegatter. Warum? Weil Kreditkartenabfragen nur mit Computer und nur via Internet funktionieren und es auch mit Visa-Gold endlos dauert bis die Bestätigung eintrifft. Das dauert mehr als eine Minute pro Billet, mit Bargeld genau fünf Sekunden. So macht Computertechnologie die Abläufe effizienter. Wer diese Lüge schluckt, wird nie begreifen, weshalb Ephesos unterging oder vergessen wurde, obwohl das angeblich ein so heiliger und so wichtiger Ort war für Christen und für die fortschrittlichsten, antiken Menschen. Wenn Weltwunder verduften wie alte Fürze, technische Hochkulturen und moderne Religionen so zukunftsweisend sind, weshalb müssen wir sie denn 1000 Jahre später unter fünf Metern Geröll ausgraben?



Die Kuretenstrasse, Einkaufs- und Vergnügungsmeile des antiken Ephesus.

Wenn man die Hundertschaften von Touristen sieht, in bunten, kurzhosigen, beturnschuhten Grüppchen, angeführt von einem Sonnenschirm oder Flatterwimpel unter welchem der Guide referiert, dann wundert man sich: Was suchen die hier? Was haben die hier verloren? Weshalb interessieren sie sich für Ruinen der Vergangenheit? Ein Erklärmöglichkeit sehe ich so: Vielleicht sind sie ausgesperrt aus ihrer Gegenwart. Und weil sie als abgewickelte Alte eh keine Zukunft haben, stochern sie eben nutzlos, ungebraucht und gegenwartslos ein wenig in der Vergangenheit. Ist es nicht so, dass, je mehr das Überleben von eigener Arbeit abhängt, desto näher der Mensch zu seiner Gegenwart rückt? Das kann man in Afrika beobachten. Die ruralen Bantus haben keine Sorgen wegen morgen, oder wegen gestern. Alles ist ganz in die Gegenwart gestellt. Was soll ich mich um Bauten meiner verblichenen Vorfahren kümmern? Was soll ich mir überlegen, was ich morgen oder in drei Jahren realisieren will, wenn ich nicht mal weiss, wovon ich mich heute ernähren soll? Krisen wie die Katastrophen von 536, warfen die Menschen aus dem urbanen Konsummodus zurück in den ruralen Arbeitsmodus und damit zurück in ihre Gegenwart, in welcher Historie erlischt.

Das Theater von Efesus mit 20'000 Sitzplätzen. Hinter der Skene (rechts) führte eine Prachtstrasse direkt zum Hafenbecken.



Beeindruckend ist in Efesus die wiederaufgebaute Fassade der Celsus-Bibliothek (Bild rechts). Das ist der beliebteste Foto-Selfie-Shooting Hotspot auf dem gesamten weitläufig ausgebuddelten Gelände. Tausende erklimmen die hohen Treppenstufen zum Eingang zwischen den aufragenden Marmorsäulen. Päärchen schiessen Erinnerungsfotos, andere posieren mit ausgebreiteten Armen, Girls zupfen ihre Röcklein zurecht und gehen in Modellstellung, andere knutschen fotogen unter den Rundbögen. Das wirklich Schockierende aber ist die Frage: Haben sie jemals vor irgendeiner anderen Bibliothek einen so fröhlichen Ansturm gesehen?

Danach besichtige ich die Mariakirche, die Konzilkirche von 431 und den Bischofssitz, alles Ruinen, und stelle erstaunt fest, dass ich von hier aus das Artemision, das siebente Weltwunder der Antike, den Tempel der Artemis, weswegen Efesus in aller Welt bekannt ist, nicht besuchen kann. Es liegt irgendwo ausserhalb, nirgends steht wo genau. Ein seltsames Kulturerbe-Konzept. Aber ich werde nicht abreisen ohne der Göttin und Heraklit meine Aufwartung gemacht zu haben. Für heute ist genug Ruinenwanderung. Erfrischend sind die schattenspendenden Maulbeerbäume, die überall reife Früchte tragen von denen ich einige genieße, mit geschlossenen Augen. Hm.



Akte Johannes - Teil 6

Die Zerstörung des Artemistempels

Kommentierte Dokumente zur UNCEW- Anhörung über die Pilgerwürdigkeit von Patmos. Text der Johannesakten von Leucius Charinus, ca. 150 nach Christus, in Efesus geschrieben. Übersetzung von Hennecke-Schneemelcher, 1964.

Einleitung: Historisch ist die nachfolgend berichtete Zerstörung des Artemisions von Ephesos nicht belegt. Die Anlage, die fast 2000 Jahre lang bestand, wurde immer wieder zerstört durch Überschwemmungen, Erdbeben, einmal sogar mutwillig abgebrannt, wieder aufgebaut, immer wieder umgebaut, ergänzt und bis sicher ins 4. Jahrhundert nach Christus betrieben und ging dann, wie auch alle christlichen Bauwerke von Efesus, in den Kataklassen von 536 ff unter. Kapitelnummern nach der überlieferten Stichiometrie:

37

Die Brüder aus Milet sagten zu Johannes: "Wir sind lange Zeit in Ephesus geblieben. Wenn es dir gefällt, wollen wir nach Smyrna (Anm.: heute Izmir) ziehen. Schon

hören wir nämlich, dass die Grosstaten Gottes auch dort hin gedrungen sind." Und Andronikus (Anm.: der Stratege, der im Theater noch an der Wundermächtigkeit von Johannes Gott gezweifelt hatte und danach bekehrt wurde) sagte zu ihnen: "Wenn der Meister will, dann wollen wir ziehen." Johannes aber sagte: "Zuerst wollen wir in den Tempel der Artemis gehen; denn vielleicht werden sich dort, wenn wir in Erscheinung treten, Knechte des Herrn finden lassen."

38

Nun war zwei Tage später das Stiftungsfest des Götzentempels. Daher ging Johannes, als einziger schwarz angezogen, während alle Leute weiss gekleidet waren, hinauf zum Tempel. Man ergriff ihn aber und versuchte ihn zu töten. Doch Johannes sagte: "Ihr seid von Sinnen, dass ihr an mich, den Knecht des einzigen Gottes, Hand anlegt". Und er stieg auf ein hohes Podest und sagte zu ihnen:

39

"Ihr seid in Gefahr, Männer von Ephesus, bei der Art des Meeres zu verharren; jeder ausmündende Fluss und jede hinabströmende Quelle, Regengüsse und in ununterbrochener Folge wogende Wellen und felsige Sturzbäche werden vergiftet von dem bitteren Salzgehalt darin. (Anm: Bitterpflanzen sind Weihegaben für Artemis) So seid auch

ihr bis heute unverändert der wirklichen Frömmigkeit entgegen gerichtet und geht in euren alten Kulturen allmählich zugrunde. Wie viele durch mich ausgerichtete Wunder, Heilungen von Krankheiten habt ihr gesehen! Und doch seid ihr blind in euren Herzen und könnt nicht sehen! Was ist nun, Männer von Ephesus? Ich habe es gewagt und bin jetzt auch zu diesem eurem Götzentempel heraufgekommen. Ich werde euch überführen, sofern ihr äusserst gottlos seid und tot durch menschliche Denkweise. Siehe ich stehe hier! Ihr alle sagt, dass ihr die Artemis für eine Göttin haltet oder dass Artemis Macht besitze. Betet also zu jener, dass ich allein sterbe. Oder ich allein werde, wenn ihr dies nicht zu bewirken vermögt, meinen eigenen Gott anrufen und euch alle wegen eures Unglaubens töten."

40

Da sie aber längst ihre Erfahrungen mit ihm gemacht hatten und gesehen hatten wie Tote erwacht waren, schrien sie: "Bringe uns nicht auf diese Weise um – wir bitten dich Johannes! Wir wissen ja, dass du es vermagst". Da sagte Johannes zu ihnen: "Wenn ihr also nicht sterben wollt, so soll doch euer Kult zuschanden gemacht werden. Und weshalb wird er zuschanden gemacht? Damit auch ihr euren alten Verirrungen absteht. Denn gerade

jetzt gilt es: Entweder bekehrt ihr euch durch meinen Gott, oder ich selbst will sterben durch eure Göttin. Denn ich will vor euch beten und meinen Gott anflehen, dass ihr Erbarmen findet."

41

Als er dies gesagt hatte, betete er folgendermassen: "Gott, der du über alle sogenannten Götter Gott bist, der du bis heute in der Stadt der Epheser nicht angenommen wirst, der du meinem Geist eingegeben hast, an diesem Ort, den ich niemals im Sinn hatte, zu kommen, der du jegliche Religionsübung widerlegst durch die Bekehrung zu dir, auf dessen Namen hin jeder Götze flüchtet wie jeder Dämon und jede unreine Macht – auch jetzt erweise, weil sie in die Irre gehen, an diesem Ort dein Erbarmen, indem auf deinen Namen hin der hiesige Dämon entflieht, der eine solche Menge Volks irroleitet."

42

Und zugleich mit diesen Worten des Johannes zerfiel plötzlich der Altar der Artemis in viele Stücke und die im Tempel aufgestellten Weihegaben fielen unversehens alle zu Boden, und was ihm gut schien, zerbarst, desgleichen mehr als sieben von den Götterbildern. Und die Hälfte des Tempels fiel ein, sodass auch der Priester, als das Dach herunterkam, mit einem Schlag getötet wurde. Da schrie die

Volksmenge der Epheser: "Es ist nur ein Gott, der des Johannes. Es ist nur ein Gott, der sich unser erbarmt, denn du alleine bist Gott! Jetzt haben wir uns bekehrt, da wir deine Wundertaten sehen. Erbarme dich unser, Gott, wie du es ja willst, und aus der grossen Verirrung rette uns!" Und einige von ihnen lagen auf dem Gesicht und flehten, andere beugten ihre Knie und beteten, einige hatten ihre Kleider zerrissen und weinten und andere versuchten zu fliehen.

43

Johannes aber streckte seine Hände aus und sprach erhobenen Herzens zum Herr: "Ehre seid dir, mein Jesus, einziger Gott der Wahrheit, weil du deine Knechte mit mannifachen Mitteln gewinnst." Und als er das gesagt hatte sprach er zum Volk: "Steht vom Boden auf, Männer von Ephesus und betet zu meinem Gott und erkennt seine unsichtbare Macht, die öffentlich sichtbar wird, und wunderbare Werke vor euren Augen geschehen! Artemis hätte sich selbst helfen müssen. Ihr Knecht hätte von ihr Hilfe erfahren sollen und nicht sterben dürfen. Wo ist die Macht der Göttin? Wo sind die Opfer? Wo die Stiftungsfeste? Wo die Feiern? Wo die Kränze? Wo ist die grosse Zauberkunst und die ihr verschwisterte Tränkebrauerei?"

Da stand das Volk vom Boden auf, lief eilends hin und riss den Rest des Götzentempels nieder, indem es schrie: "Den Gott des Johannes allein kennen wir; ihn beten wir auch künftig an, da wir von ihm Erbarmen erfahren haben." Und als Johannes von dort hinabstieg, ergriff ihn eine grosse Menge und sie sagten: "Hilf uns, Johannes! Stehe uns bei, die wir sinnlos zugrunde gehen! Du siehst unseren Voratz. Du siehst die Menge, die dir folgt und sich an die Hoffnung auf deinen Gott hängt. Wir haben den Weg, auf dem wir in die Irre gingen, als Irrweg erkannt, da wir ihn verloren haben. Wir haben erkannt, dass unsere Götter vergebens aufgestellt sind. Wir haben das grosse und schimpfliche Hohngelächter über sie wahrgenommen. Doch gewähre uns – wir bitten dich – dass uns, wenn wir zu deinem Haus kommen, ungehinderte Hilfe widerfährt. Nimm uns an, die wir in Angst geraten sind!"

Da sagte Johannes zu ihnen: "Männer, glaubt, dass ich euret wegen in der Stadt der Epheser geblieben bin, obwohl es mich nach Smyrna und zu den übrigen Städten gedrängt hat, damit auch die dortigen Knechte Christi sich zu ihm bekehren. Aber da ich zum Aufbruch veranlasst wurde, ohne schon völlig über euch beruhigt zu sein, bin ich geblie-

bene und habe zu meinem Gott gebetet und ihn gebeten, erst dann aus Ephesus fortgehen zu müssen, wenn ich euch gestärkt hätte. Und da ich sehe, dass dies geschehen ist und noch mehr geschieht, werde ich mich nicht von euch trennen, bis ich euch wie Kinder von der Ammenmilch entwöhnt und auf einen festen Felsen gestellt habe"

Anmerkungen:

Den von seinem eigenen Tempeldach getöteten Artemis-Priester erweckt Johannes später wieder zum Leben, worauf der Götzenkrieger sich taufen lässt. Auch in dieser Geschichte der Johannesakte ist deutlich, wie Angst als Hauptantrieb zur Bekehrung dient. Durch den Einsturz des Tempels werden die Efeser gefügig gemacht, weil sie um ihr Leben fürchten und sich darum dem mächtigeren Gott unterwerfen, den sie dann um Hilfe anflehen, weil ihr Weltbild durcheinander geraten ist. Die innere Umkehr ist durch eine äussere ersetzt. Damit scheinen alle vorläufig zufrieden.

Historisch gesehen ist das Christentum aus dem jüdischen Krieg hervorgegangen, genau genommen aus dem zelotischen Widerstand gegen die Römer, die Judaea erobert haben. Wie alle militärischen Glaubensguerilleros hatten sie einen Hang zur Märtyrerverehrung wegen Jesus, Johannes dem Täufer, Massada und zumindest an-

fänglich einer bilderstürmerischen Attitüde, gegen Kaiser- verehrung gegen Götzenkulte und mit Jesus als einem neu- en Gegengott gehen die selbstvergotteten römischen Kai- ser, nämlich dem Sohn des alten Jehowa. Dazu gesellt sich bei den zelotischen Urchristen ein Todes- und Untergangs- mythos mit Kreuzigung und Apokalypse.



Bilder der Demütigung des politischen Judentums. Oben: Sestertius-Münze zur Feier der Zerstörung des Zweiten jüdischen Tempels in Jerusalem, 70 nach Christus durch den Sohn des abgebildeten Kaisers Vespasian, Titus. Unten: Denarius-Münze des Kaisers Titus mit gefangenem Juden und einem Tropeion. Solche "Iudea Capta"- Münzen wurden von 70-105 n. Chr. geprägt, unter anderem auch unter Kaiser Domitian, der ebenfalls ein Sohn von Kaiser Vespasian war. Es waren gängige Münzen in Efesus zur Zeit von Johannes.

Ich stelle mir die Zeloten genau so vor wie die Urzelen der Islamischen Gruppierungen um Osama bin Laden, die gegen den Weltherrscher USA kämpfen. Die Anamnesen solcher gewalttätiger Gaubensentzündungen sind vergleichbar, wenn auch umgefärbt in jeweils etwas anderen kulturellen und örtlichen Rahmenbedingungen. Immer aber geht es um ein Recht zu Glauben, um den rechten Glauben, indem Demagogen behaupten, dass der Glaube an bestimmte spirituelle Ideen den Gläubigen ein Recht auf weltweite Machtausübung von Gottes Gnaden gibt.

Man kann den Schmerz der Zeloten verstehen. Der Verlust der spirituellen Heimat mit der Schändung, Plünderung und Zerstörung des Tempels und durch den Bruch mit den Vätern, den orthodoxen Juden, die sich mit der weltlichen Macht der Römer arrangierten und im Grunde nie für ihren Glauben missioniert haben. In der langen Wohlstandszeit der Pax Romana entstand ein spirituelles Vakuum, weil viele sich im Tempelbusiness, das man von den Griechen übernommen hatte, und unter dem Primat von Recht und Geschäft, nicht zuhause fühlten, nicht geliebt. Ausserdem fanden viele den Mord der Römer am Juden Jesus ungerecht, egal ob erfunden oder real.



Der östliche Teil des römischen Reiches während der sogenannten "Pax Romana," (ca. 20 v. Chr bis 120 nach Christus) Die Weltmacht Rom beherrschte den gesamten Raum des Mittelmeers (hellgrau), inklusive befriedete Gebiete um das Schwarze Meer. Der Frieden bezog sich dabei vor allem auf das Ausbleiben von Bürgerkriegen, die die Legitimation der Kaiser in Frage stellten.

Wer gegen den römischen Staat war, war automatisch ein Krimineller. Es gab den Begriff des politischen Gegners so wie heute noch nicht. Der Geschichtsschreiber des jüdischen Krieges, Flavius Josephus, selber ein Parteigänger der Römer, bezeichnete die Zeloten als "Banditen und Gangster". Es galt, damals wie heute, der vom amerikanischen Präsidenten George Bush nach der Zerstörung der Twin Towers in New York formulierte Grundsatz " Whether you are with us, or you are with the terrorists". Oder wie während dem inszenierten Corona-Attentat, als dessen unmittelbare Folge harmlose, friedliebende Andersdenker und kritische Impfunwillige schärfer verfolgt wurden als normale und wirklich gefährliche Kriminelle. Euthanasie-Politiker*Innen, und Mengele-KZ-Aerzte*Innen liefen frei herum, während friedliche Querdenker wie Massenmörder weggesperrt wurden. Wir sehen, dass selbst in Demokratien, wenn sie unterwandert sind von autoritaristischen Agenden, sich dieselben toxischen Mechanismen von Kritikunfähigkeit, Repression und Sachzwangängeleien entwickeln, wie vor 2000 Jahren in Palästina.

Bezüge zur neueren Geschichte dieser durch Machtwahn geplagten Gegend, brauchen wir gar nicht zu bemühen. Dass es dabei nicht um Glaubensfragen geht, ist längst allen klar. Es zeigt aber weiterhin, dass wer meint aus dem Glauben erbege sich ein Recht, dass genau auf diese im-

mer die Apokalypse wartet. Auf die anderen aber, die sich von den Glaubensrechthaberein entfernen, wartet Versöhnung und Frieden.

Von daher ist es redaktionell folgerichtig für ein Strategiepapier, dass am Schluss der Bibel eine Apokalypse steht, die wenigstens etwas sonnenklar offenbart, nämlich, dass es um den Anspruch geht im Glauben Recht zu haben, aber genau damit Unrecht geschaffen wird. Tröstlich ist es hinter dem Schleier zu ahnen, dass Freiheit in Wirklichkeit genau das meint: Befreiung aus dem Zwang der Glaubensrechthaberei und der Rechtsgläubigkeit. Oder, um es esoterisch auszudrücken: Zur Liebe zu stehen. Weil nur aus ihr die Erlösung kommt. Immer wieder.

Die Plünderung des Tempelschatzes von Jerusalem wurde 66 von Prokurator Gessius Flavius angeordnet, wegen der maroden Finanzlage der Provinz und den wirtschaftlichen Problemen im politischen Chaos, vielleicht auch um den Wiederaufbau des 64 abgebrannten Roms zu finanzieren, das Nero wie bei 9/11 ebenfalls politisch benutzte, um die Terroristen der Christen zu verfolgen. In Judaea folgten Aufstände, Truppenzusammenzug der Römer, Terror, Bürgerkrieg, Belagerung Jerusalems, Eroberung des Tempels. Dann in Rom der seltsame Triumphzug des Titus Flavius, 71 n. Chr., zur Feier der "Eroberung" Judaeas, mit eigener Gedenkmünze, als ob man ein fremdes Gebiet

eingenommen hätte. Dabei war Judaea doch eine römische Provinz seit hundert Jahren! Auf dem Triumphbogen steht::

SENATUS

POPULUSQUE ROMANUS

DIVO TITO DIVI VESPASIANI F(ILIO)

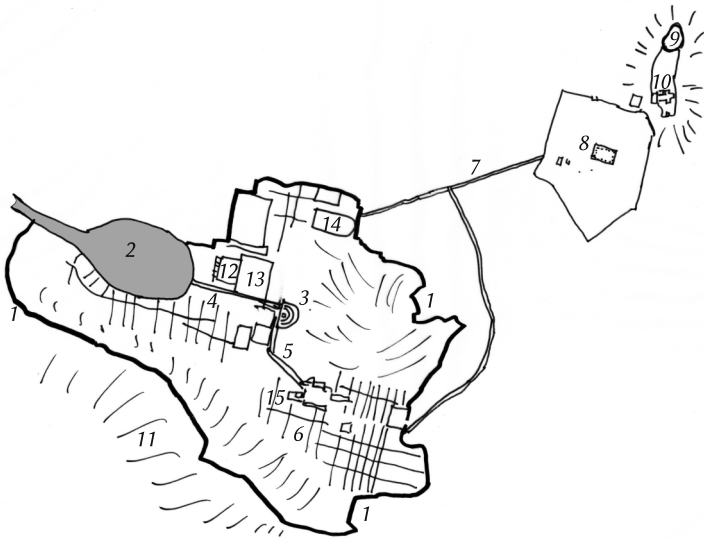
VESPASIANO AUGUSTO“

(Der Senat / und das Volk von Rom / für den vergöttlichten Titus, den Sohn des vergöttlichten Vespasian, den Vespasian Augustus)

Menschen zu vergöttlichen war das Vorrecht der Politik. Dazu erscheint die Idee, dem spirituellen Herrscher im Himmel das Vorrecht zu geben, seinen eigenen Sohn zum Menschen zu machen, als geradezu primitiv folgerichtiges Gegenstück: Jesus ist als göttlicher Mensch der Gegenpart zum menschlichen Gott des römischen Kaisers.

Kaiser Caligula verlangte um 40 n. Ch., dass man eine Statue von ihm im Tempel der Juden in Jerusalem aufstelle, damit man ihn da verehren könne als Gott. Das war nicht einfach Provokation. Es war viel schlimmer. Er glaubte wirklich, dazu das Recht zu haben - eine immer noch

höchst aktuelle Demenz der Macht. Es ist heute noch genau so. Viele an die Spitze der Politik geschwemmte Idioten-Marionetten glauben wirklich selber, dass sie göttliche Wesen sind und lassen sich wie vor 2000 Jahren auf Münzen prägen und als Fahnen in den Strassen von Istanbul wehen.



Plan von Ephesus: 1: Stadtmauer. 2: Hafenbecken mit Zufahrtskanal zum Meer. 3: Das Theater. 4: Prachtstrasse vom Theater zum Hafen. 5: Kuretenstrasse. 6: Villenviertel 7: Prozessionsstrasse zum Artemision, 2 km lang. 8: Artemision, Tempel der Artemis, siebtes Weltwunder der Antike. 9: Zitadelle Ayasuluk, Akropolis. 10: Basilika des Johannes, wo zwischen 70-90 n. Chr. der Apostel gewohnt haben soll. Sein Grab befindet sich in der Basilika. 11: Der Bübul-Dag, der Hügel, an dessen Fuss die Villen der Efeser erbaut wurden. Bülbül heisst auf türkisch Nachtigall. 12: Hafen-Gymnasium. 13: Xystoi Markthallen 14. Stadium, Pferderennbahn. 15: Domitians-Tempel.



Durch den Glauben an die Vergöttlichung des Politikers erwirbt er sich das Recht, über dem Recht der Anderen zu stehen, göttlich immun, siehe WEF, GAVI, WHO usw. Der Gott des Selbstglaubens verkörpert dann das Recht. Er ist niemandem Rechenschaft schuldig. Das ist nahe beim Bild der mythologischen, griechischen Göttergestalt: Willkürlich, selbstgerecht, menschenverachtend, unberechenbar. Man lässt das Schicksal, das nicht hinterfragt werden darf, verlauten durch religiöse Institutionen, Orakel, Kirchen, Weisse Häuser, gekaufte Staatmedien usw.

Wenn man solche historischen Zusammenhänge einmal verstanden hat, wird es etwas einfacher, darüber nachzudenken, wie wir unsere Gesellschaft organisieren, einrichten und reformieren müssen, um vor diesen uralten, soziologischen Geschwüren und Entzündungen von Überheblichkeit, Selbstsucht und Grössenwahn geschützt und verschont zu sein. Aus dem Glauben entsteht kein Recht. Niemand hat das Recht etwas zu glauben. Aber auch der Glaube an eine Geschichtsschreibung gibt niemandem recht. Heil ist dem lebendigen Diskurs geschuldet.

Das Taufbecken in der Johns Basilika, die oberhalb des antiken Artemisons gebaut wurde. In dieser Ruine befindet sich auch das angebliche Grab des Apostels Johannes.

Μούρο (Maulbeere)

Komödie von Aristophanes

Aufgeführt in Ephesos, 392 vor Christus.

1. Akt

Preludos: Vorredner

Xruptos: Der Satrap von Ephesus

Migros: Der Marktauseher

Dadydada: Der Polizeichef

Aerga: Betrogene Kundin

Maestra: Gemahlin von Xruptos

Kaspar, Melchior, Balthasar und Kynsky: Staatlich diplomierte Schauspieler einer Strassentheatergruppe.

Chor der Leichtgläubigen

In der Prachtstrasse von Ephesos. Links und rechts , säumen allerlei Tempel, Skulpturen, Krämerläden, Goldshops und Kleidergeschäfte die breite Strasse mit den grossen, perfekt verlegten Steinplatten aus Marmor, Serpentin und Rosengranit. Am rechten Rand der Orchestra ist vor

der Eingangstüre zu einem fensterlosen Etablissement breitbeinig ein muskulöser Spartaner mit Helm und Lanze positioniert. Bei der Originalaufführung hatte man ein grosses, weisses Tuch im Hintergrund aufgespannt, das Sonnenlicht mit Spiegeln darauf geworfen und dabei allerlei Schattenfiguren über die Leinwand tanzen und spazieren lassen. Es sind die emsigen Shoppingkundinnen und -kunden die links und rechts wie Ameisen in Läden und Tempeln verschwinden und wieder auftauchen während der gesamten Dauer des ersten Aktes.

Preludos: Ich habe die Ehre, wohlgeborene Besucher von Ephesos, in dieses Stück des genialsten Komödiendichters aller Zeiten, des grossen Aristophanes, hinein begleiten zu dürfen. Ich bin der Vorredner Preludos. Ihr wart vorher draussen und habt unseren immensen Reichtum bewundert, die Grösse der Steine, die wir bewegen können, als wären sie aus Luft, die Anmut und Wohlgestalt der perfekten Skulpturen, die Brunnen, kühl plätschernd von Wasser, klar wie Bergkristall, die Altare, die von Grillfleisch überquellen. Eine Pracht und Wohltat für Körper, Seele und Geist. Aber seien wir ehrlich. Ist das alles sinnvoll und

sittlich vernünftig, solange es noch Arme,
gibt Bettler, Hungrige gibt, Kranke und
Sklaven ?

Jemand aus dem Publikum ruft etwas dazwischen. Mi-
gros hält sich eine Hand als Trichter hinters Ohr:

Preludos: Was sagst du? Wie? Ja! Und Frauen auch.
Solange es noch Frauen gibt.

Noch ein Zwischenruf.

Preludos: Auch Kinder, ja.

Noch ein Zwischenruf.

Preludos. Was soll das heissen? Und Trojaner? Die
gibt es nicht mehr! Wir haben sie massa-
kriert, ihre Stadt, die nur wenige Seemei-
len nördlich von hier liegt, ordentlich in
Schutt und Asche gelegt. Polixena wie ein
Schaf geopfert. Penthesilea, die Amazönen-
königin, aufgespiesst wie ein Opferferkel!
Was soll das also heissen. Und die Trojaner?

Gemurmel. Dann Ruhe. Preludos setzt nochmals an.

Preludos : Ich frage Euch: Ist unser Reichtum, den wir hier schamlos geniessen, ist dieser Wohlstand gerecht in Anbetracht des Elendes um uns herum? Ja, wir haben dicke Mauern um unsere Städte gebaut, um die Hilfeschreie von aussen nicht zu hören. Aber, seid ehrlich, richtig geniessen können wir unseren blödsinnigen Luxus doch erst, wenn wir die Unbill, die uns lärmig umzingelt, endlich zum Schwiegen gebracht haben. Sonst macht uns beim Feiern unser schlechtes Gewissen krank. Zweifel nagen an unserer Tugendhaftigkeit, die wir allethalben preisen, und sie verderben uns jede Festfreude. Was also können wir tun, um unsere Völlerie unbetrübt zu zelebrieren?

Da erscheint, in seidener, cremeweisser Toga, Legos, der Stadtarchitekt. Mit vor Selbstbewunderung halb geöffnetem Mund und verklärtem Blick bestaunt er die Immobilien zu seiner rechten, zur linken, das Rund der Theater-Arena. Er ist verzückt vom Ebenmass der Konstrukte, lächelt den Theaterbesuchern zu. Nach seiner Ehrenrunde

vor den Honoratioren in der ersten Reihe, schreitet er zu Preludos, zieht ihn mit dem rechten Arm an seine Schulter und zeigt mit der Linken weit ausholend und mit welch flatterndem Fingerspiel in den Himmel.

Legos : Was redets du da, Preludos, mein Freund? Willst du uns edle Kulturgeniesser mit Schwermut quälen? Glaubst du, es sei an uns, das Elend der Welt zu besiegen? Willst du dich mit den Göttern anlegen? Die Olympier wollen doch selber nicht, dass das Elend besiegt wird. Sie lassen überall Übel gedeihen zu unserem Besten, um uns abzuhärten und anzuspornen, damit wir uns glücklich schätzen, wenn wir verschont werden, und ihnen schöne Tempel bauen.

Preludos: Ja, grosser Legos, Stadtarchitekt von Epeosos, du hast klug gesprochen, oh fleissiger Gestalter des urbanen Betongoldes. Du stichst tief mit dem Zahnstocher deiner Weisheit, kommst aber dennoch nicht zum Kern des Puddels. Wir versuchen doch seit Jahrhunderten die Götter zu besänftigen, dass sie gerecht sind zu den Menschen und

sie uns helfen, Armut und Elend unserer Brüder und Schwestern zu lindern. Aber Nein. Je höher die Tempelsäulen und je prächtiger die Theater und Brunnenanlagen und Villas der Millionäre werden, desto ängstlicher knien die Leute vor den heiligen Holzstatuen, weil sie Angst haben, ihren Plunder zu verlieren. Die Menschen wissen doch gar nicht mehr, was sie noch glauben sollen und was nicht.

Legos: Gut so! Lassen wir das unselige Glauben sein. Wir haben doch so manches, was unsere Altvorderen - sie sollen selig ruhen - noch glaubten und hoch hielten, überwunden zu unserem Gewinn und, mit allem Respekt, über Bord geworfen. Wir haben den simplen und demagogischen Glauben an Gerechtigkeit aufgegeben, den naiven Glauben an die Unschuld des Menschen, aufgegeben den dümmlischen Glauben an Frieden, Glück, Tugendhaftigkeit, Güte

Zwischenruf aus dem Publikum : “und Umweltschutz, Klimaschutz “

Legos: Hört auf immer dazwischen zu rufen, bitte. Wir haben den Glauben wie einen unnötigen Ballast abgeworfenen. So, wie man Säcke voll Steine von einem Esel abgurtet. Mit Erleichterung haben wir uns die Ketten des Glaubens an das Gute des Menschen abgeschminkt, an das Gute der Götter schon länger, an das Gute überhaupt, abgurtet von unserem eselhaft gebeugten und verbeulten idealistischen Rücken. Wir zünden noch ein paar Weihrauchstäbchen an, bevor wir in die Marktstrasse von Ephesos hinein schreiten. Dann gönnen wir uns, befreit von zwängelnden religiösen Anhaftungen, die Glaubensfreiheit im Konsum.

Preludos: Ich rede aber, verehrter Legos, nicht so sehr vom Glauben, sondern vom Sinn. Ich glaube nämlich dass jeder Mensch im Kern etwas Sinnvolles tun möchte. Er weiss nur nicht was.

Lego: Das glaubst du nur, weil du es glaubst. Heraklit, der grosse Sohn unserer Stadt und erster Vorzeigephilosoph der Griechen sagte einst,

dass niemand das Recht habe, etwas zu glauben. Du auch nicht. Aus dem Glauben an etwas entsteht kein Recht und kein Anspruch auf Rechtschaffenheit.

Preludos: Du glaubst das? Mit welchem Recht?

Legos: Hör auf uns im Kreise herumzutreiben wie eine Herde Ziegen! Ein Recht zu glauben hat der Mensch nicht. Man nimmt sich den Glauben. Von Fall zu Fall. Wie er gerade günstig ist. Heute der Gott. Morgen dieser. Aber statt nur Götzen zu dienen, könnte man auch alles Gekniee und Gerutsche sein lassen und vom geduckten Sklaven der Götter zum aufrechten Herrn von sich selbst werden. Passieren kann ja nichts, wenn der Spruch von Heraklit wahr sein sollte. Denn nach der Umkehrlogik muss doch auch gelten: Wenn man kein Recht hat, etwas zu glauben, dann kann man auch nicht Unrecht haben, etwas nicht zu glauben.

In Engelsgewändern erscheinen sieben Frauen und Männer.

Preludos: Ah, da kommt endlich der Chor der Leicht-

gläubigen die uns erlösen von der philosophischen Schaumschlägerei, die uns die Sinne verwirrt und schon viel zu lange nervt. Weshalb hat es denn so lange gedauert?

Chor: Wir haben einen Mann gefragt, wo es zum Theater gehe und er hat gesagt, das Theater sei da oben, neben der Fontäne des Tiberius.

Legos: Was!?

Chor: Dort angekommen sagte man aber, es sei hier nicht das Theater, sondern das Buleuterion, der Sitzungssaal des Stadrates, und das haben wir dann auch geglaubt und dann sagte jener uns, das Theater sei da unten beim Hafen, auch das haben wir geglaubt und deshalb sind wir, dank unserem unerschütterlichen Glauben, schliesslich wohlbehalten hier angekommen, wir, die Leichtgläubigen.

Chor: Der, der alles glaubt, was man ihm erzählt, kommt an sein Ziel.

Preludos: Ihr Leichtgläubigen meint also, man solle jeden Quatsch glauben, den man auf seine

Fragen zur Auskunft erhält.

Chor: Sicher. Wir glauben das gerne. Uns fällt es aber auch leicht. Wir sind die Leichtgläubigen. Schau doch, ein Ungläubiger, was täte er? Er würde jemanden fragen, wo es zum Theater geht. Man erklärt es ihm, aber er glaubt es nicht. Was dann? Wie kommt der Zweifler am Schluss ins Theater, sag an? Wie?

Preludos zuckt mit den Schultern.

Chor: Selbst wenn der Ungläubige im Theater ankommen würde, würde er es nicht glauben, dass er im Theater ist. Wenn man ihn fragen würde, wo er sei, würde er antworten. ich weiss es nicht, sag du etwas.

Preludos: Wart ihr bei Sokrates in der Schule? Mir ist schon ganz schwindelig. So singet meinetwegen und frohlockt, ihr glückseligen Leichtgläubigen, und lasst uns dann endlich beginnen mit der Komödie.

Legos und Preludos ab

Chor : Glaubt jeden Quatsch. Glaubt, glaubt, was das Zeug hält. Glaubt alles was man euch sagt. Nur Leichtgläubige erreichen ihr Ziel. Die Ungläubigen verirren sich in ihren Zweifeln. Glaubt jeden Quatsch.

Der Marktaufseher Migros tritt herzu. Er betrachtet zuerst die Schattenfiguren auf dem Tuch, dann schaut er hinaus ins Publikum.

Migros: Verzeiht. Ich will mich nicht einmischen in solche grossen Fragen. Das ist mir unangenehm. Ich bin nur der kleine, unintelligente, nichtnutzige Marktaufseher von Efesus, Migros der dritte. Aber ich sage euch, was heute echt beängstigend ist, das ist die Tatsache, dass wir, je länger je mehr, in unserem urbanen Anwesen die Übersicht verlieren darüber, was ein Laden ist und was ein Tempel. Es gibt Leute, die glauben, dass es noch gar nie Tempel gab, sondern nur Läden, wo man irgendwelchen Kram verscherbelt und das Opferfleisch umverteilt. Aber zum Glück, wie ich hörte, hat man kein Recht, sowas zu glauben.

Der Stadtregent Satrap Xruptos schreitet in einer leichten Alltagsrobe, mit gönnerhafter Mine heran.

Xruptos: Hör auf, Migros, über unsere Stadt herab zu lästern. Wichtig ist nicht, was man glaubt, sondern dass die Kasse stimmt. Mir ist egal ob jemand Gucci, Apoll, Prada, oder Artemis anbetet, Versace, Applestore, Nike, Aphrodite, Addidas oder Dionysios sein Vermögen opfert, oder ob alles sowieso bloss gefälschte Waren aus China sind, die, wie man munkelt, unsere Märkte überschwemmen. Wo was rein kommt, kommt was rein. Das muss ich nicht glauben. Ich sehe es, habe es in der Hand und kann es zählen. Und mit dem Geld, das in unseren Staatsschatz fließt, können wir, wohlgeplant von Legos, eine Bibliothek bauen, ein Bordell, eine Wasserleitung, Hafenanlagen, Tavernen, Zierbrunnen oder ein Bordell ...

Migros: Bordell hattest du schon!

Xruptos: Es hat ja auch mehrere !

Da gesellt sich zu den Zweien der Polizeikommandant Dadydada.

Dadydada Oh, grosser Satrap Xruptos, weiser Herrscher dieser schönen Stadt mit den schönen Frauen, den schönen Tempeln und den schönen ..

Chor: Schön Schön Schööönn ist es hier. Sehr schön..

Xruptos: Was ist los Polizeichef, Dadydada? Du siehst so aufgelöst und etwas verwirrt aus?

Dadydada: Es ist ein neuer Laden aufgegangen in unserer Prachtstrasse.

Xruptos: Na und?

Migros: Du meinst bestimmt den Laden neben dem Bordell des Afrikaners?

Dadydada: Nein, nicht der, der ist ganz normal. Ich meine den neben dem Bordell der skythischen Amazonen.

Xruptos: Wie bitte? Ein Bordell von Amazonen! Ich habe gemeint es seien hartnäckige Jungfrauen. Warum weiss ich nichts davon!

- Dadydada: Ein neuer Trend, Xruptos. Da Vögeln sich die Männer gegenseitig und lassen sich dabei von Amazonen auspeitschen.
- Migros: Auf unserem Stadtplan ist das Etablissement ordnungsgemäss als Tempel eingetragen.
- Xruptos: Ich sagte ja, dass es egal ist ob Tempel oder Bordell. Wer will heute zwischen ihnen noch einen Unterschied erkennen. Das sind doch nur Spitzfindigkeiten.
- Migros: Nein grosser Satrap Xruptos. Sie haben vorher nur gesagt, dass es ihnen egal sei, ob es ein Tempel sei oder ein Laden.
- Xruptos: Für mich ist ein Bordell genau so ein Laden wie ein Tempel.
- Dadydada: Wie dem auch sei. ich wollte nur berichten von dem neuen Laden, der neben dem Freudentempel der Amazonen auf gegangen ist.
- Xruptos: Was ist denn mit dem Laden?
- Dadydada: Es haben uns Beschwerden erreicht von Bürgern, die sich den Laden ansehen wollten, um etwas zu kaufen, beten, opfern oder so.
- Migros: Beschwerden? Davon habe ich keine Kennt-

nis. Wurde geklaut, betrogen, beschissen, geschwurbelt?

Dadydada: Nein, viel schlimmer!

Migros: Wie schlimmer?

Dadydada: Vor dem Eingang steht ein spartanischer Bodybuilder und sagt jedem der rein will: "Alter, Du kommst da so nicht rein. Das ist kein Laden für dich. Hau ab!"

Xruptos: Ein Laden, der niemanden rein lässt?

Migros: Interessantes Geschäftsmodell.

Eine aufgebrachte Frau erscheint.

Aerga : Verbieten sollte man einen solchen Laden!

Migros: Erzählen sie, gnädige Frau, halten sie sich nicht zurück.

Aerga: Da steht dieser Rüpel und schnauzt mich an "Alter, du kommst da so nicht rein." So redete er mit mir, mit Aerga, der ehrenhaften Gemahlin des Frisörs Schampos.

Migros: So reden eben Spartaner.

Aerga: Was soll das heissen, fragte ich ihn. Ist das

kein Laden?

Dadydada: Gute Frau Aerga, kommen sie, wir sehen es uns gleich an.

Aerga: Alter, Alter! hat er gesagt: Ich bin nicht alt.

Migros: Beruhigen sie sich, Aerga.

Aerga: (auf den Spartaner zeigend) Da ist er. Da !

Die Gruppe schlendert unauffällig zum Spartaner hin, sieht sich ihn genau an und prüft mit kritischen Blicken den Eingang und die Umgebung.

Xruptos: Sieht schick renoviert und sauber aus. Das war vor dem letzten Erdbeben noch eine Ruine.

Migros: Ja es riecht nach Geld. Alles Marmor.

Dadydada: Der Laden ist brandneu. Erst seit drei Tagen offen. Und schon gibts Ärger.

Aerga: Offen! Offen. Wo offen? Da kommt ja keiner rein und keiner raus!

Xruptos: Das wollen wir sehen.

Xruptos tritt auf den Spartaner zu

- Spartaner: Alter! Du kommst da so nicht rein !
- Xruptos: Unverschämt! Alter? Ich bin kein Alter, ich bin Xruptos der Satrap von Ephesus, dein Herr und Gebieter. Mir gehört der ganze Laden hier, verstehst du? Geh zur Seite!
- Spartaner: Alter! Das ist mir egal, Alter. Ich nenne alle Alter, auch Frauen und Kinder. Das ist bloss so eine Redewendung von uns Spartanern.
- Xruptos: Eure Redewendungen sind mir egal, Spartaner. Warum hast du diese edle Frau mit Namen Aerga nicht in den Laden rein gelassen?
- Spartaner: Sie ist kein Member.
- Migros: Member von was?
- Spartaner: Seid ihr her gekommen um zu quatschen? Ich bin nicht da, um Fragen zu beantworten.
- Migros: Alter hast du vergessen!
- Spartaner.: (drohend zu Migros) Alter !!
- Xruptos: Woher weisst du denn, dass ich kein Member bin?
- Spartaner: Weil du keine Membercard hast. Darum.

Dadydada: Alter! Du hast schon wieder Alter vergessen.

Spartaner : Alter !!

Xruptos: Diese Frau wurde mehrfach weg gewiesen weil sie keine Membercard hat?

Spartaner: Sie kommt da nicht rein ohne, Basta. Alter!

Xruptos: Na gut, Polizeichef Dadydada, sie untersuchen jetzt den Fall und reden mit dem Besitzer dieses Bordells. Morgen erwarte ich ihren ausführlichen Bericht. Ausserdem muss ich eine solche Memberkarte haben, sonst machen wir den Laden dicht.

Migros : Er ist ja schon dicht!

Xruptos: Vielleicht nicht für alle, schauen sie wer ein und aus geht.

Dadydada: Wird gemacht.

Aerga: Und was ist mit mir?

Spartaner: Du kommst da so nicht rein.

Kunstpause. Alle schauen ihn erwartungsvoll an.

Spartaner: .. Alter !

Eine hübsche Chorsängerin mit kurzem Röcklein tritt auf. Sie trägt eine Tafel, die sie über den Kopf hoch hält, während sie mit elegantem Hüftschwung, wie auf einem Laufsteg, den vorderen Sitzreihen entlang spaziert, stolz lächelnd. Auf der Tafel steht “Werbung”. Die anderen Schauspieler verschwinden hinter dem Vorhang. Der Chor der Leichtgläubigen hebt an

Chor: Glaubt nicht jeden Mist, glaubt an Artemis. Jetzt Opferrabatt im Artemision. 3 für 2 schlachtreife 1A Opferziegen für nur fünf Didrachmen. Mit Take away Boxen aus nachhaltigem Schilfrohr-Imitat. Sonderverkauf von Erdhummelzellen mit Opfertauglichkeitszertifikat aus biozertifizierter Wildsammlung von nackten Jungfrauen. Auch bei Geburtsängsten, Geburtstagen, Jagdpech und überhaupt wenn’s schief läuft. Glaubt nicht jeden Mist. Glaubt an Artemis.

Das Mädchen zeigt, jetzt etwas hastiger, die Tafel “Ende der Werbung” und verschwindet. Unruhig tritt Xrup-tos auf, geht hin und her. Hält an. Schaut in den Himmel, schnaubt durch die Nase, zieht die Augenbrauen hoch. Dann weiter, auf und ab. Da erscheint Polizeichef Dadydada.

Xruptos: Na endlich. was haben sie so lange gemacht!

Dadydada: Kann ich ihnen die Wahrheit sagen?

Xruptos: Wieso nicht?

Dadydada: Kann ich es ihnen sagen, ohne dass sie mich dafür bestrafen?

Xruptos: Ja klar.

Dadydada : Ihre Frau hat eine Memberkarte

Xruptos: Meine Maestra?

Dadydada: Und auch die Gemahlin des Marktaufsehers Migros.

Xruptos: Aldiade?

Dadydada: Diese auch, ja.

Xruptos : Weiss Migros davon?

Dadydada : Ich glaube nicht.

Xruptos: Hören sie auf mit dem Glauben, Bitte, Alter!

Dadydada: Wie war die Frage nochmals?

Xruptos: Dadydada: Ich weiss es nicht.

Xruptos: Sehen sie, es geht doch auch bei der Polizei ohne religiöse Glaubensschnörckel. Wenn man sich etwas anstrengt. Wie sagte unser

Stadtphilosoph Heraklit?

Dadydada : Niemand hat das Recht etwas zu glauben.

Xruptos: Wo ist mein Memerausweis?

Dadydada: Den kriegt man nicht einfach so, den muss man erwerben.

Xruptos: Das ist doch kein Problem. Kaufen sie eine. Ich will den Laden auschecken.

Dadydada: Die Membercard kann man nicht kaufen?

Xruptos: Was soll das heissen?

Dadydada: Geld allein reicht nicht

Xruptos : Und wieso nicht?

Dadydada: Man braucht nebst etwas Zaster zu aller erst einen Depotausweis für eine Maulbeere.

Xruptos: Einen ? (zeigt seine tiefen Stirnfurchen)
Halten sie mich nicht zum Narren, Dadydada? Ich warne sie!

Dadydada: Ehrlich. Die Memberkarte ist das Zertifikat für ein Ritual, das man unter Aufsicht abgeschlossen haben muss.

Xruptos: Also eine Art Impfausweis

Dadydada: Viel komplizierter. Man muss sich an be-

stimmten Aufnahmebetagen im Innern des Ladens an den heiligen Maulbeerbaum des Gurus Johannes lehnen. Dann wartet man. Wenn endlich eine Maulbeere zu Boden fällt, nimmt man sie auf und legt sie auf ein Gestell zum Trocknen. Die Maulbeere wird nummeriert. Das ist die Mitgliedsnummer für die Memberkarte, soviel ich verstanden habe.

Xruptos : Und sowas hat meine Frau, meine edle Maestra gemacht? Was hat sie denn davon?

Dadydada: Haben sie an ihr keine Veränderungen bemerkt, seit sie Member ist?

Xruptos: Ich bin eher selten zuhause. Wenn ich jeden Tag die Gemütslage meiner Gemahlin lesen müsste, wo käme ich da hin? Was wollen wir aus Angetrauten klug werden? Die Frauen werden ja aus sich selber auch nicht klug. Je mehr Spiegel wir ihnen hinstellen, desto unsicherer werden sie, ob sie das sind, die sie da drin sehen.

Dadydada: Ich kann da nicht mitreden. Ich interessiere mich nicht für Frauen.

Xruptos: Sie glücklicher! Wir Heteros werden vom

Schicksal behandelt wie Arschlöcher.

Der Polizeichef zieht beim letzten Wort die Augenbrauen hoch, schaut den Satrap erwartungsvoll an. Xrutos erwidert seinen Blick als ob er nicht verstanden hätte.

Dadydada: Das ginge ja noch. Alter!

Ende des ersten Aktes



Μούρο (Maulbeere)

Komödie von Aristophanes, 390 v. Chr. aufgeführt in Efesus, zu Ehren des Kabarett Götterspass. Zweiter Akt.

Was im 1. Akt geschah:

In der berühmtesten Einkaufsstrasse der antiken Welt, in Efesus, ist ein neuer Laden aufgegangen. Allerdings kommt man da nur hinein, wenn man Member ist und kaufen kann man auch nichts. Der Satrap, Xruptos, sein Polizeikommandant, Dadydada und der Marktaufseher, Migros der Dritte, wollen sich den Laden und sein seltsames Geschäftsmodell genauer ansehen. Dabei stellen Xruptos und Migros fest, dass ihre Ehefrauen bereits Member sind. Es riecht nach Betrug, Täuschung, Bestechung, Steuerhinterziehung und Geldwäsche, also: Politik.

Szene:

Mitten in der Orchestra wächst ein prächtiger Maulbeerbaum. Sein Wurzelbereich ist mit einem hübschen Natursteinmäuerchen umrundet. Darin liegen schöne, graue, weich gerundete Steine, die gerade von einem Diener abgestaubt werden. Etwas rechts vom Baum ist ein aus dunklem Edelholz geschnitztes Gestell aufgerichtet,

wie ein Büchergestell, aber mit viel mehr Tablaren. Auf den obersten Tablaren sind einzeln, nebeneinander, weisse Maulbeeren hingelegt worden. Vor jeder Frucht steht ein kleines Täfelchen mit einer achtstelligen Nummer. Links befindet sich eine Art Thron, aus schneeweissem, poliertem, parischem Marmor, mit einem kleinen scharlachroten Teppich davor. Noch weiter links steht ein Türrahmen mit dem Spartaner davor, der den Eingang in den Laden bewacht.

Chor der Leichtgläubigen: Liebe Efeser und Besucher aus aller Ferne. Wir sind der Chor der Leichtgläubigen, die euch helfen nagende Zweifel und ätzendes Misstrauen zu überwinden und wieder ins Paradies von Naivität, Gedankenlosigkeit und sinnloser Harmonie einzugehen. Heute noch. Glaubt was das Zeug hält. Hört auf alles zu hinterfragen. Jubelt mit uns über das blinde Vertrauen als volkssolidarische Basis unserer Gesellschaft. Judihuii. Heraklit sagte, wenn ihr aufgepasst habt im ersten Akt, niemand habe das Recht etwas zu glauben. Das stimmt, deshalb glauben wir nicht etwas, sondern haben immer Recht, weil wir alles glauben. Amen.

Xruptos erscheint mit einer cremefarbigen Federtoga und einer zwei Kilogramm schweren Gold-Kubakette.

Xruptos : Maestra !

Maestra erscheint, ökologisch scharf aufgetakelt, ebenfalls von links. Die beiden stehen am Rand der Orchestra.

Maestra: Xruptos, mein Herr und Gebieter! Was schreist du in diesem panischen Tonfall nach mir ?

Xruptos: Ach, Maestra, mein Weib, du Pracht meines Hauses und Königin meines Herzens, das auch nicht mehr das Jüngste ist. Ich habe gehört, du seist Member bei dem neuen Laden da drüben, den sie Moyra nennen.

Maestra: (nickt) Seit vorgestern, um genau zu sein.

Xruptos: Sag an meine geile und knackige Gemahlin, was ist denn das für ein Laden, in welchem man deinem Ehemann, dem Satrap von Efesus, dem Gouverneur von Persiens Gnaden, den Zugang verweigert? Heisst nicht Moyra der Baum der Maulbeere? Was kann man denn da Schönes kaufen?

- Maestra: Man kann dort nichts kaufen, mein treuer Gatte. Es ist ein Hilfswerk.
- Xruptos: Ein was ?
- Maestra: Ein Hilfswerk
- Xruptos. Nie gehört. Was macht man denn in diesem Werk? Schraubt und hämmert man da Hilfe zusammen?
- Maestra: Nein, nein, viel eleganter, sauberer, umweltfreundlicher und abgasfreier. Man bezahlt dort Geld für die Lagerung der eigenen Maulbeere, damit Gott hilft.
- Xruptos: Dann ist es also doch ein Tempel, wie ich schon vermutet hatte.
- Maestra: Eben nicht. Der Laden ist keinem bestimmten Gott und keiner bestimmten Göttin gewidmet.
- Xruptos: Maestra, treue Gattin, ich weiss, dass man auch mit Logik nicht alles verstehen kann, vor allem nicht im Gespräch mit Frauen, die immer so von Gefühlen vernebelt sind. Wie soll ein unbestimmter Gott helfen können, wenn man nicht weiss wer er ist.

- Maestra: Du bist unendlich klug, Xruptos. Ich bewundere dich für deinen übermenschlichen Scharfsinn. Aber siehst Du. Ich kenne nicht alle Details. Ich bin erst seit kurzem dabei. Johannes sagt, dass meine Maulbeere noch trocknen müsse.
- Xruptos: Johannes? Wer ist das?
- Maestra: Der Vorsitzende von Morija, der Geschäftsführer des Hilfswerks, wenn du so willst, ein heiliger Mann.
- Xruptos: Dem Namen nach muss es ein Jude sein. Ich verstehe nicht: Die haben doch ihre eigene Synagoge.
- Maestra: Er wurde rausgeschmissen. Jetzt expandiert er mit seinem Startup und seiner eigenen Franchisingkette. Morija.
- Xruptos: Also doch ein Laden!
- Maestra: Eben nicht. Er sagt, das Verkaufen von Zeug sei von gestern, überholt, veraltet.
- Xruptos: Dann also ein Dienstleistungsunternehmen. Ein Bordell zum Beispiel. Ist Johannes schwul?

- Maestra: Sex ist passé, sagt Johannes. Zu liefern für Kohle sei eine kapitalistische Idee für Vorgesetzte. Die Zukunft ist Morija. Ein Hilfswerk.
- Xruptos: Aha. Du hast vom Trocknen deiner Maulbeere geredet. Mir scheint das geheimnisvoll und verworren. Was hat dies mit dem Hilfswerk zu tun?
- Maestra: Man sagt, dass die Wahrheit als Member erst mit der Zeit erlebt wird, wenn man als Erleuchtete angeknipst wird und in der Unfehlbarkeit des Glaubens aufgeht. Es gibt nichts zu verstehen. Das Verstehenwollen haben wir abgegeben mit unserer Maulbeere.
- Xruptos: Wieso deine Maulbeere? Ich bitte dich, Maestra, können wir nicht etwas strukturierter über diese Sache reden?
- Maestra: (leicht genervt) Johannes sagt, die Maulbeere sei ein Symbol für unser Hirn, das wir auf dem Gestell des Hilfswerks deponieren. Warum? Spielt keine Rolle! Wichtig ist, dass man Member ist und dass Gott hilft? Basta.
- Xruptos: Welcher Gott? Vorher hast du doch gesagt dieser Laden sei keinem Gott gewidmet.

Maestra: Ja, nicht einem Gott, dem Gott, dem Namenlosen, der so gross ist, dass wir seinen Namen nicht kennen. Das einzige was wir von ihm kennen ist, dass er seine Hilfe schickt. Gott hilft.

Xruptos: Sehr seltsam. Wem gehört der Laden?

Maestra: Gehört, gehört! Besitz interessiert uns nicht. Wichtig ist einzig, dass ich Member bin, weil ich dafür bin, dass Gott hilft. Sag nur offen, wenn du findest, dass Gott nicht helfen soll.

Xruptos: Nein! Hab ich nichts dagegen. Wem hilft er denn? Den Seeleuten, den Frauen bei der Geburt, den Kranken, Elenden, Trinksüchtigen, Dummen, Lahmen, Blinden oder den Teslafahrern beim Ersatz ihrer Batterien?

Maestra: Das geht uns nichts an. Punkt. Gott entscheidet selber, wem er hilft. Kümmert euch nicht, sagt Johannes. Er macht das schon.

Xruptos: Das heisst also, dass die Hilfe, die in dieser Hilfsfabrik hergestellt wird, an einen Gott geht, der dann damit macht, was er will.

Maestra: Es wird da nichts hergestellt. Und es geht

nichts an den Gott. Es wird nichts geopfert. Man bezahlt und wird Member. Das ist alles.

Xruptos: Wow! Na gut. Ich versuche es anders: Wenn der Gott, dem ihr nichts opfert und den niemand kennt, der Namenlose, selber entscheidet, wem er hilft, dann könnte es also auch sein, dass er eventuell nicht hilft, obwohl man seine Hilfe vielleicht brauchen könnte.

Maestra: So ist es.

Xruptos: Dann ist der Namenlose, nicht der Gott der hilft, sondern auch der Gott, der nicht hilft.

Maestra: Schon möglich. Wenn er hilft ist er Gott. Wenn nicht, hat er anderes zu tun.

Xruptos: Was ist mit den Hilflosen, denen er nicht hilft, weil er grad was anderes zu tun hat?

Maestra: Dafür ist das Hilfwerk da, für das wir einen Memberbeitrag bezahlen.

Xruptos: Die Memberkarte ist also eine Art zweckgebundene Steuer für das, was Gott nicht fähig oder nicht willens ist zu helfen.

Maestra: Für etwas sind wir Menschen ja auch da. Jetzt gerade unterstützt unser Hilfswerk die

Bewohner einer gottverlassenen Insel, wo es kein Wasser gibt. Wir schicken da Schiffe hin mit Trinkwasser.

Xruptos: Sehr edel. Sag, Maestra, von wem hast du all deine geschliffenen Katechismen gelernt? Bist Du sicher, dass Du nicht einem Betrüger ins Netz gegangen bist, der Dir das Geld aus der Tasche zieht.

Maestra: Xruptos, ich bitte dich! Das, womit du mich in die Ecke eines hübschen Dummchens stellen willst, ist eben in Wirklichkeit eine Intelligenz, die du nicht zu begreifen berufen bist. Vielleicht kommt das noch. Die Moijra ist kein Laden, wo man etwas kauft und es ist kein Tempel wo man etwas opfert, um die Gunst eines Gottes erbetteln. Es ist der völlig sinnlose und nutzlose Laden, wo man nur gibt und nichts dafür erhält.

Xruptos: Macht Du dich lustig über mich Maestra? Oder warst Du kürzlich in Davos?

Maestra: Nein, lieber Xruptos. Mir hängt der ganze Kram, den wir überall erhalten, wenn wir ein paar Drachmen hinwerfen, zu den Ohren heraus. Wir haben ja schon alles und

sogar mehr als genug. Wir brauchen dringend Läden, wo man endlich mal nichts erhält für das, was man bezahlt.

Xruptos: (bedeckt seine Augen, wendet sich ab). Genug! Genug, Maestra! Ich brauche etwas Ruhe. Geh deines Wegs, treue Gattin.

Maestra entfernt sich kopfschüttelnd. Xruptos sitzt zusammen gesunken auf einem Bänklein, den Kopf in die Hände vergraben.

Chor der Leichtgläubigen: So elend ist es, wenn man seine Gemahlin nicht verstehen kann. Da haben es die Leichtgläubigen besser. Amen.

Auf leisen Sohlen nähert sich der Marktaufseher, Migros der Dritte. Er sieht Xruptos von weitem, getraut sich aber nicht näher hinzugehen, weil dieser mitleiderregend wimmert.

Xruptos: (Laut in seine Hände klagend) Was ist das für ein Scheisstag heute. Die Leute spinnen!

Migros: Xruptos!

Xruptos: Was ist, Migros? Du auch noch!

Migros: Ich habe mit meiner Frau Aldiade gesprochen, die Member ist.

Xruptos: Und? Was ist dabei rausgekommen?

Migros: Ich glaube, wir müssen dringend mit dem Inhaber des Ladens reden.

Xruptos: Ich glaube? Ich glaube, ich glaube! Hör auf mit diesem Wort für Idioten!

Der Chor der Leichtgläubigen zuckt zusammen.

Chor der Leichtgläubigen: Oohh! Oh, ein Frevler gegen den Glauben. Oh wehe!

Migros: Entschuldige, weitsichtiger Führer von Efe-sus. Ich denke , d-e-n-k-e, wir sollten mit dem Inhaber des Maulbeerladens reden.

Xruptos: Aha. Du denkst das, d-e-n-k-s-t das?

Migros: (verunsichert): Wie meint Ihr?

Xruptos: Du hast gesagt, dass du denkst, dass wir mit dem Inhaber reden sollen.

Migros: Ja, sagte ich doch!

Xruptos: Dass du das denkst, ist doch eine leere Behauptung! Genau wie es eine Behauptung

ist, dass du es glaubst. Eine blosse Vermutung, eine Meinung, egal, egal. Verstehst du! Lass es weg!! Was du glaubst und denkst interessiert mich nicht. Es interessiert genau niemanden!

Migros: Was ist bloss in euch gefahren, grosser Satrap? Regen sie sich doch nicht so auf!

Xruptos: Migros! Kannst du mir beweisen, dass du etwas denkst. Sag an!

Migros: Da müsste ich zuerst mal nachdenken.

Xruptos: So so! Nach-denken.

Migros: Ja, denn weil ich denke, bin ich überhaupt da. Wenn ich nicht denken würde, wäre ich jetzt gerade abwesend, versteht ihr? Das sagt Descartes. „Je pense donc je suis“. Sein Buch findest du in der Celsus Bibliothek.

Xruptos: Jetzt schon? Ich dachte dass Descartes erst in 2000 Jahren geboren wird. 1700 nach Christus.

Migros: 1700 nach was?

Xruptos: Christus! Der wird in 400 Jahren geboren und von da sind es dann nochmals 1700 Jah-

re bis zu Descartes. „Je pense donc je suis.“

Migros: Dann sind wir der Zeit des Christentums mächtig voraus.

Xruptos: Kann man so sehen. Oder in der Zukunft des Christentums sind die Menschen ihrer Zeit blödsinnig hintendrein.

Migros: Logisch.

Xruptos. (Nachdenklich und vorsichtig sich vortastend) Wenn das stimmt, was dieser Descartes in zweitausend Jahren herausfinden wird: Ich denke, also bin ich. Dann denken also Steine, Tiere und Wolken auch?

Migros: Wie kommt ihr darauf?

Xruptos: Na, weil die Steine, Tiere und Wolken doch auch sind. Auch da sind. Oder nicht? Und auch die Filzläuse, die Spartaner und die Schiffswürmer denken, weil sie da sind, und auch die Katzekacke, weil sie in meinem Garten auch da ist.

Migros: Versteh ich nicht ganz.

Xruptos: Ist doch eine klare Sache. Wenn ich da bin, weil ich denke, muss doch im Umkehrschluss

auch gelten, dass alles, was da ist, denkt.

Migros: Mag sein. Vielleicht denkt ein Ziegelstein tatsächlich. Wir können das aber von außen nicht sehen, dass er denkt.

Xruptos: Ich kann es bei dir aber auch nicht sehen!

Migros: Wie ?

Xruptos: . Dass du denkst kann ich bei Dir genau so wenig sehen, wie bei einem verdammten Ziegelstein.

Migros: Hört auf damit! Bitte!

Xruptos. (springt zornesrot auf und schreit hysterisch)
Bringt mir einen Ziegelstein. Sofort !!

Ein Sklave, nur in Unterwäsche, eilt unterwürfig herbei, übergibt dem Satrap Xruptos einen makellosen, frisch gebrannten Ziegelstein. Xruptos zeigt ihn Migros, dann knallt er den Backstein auf den Boden. Er zerbricht in zwei Teile. Beide schauen die Bruchstücke an.

Xruptos: Nun, mein lieber Marktaufseher. Was denkt denn der arme Ziegelstein jetzt? Oder, was meinst du, denken die beiden Teile jetzt je zur Hälfte? Es sind ja beide da.

Migros: (abwehrend) Göttlicher Satrap Xruptos. Ich gebe frei und offen zu. Ich bin zu dumm für solche ausgeklügelten Fragestellungen. Besser ist, ihr besprecht das mit Sokrates. Der ist für sowas immer zu haben, wenn es an einem nichtsnutzigen Tag, im Schatten eines Lorbeerbaumes, etwas zu trinken gibt.

Chor der Leichtgläubigen: Wir glauben alles, was erzählt wird. Nur der Glauben bringt uns weiter. Juhuii! Wir glauben, dass der zweite Akt jetzt fertig ist. Wer das nicht glaubt, verpasst die Pause mit dem Glaceverkäufer. Und auch die sautierten Aalaugen und die frittierten Otternasen von Monty Python. Die gibt es daaa hinten.

Von rechts erscheinen zwei Ziegelsteinhälften. Sie tuscheln etwas miteinander während sie in ihren eckigen, ziegelroten Kostümen in die Mitte der Orchestra ruckeln und manchmal hüpfen.

Chor der Leichtgläubigen: Oh. Wir glauben wir haben uns getäuscht in unserem Glauben. Wir glauben, dass es noch etwas weiter geht.

Ziegel1: (Zum Publikum gerichtet) Ja, Ja, Ich weiss. Ihr überlegt jetzt krampfhaft, was die beiden Hälften des Ziegelsteins jetzt denken und was sie euch erzählen werden.

Ziegel2: Ihr könnt euch trösten. Es geht uns genau gleich. Es ist eine blöde, effekthascherische Idee unseres genialen Dichters Aristophanes, zwei Schauspieler von zwei Hälften eines Ziegelsteins in die Orchestra zu schicken.

Ziegel1: Er hätte ebensogut einen Schluck Wasser auftreten lassen können.

Ziegel2 : Oder den Furz eines Esels.

Ziegel1: Jawoll! Es ist doch zweifelsfrei so, dass es Fürze von Eseln gibt, dass sie da sind, und wenn sie sind, müssen auch sie

Ziegel1 und 2: Denken!!

Ziegel1: So einfach ist Philosophie!

Von links erscheint jetzt der Schluck Wasser, eine runde, wie aufgeblasene, blaue Figur, in einem durchsichtigen, Plastikkleid, aus welchem überall Wasser rinnt und tropft. Der Schluck Wasser schlurft zu den beiden, überrascht wirkenden Ziegelsteinhälften.

Schluck: Die Frage ist nur, (er spudert) was der Eselsfurz denkt.

Ziegel1: Wer bist Du?

Schluck: Ich bin der Schluck Wasser.

Von rechts stürmt ein Mann herein mit einem schwarzen T-Shirt auf welchem steht 'Regisseur', vor dem Mund hält er einen Schalltrichter, mit welchem er Kommandos gibt:

Lukos: Stopp. Stopp!

Schluck: Seht ihr. Da kommt er schon der Eselsfurz.

Chor der Leichtgläubigen: Wir glauben, dass es der Regisseur Lukos ist, denn wir glauben prioritär alles, was angeschrieben steht.

Lukos: Stopp! Halt, Kinder! So geht das nicht. Wir brechen hier ab. So spielt man diese Szene nicht. Wieviele Male haben wir das jetzt geübt? Wieviele Male? Hä? Ich kann das als Regisseur nicht verantworten. Ihr seid alle gefeuert. Entlassen! Fristlos! Schaut die verängstigten Leute im Publikum. Die sind völlig verwirrt. Das ist viel zu früh. Das Stück ist ja noch gar nicht zu Ende Wie

soll das noch enden? Erst am Schluss müssen sie ratlos, verängstigt und verloren sein. Nicht jetzt schon!

Ziegel1: Man kann uns nicht kündigen.

Ziegel2: Wir kommen direkt von der Schauspielakademie und haben ein Bachelordiplom und ein Stipendium.

Schluck: Ich nicht.

Ziegel1: Was ich nicht? Du warst auch mit uns in der Klasse.

Schluck: Nein, ich bin bloss ein Schluck Wasser. Wenn man mich feuert, dann beginne ich zu kochen.

Ziegel2: (mit gelangweilter Miene) Du kannst aufhören, Melchior. Es ist vorbei. Wir sind gefeuert.

Ein rauchiges, braunes Wesen erscheint.

Furz : Wie redet ihr mit meinem Freund, dem Schluck Wasser! Schämt ihr euch nicht! Ihr hartherzigen Ziegelsteine.

- Ziegel2 : Misch Du dich nicht ein, Eselsfurz.
- Ziegel1: (zieht sein Kostüm runter, wirft es auf den Boden, stampft mit den Füßen darauf) Ich werde den Autor dieser Komödie auf Schmerzensgeld verklagen.
- Lukos: (gelangweilt)Also Kinder, packt eure Sachen. Husch-Husch! Raus mit euch. Ihr seid die mieseste Truppe, die ich je gesehen habe. Nimmt mich wunder, was aus euch vier Volleppen einmal wird. Toi Toi Toi.

In diesem Moment erscheint von links, wo der Chor der Leichtgläubigen steht, eine Menschengruppe. Zuvor-derst geht ein Mann oder eine Frau, man sieht es nicht so genau, weil sie unförmig adipös ist und binär gekleidet, unter einem hoch gehaltenen, regenbogenfarbigen Schirm mit roten Zotteln. Dahinter elf Personen in kurzen Hosen mit Handys, unmotiviert tschalpend, am fotografieren.

- Tui: Das hier ist das Theater von Efesus, 16'000 Plätze, ohne Sitzkissen. Es scheint dass hier gerade ein Anlass geprobt wird. Ihr dürft die Leute auf den Sitzplätzen in den Kostümen fotografieren, aber nicht anfassen. Gell!

Das ist alles archäologischer Müll hier. Man kann sich anstecken.

Fassungslos und schweigend schauen die Schauspieler zu, wie die Touristengruppe in die Orchestra schlarpt. Die Ziegelsteine, der Schluck Wasser und der Eselsfurz verstecken sich hinter Regisseur Lukos, der entgeistert den ungeplanten Auftritt zur Kenntnis nimmt. Er hält seine Hand hoch. Vom Vorhang aus schauen Xruptos , Migros und Dadydada zu.

Lukos: Stopp!

Tui: (ihn nicht beachtend und weiter kommentierend). Ihr müsst euch nicht beeindrucken lassen. Das ist Theaterpersonal. Da in der ersten Reihe, sitzt der Chef von Efesus, ein Satrap der Perser. Die gibt es seit 3000 Jahren nicht mehr. Ihr dürft ihn auch fotografieren. Er ist gemeinfrei, mit GNU-Lizenz.

Lukos: Wer seid ihr? Ihr kommt nicht vor im Skript.

Tui: Ich bin Tui, der Führer. Wir sind eine christliche Bibelgruppe aus North-Carolina, da wo die Kalifornier nach der Explosion des Andreasgrabens hingeflüchtet sind. Wir ma-

chen einen Ausflug zu den grossen Stätten der Christenheit, wo einst Apostel Johannes wirkte. Lasst euch nicht stören, wir sind gleich wieder weg.

Lukos: Ihr stört aber trotzdem. Das ist hier eine laufende Theaterveranstaltung. Ruft den Polizeichef Dadydada. Er soll alle festnehmen! Alle!

Tui: (zur Touristengruppe)Ihr müsst euch nicht wehren. Ist nur ein Theater. Ihr seid jetzt Märtyrer, versteht ihr? Hatten wir doch schon im Bibelunterricht. Andreas, Paulus, Thomas, Georg, Nikolaus, all die Heiligen, die recykliert wurden. Wir sind heute wiedergeborene Heilige von früher.

Die Touristen brummen und grunzen zustimmend,

Tourist3: Ach wie aufregend: Wir werden jetzt in den Ruinen von Efesus aufgerieben für unseren Widerstand gegen die erzwungene Volkssolidarität der Römer.

Tourist1: Und der Griechen, Perser. Und Juden.

Tourist2: Komm du so frech! Juden? Das darf man

doch gar nicht sagen, du Schwurbler.

Tourist3: Pfui Teufel. Du Nazi.

Dadydada: Was machen wir jetzt, verehrter Regisseur Lukos mit diesen Eindringlingen in unsere heilige Komödie? Aristophanes kann nicht helfen. Er ist in Milet zu Gast mit Eirene, seiner Beschimpfung der Kriegsindustrie. So lange können wir nicht warten.

Xruptos: Wir können sie nicht einfach lynchen. Das ist nicht tugendhaft. Zuerst müssen wir wissen, was sie hier wollen. Und dann werden wir heraus finden, ob sie eine Gefahr für unser Gemeinwesen darstellen oder nicht.

Lukos: Gemeinwesen. Gemeinwesen! Das Wort finde ich soo sexy. Das muss ich aufschreiben.

Xruptos: Andere Meinungen?

Ziegel1: Wir verkaufen sie den Römern für das Colosseum. Der Preis für pitoreske Sklaven und Tiere ist gestiegen, seit kaum mehr Nashörner reinkommen aus Ägypten

Eselsfuzz: Nicht Nashörner. Nilpferde! Du Depp!

Ziegel2: Ich würde für den Seppel mit den Adidas

turnschuhen, dem Hoodie und dem I-Phone 27 jedenfalls 20 Didrachmen bieten.

Xruptos: Was zum Geier willst du mit dem machen?
Der kann doch nicht arbeiten.

Migros: Als Dekor haben sie einen hohen Marktwert. In den Schlafgemächern stellt man sie auf während den Orgien. Es gibt nichts Amüsanteres als in ihren Gesichtern zu sehen wie sie sich fragen, was da abgeht und warum? Das steigert die Erregung aller in den Swingerklubs und in den Bordellen, die ja das Rückgrat unseres Staates bilden.

Tui: Ich muss euch warnen, liebe Vergangene. In zehn Minuten fährt oben auf dem Parkplatz unser Bus, der uns ins Hotel nach Kusadasi zurückbringen wird. Und wenn wir nicht da sind, beim Bus, dann schlägt unser Chauffeur Kirk Alarm, und dann ist hier die Hölle los. Versteht ihr: Die Hölle!

Tourist1: Wie lange dauert denn das noch? Ich muss dringend auf die Toilette.

Tourist2: Können wir nicht abkürzen? Wir müssen ja nachher auch noch zur Konzilkirche.

- Xruptos: Was für eine Konzilkirche? Davon habe ich nie gehört?
- Tui: Und zum Grab von Johannes.
- Xruptos: Welcher Johannes? Etwa der vom Hilfswerk, vom Moira Laden?
- Tui . Aha! Ihr kennt den? (zu seiner Touristengruppe gewendet) Habt ihr gehört, er kennt unseren Johannes!
- Xruptos: Johannes ist hier ein Allerweltsname. Jeder zweite Jude in Efesus heisst Johannes.
- Tui: Okay. Aber was führt ihr denn auf.
- Lukosr: Sagte ich schon: Moira von Aristophanes.
- Tui: Nie gehört.
- Lukos: Das Stück ist verschollen.
- Tui: Und warum spielt ihr es denn?
- Lukos: Weil es erst nach uns verschollen ist.
- Tui: Wie nachher?
- Lukos: Egal. Jedenfalls ist es das Stück über das Hilfswerk Moira von einem Sektenbruder mit Namen Johannes.
- Tui: Von unserem Johannes? Dem Heiligen, dem

Sohn von Zebedäus und Salome, dem Bruder von Jakob, dem Lieblingsjünger von Jesus von Nazaret. Wo ist er? Sag schnell!

Lukos: Er ist noch hinter dem Vorhang. Er kommt erst im dritten Akt vor. Wir sind hier erst im zweiten Akt.

Tui: (zur Touristengruppe) Er ist hinter dem Vorhang! Unser Johannes ist hinter dem Vorhang. Hört ihr das?

Lukos: (beschwichtigend) Es ist nur ein Schauspieler. Das hier ist eine Komödie über ein Hilfswerk, wo man nur bezahlt und nichts bekommt dafür.

Tourist1: Das ist er! Unser Johannes Theologos!

Tourist2: Bist Du sicher?

Tourist3: Klar doch. Wenn alle bezahlen und dafür nichts bekommen, hat es da soviel Kohle auf Halde, dass ein paar Obermembers, die nichts bezahlen, alles bekommen.

Tourist2: Versteh ich nicht.

Tui: Na, zum Ausgleich! Ist doch klar. Aus Nächstenliebe!

Tourist2: Aha Ja!

Lukos: Also, Leute. Können wir Schluss machen? Unser Polizeichef wird euch jetzt rausbegleiten. Und dann könnt ihr in eure Zeit zurückreisen. Wann war das schon wieder?

Tui: 2029 nach Christus. Welches Jahr habt ihr?

Xruptos: Wir sind in der 96. Olympiade.

Tui: Wieviel ist das nach Christus?

Xruptos: Keine Ahnung. Soweit sind wir ja noch nicht. Aber mit Hilfe von Pythagoras kommen wir vielleicht weiter.

Migros: Wenn wir wüssten, in der wievielten Olympiade die Geburt dieses Jesus ist, von dem ihr die Jahre zählt, könnten wir es ausrechnen.

Tui: (zu seiner Gruppe) Kann jemand mal googeln!

Nach einer Weile:

Tui: Und hast du was gefunden.

Tourist1: 194

Migros: 194 was? Kartoffeln, Eier, Ohrfeigen?

Tourist1: 194 Olympiaden, die aber nur alle vier Jahre stattfinden.

- Migros: Okay. Und jetzt sagt ihr noch aus welchem Jahr ihr zu uns kommt.
- Tui: Sagten wir schon. 2029 nach Christus.
- Migros: Wow. Dann kommt ihr ja aus der 701. Olympiade!
- Tui: Woher weisst du das, alter Grieche?
- Migros: Kopfrechnen.
- Tui: Was ist das. Ein Implantat von Musk?
- Xruptos: Von wem?
- Tui: Egal. (zu seiner Gruppe gewandt) Kann jemand das faktenchecken mit künstlicher Intelligenz.
- Tourist1: Ja, 701. Olympiade ist 2029 nach Christus.
- Tui: (Zu Migros) Okay, du Zauberer aus der Vergangenheit. Dürfen wir noch ein Erinnerungsfoto von euch machen. Vor allem die mit den safranroten Buddharoben und die vier anderen da.
- Lukos: Das sind zwei Ziegelsteine, ein Schluck Wasser und ein Eselsfurz.
- Tui: Ah, ja? Interessant. Was machen die hier?

- Lukos: Es sind Schauspieler.
- Tui: Sehr wirr. Seid ihr immer so drauf?
- Xruptos: Nur an den Dionysien, wenn Komödien gespielt werden.
- Tui: Ich habe gemeint ihr spielt ein Stück über Apostel Johannes.
- Lukos: Hör zu, Mensch der Zukunft. Ich weiss ja nicht, welcher künstlichen Intelligenz du vom Wagen gefallen bist, aber euren Johannes und Christus gibt es noch lange nicht. Bis dahin sind es noch hundert Olympiaden.
- Tui: Aber Jesus macht da nicht mit.
- Xruptos: Wie?
- Tui: Bei der Olympiade.
- Xruptos: Dadydada! Schaff diese Idioten aus der Zukunft raus!

So verabschiedet sich die Bibelgruppe aus North Carolina. Mit dem intergalaktischen Reisebus fliegen sie noch heute durch die unendlichen Weiten des Alls zu weiteren Abenteuern auf ihren Wallfahrten ins Unbekannte.

Artemision

Um 9. 30 Uhr ist Talip, mein Taxi-Chauffeur von gestern, abfahrbereit. Er ist um 50 Jahre alt, schon stolzer Grossvater und hat ein Handy mit einer App, in die er türkisch hineinreden kann und die dann englischen Text ausgibt. Ich wünsche, heute die Johns Basilika, das Artemision und Klaros zu sehen, eine wichtige Orakelstätte, die früher zu Kolophon gehörte und auch von Alexander dem Grossen besucht wurde, ein paar Kilometer nördlich von Kusadasi.

Die christlichen Ruinen in Seljuk, der Stadt neben dem Artemision, sind hübsch aufgeräumt und sortiert nach Grösse von Steinblöcken. Es hat sogar eine Freilichtausstellung von verrosteten Ausgrabungsmaschinen, Traktoren, Baggern, Kränen; das Ausgraben wird schon ausgegraben.

Das Museum in Seljuk ist voll junger Chinesen, sonst aber recht sehenswert. Die berühmte Artemisstatue, die sogenannte Vielbrüstige, ist von den Blitzlichtern der Handys schon ein wenig abgeschabt, aber eindrucklich. Der abgedunkelte Raum, in dem die Göttin beherrschend steht, hat etwas numinos-kirchlich-gruftiges. Das Verhalten der Menschen ist ehrfürchtig, eingeschüchtert und leise, so,

als ob sie erwarteten, dass das Biest plötzlich lebendig werden könnte, wie King Kong. Man fühlt sich sicherer zuhause, wenn man das auf Youtube sieht, denn dann trifft es die andern, wenn's los geht. Und man ist dann nur virtueller Augenzeuge wie bei 9-11, dem Einsturz der Turmes von Babylon in New York.

Das bisschen was vom Tempel, dem antiken Weltwunder des Artemisions, übrig geblieben ist - ein Erdbeben war auch hier schuld, sagt man - ist halb überwuchert. Nur eine stümperhaft rekonstruierte Säule steht mitten im Trümmerfeld. Man merkt, dass das Interesse der Türken, hier zu graben, gering ist. Sumpfige Gegend. Alles etwa fünf Meter unterhalb des Bodenniveaus. Einige Besucher suchen vergeblich eine Toilette. Ein paar Souvenirhändler verramschen Chinaplastikschratt, eine Dönerbude lockt auf den zyklischen Überresten der einst gigantischen Anlage. Aber alles ist vernachlässigt. Nicht mal Eintritt verlangt man. Da gibt es noch viel zu tun. Anhand der einzigen Säule, die aus Teilen, die offensichtlich nicht zusammenpassen, mit Betonkitt, wie mit Quarkcreme zwischen Biscuits aufgeschichtet wurde, zuoberst mit einem Storchennest, in welchem ein Paar brütet, kann man sich die imposante Anlage vorstellen.

Zuvor habe ich die Johns Basilika besucht und die Burg auf einem Felsblock, der bei Seljuk in der fruchtbaren, Schwemmebene aufragt, wo Johannes angeblich in einer Hütte gelebt haben soll und die Greuel der Götzenanbetung zu seinen Füßen, im Artemision, mit ansehen musste. Ich verstehe nicht, weshalb sich Gottesgläubige immer so voyeuristisch an Heidenorgien abärgern wollen. Er hätte ja auch irgendwo im Wald seine Hütte bauen können. Das übliche Besichtigungsprogramm: Taufbecken, Grab des Johannes, es gibt angeblich zwei, worüber man seit Jahrhunderten streitet, wie das sein kann. Habe brav fotografiert.

Die stümperhaft wiederaufgerichtete Säule des siebten Weltwunders der Antike erinnert mehr an einen Marterpfahl oder an ein Tropeion, als an eine Säule. Die Umgebung ist überwuchert und vernachlässigt.



Johannes Akten - Teil 7

Apostelgeschichten der Bibel

Hört das denn nie auf mit den Johannesakten? Wahrscheinlich nicht, weil um die Figur des historischen Johannes eine fraktale Vielfalt von Meinungen kurven und Berge von Fakten herbeigezogen wurden, die aber nie eindeutig und abschliessend sind, also ein immenses Feld an Vermutungen diesen Lieblingsjünger von Jesus verhüllt, wie ein Schleier .

Ich bitte um Entschuldigung und etwas Geduld für diesen weiteren Umweg, den ich ihnen vorschlage zu gehen. Es gibt nämlich noch einen weiteren, höchst interessanten Blickwinkel auf die Johannesakten, die ja vom Konzil von Niceae verdammt wurden. In der offiziell abgesegneten Version der Bibel gibt es nämlich die Apostelgeschichten. Darin sind unter anderem die Reisen des Apostels Paulus sehr detailliert beschrieben. Paulus wurde von Jesus angeblich beauftragt, die nichtjüdischen Nationen zu bekehren. Man hatte sich also unter den Apposteln den Bekehrungsjob aufgeteilt im römischen Reich, wobei sich Paulus nicht daran hielt. Dazu muss man wissen, dass in der Pax Romana (27 vor Christus bis 193 nach Christus) eine lange Zeit des Friedens und des Wohlstandes ange-

brochen war. Die Infrastruktur war bestens ausgebaut, Sicherheit und Recht gewährleistet, was beste Voraussetzungen waren für Missionstourismus. Allerdings galt unter den Römern ein Poselytenverbot, um den religiösen Frieden zu wahren. Es war verboten Andersgläubige abzuwerben und zu bekehren. Das war eines der Hauptprobleme der Apostel, die ja gerade für den Job ausgesickt wurden. Vermutlich führte dies dazu, dass alle ausser Johannes als Märtyrer endeten. Vielleicht war das Proselytenverbot auch der Grund weshalb Johannes nach Patmos verbannt wurde.

Die Missionsreisen des Paulus sind historisch gut gesichert. Auf seiner zweiten Reise, auf der Rückkehr von Korinth, wo er knapp einer Verurteilung wegen Verstoss gegen das Proselytenverbot entkommen war, landete er in Efesus. Das war zwischen 52 und 54 nach Christus, also noch vor Johannes oder zur Zeit als beide gleichzeitig in Efesus weilten, wovon aber nirgends die Rede ist, weder in den Johannesakten noch in der Apostelgeschichte der Bibel. Berichtet wird hingegen, dass Paulus mit der Synagoge, also den Gelehrten der grossen jüdischen Gemeinde von Efesus Kontakt und, zu Beginn zumindest, friedlichen Austausch hatte. Auch davon ist in den Johannesakten nirgends die Rede. In allen grossen Städten Kleinasiens gab es nämlich bedeutende jüdische Bevölkerungsteile und wichtige Synagogen. Juden waren angesehene Kaufleute

und eine für den Wohlstand der Städte bedeutende Bürgerschaft. In diesen Kreisen war man nicht interessiert sich das Geschäft und den Religionsfrieden verderben zu lassen durch ein paar Heissporne mit pathologischem Missionierungseifer. Der folgende Text der Apostelgeschichte beschreibt den Besuch von Apostel Paulus in Ephesus. Er wird hier zitiert in der Lutherübersetzung. Schon gleich zu Beginn findet einen Art "Umtaufe" statt von der johanneischen zur paulinischen, mit Handauflegen, was die Gläubigen widerstandslos mitmachen. Viele andere Dinge werden ihnen auch irgendwie bekannt vorkommen. Anmerkungen dazu am Ende des Textes.

PAULUS IN EPHESUS

"Es geschah aber, als Apollos in Korinth war, dass Paulus durch das Hochland zog und nach Ephesus kam und einige Jünger fand. Zu denen sprach er: Habt ihr den Heiligen Geist empfangen, als ihr gläubig wurdet? Sie sprachen zu ihm: Wir haben noch nie gehört, dass es einen Heiligen Geist gibt. Und er fragte sie: Worauf seid ihr denn getauft? Sie antworteten: Auf die Taufe des Johannes. Paulus aber sprach: Johannes hat getauft mit der Taufe der Buße und dem Volk gesagt, sie sollten an den glauben, der nach ihm kommen werde, nämlich an Jesus. Als sie das

hörten, ließen sie sich taufen auf den Namen des Herrn Jesus. Und als Paulus ihnen die Hände auflegte, kam der Heilige Geist auf sie und sie redeten in Zungen und weisagten. Es waren aber zusammen etwa zwölf Männer. Er ging aber in die Synagoge und predigte frei und offen drei Monate lang, lehrte und überzeugte sie von dem Reich Gottes. Als aber einige verstockt waren und nicht glaubten und vor der Menge übel redeten von dem Weg, trennte er sich von ihnen und sonderte auch die Jünger ab und redete täglich in der Schule des Tyrannus. Und das geschah zwei Jahre lang, sodass alle, die in der Provinz Asia wohnten, das Wort des Herrn hörten, Juden und Griechen.

Und Gott wirkte nicht geringe Taten durch die Hände des Paulus. So hielten sie auch die Schweißtücher und andere Tücher, die er auf seiner Haut getragen hatte, über die Kranken, und die Krankheiten wichen von ihnen, und die bösen Geister fuhren aus. Es versuchten aber einige von den Juden, die als Beschwörer umherzogen, den Namen des Herrn Jesus zu nennen über denen, die böse Geister hatten, und sprachen: Ich beschwöre euch bei dem Jesus, den Paulus predigt. Es waren aber sieben Söhne eines jüdischen Hohenpriesters mit Namen Skevas, die dies taten. Aber der böse Geist antwortete und sprach zu ihnen: Jesus kenne ich wohl und von Paulus weiß ich wohl, wer seid ihr aber? Und der Mensch, in dem der böse Geist war,

stürzte sich auf sie und überwältigte sie alle und richtete sie so zu, dass sie nackt und verwundet aus dem Haus flohen. Das aber wurde allen bekannt, die in Ephesus wohnten, Juden wie Griechen; und Furcht befiel sie alle und der Name des Herrn Jesus wurde hochgelobt. Es kamen auch viele von denen, die gläubig geworden waren, und bekannten und verkündeten, was sie getan hatten. Viele aber, die Zauberei getrieben hatten, brachten die Bücher zusammen und verbrannten sie öffentlich und berechneten, was sie wert waren, und kamen auf fünfzigtausend Silbergro-schen. So breitete sich das Wort aus durch die Kraft des Herrn und wurde mächtig.

Als das geschehen war, nahm sich Paulus im Geist vor, durch Makedonien und Achaia zu ziehen und nach Jerusalem zu reisen, und sprach: Wenn ich dort gewesen bin, muss ich auch Rom sehen. Und er sandte zwei, die ihm dienten, Timotheus und Erastus, nach Makedonien; er aber blieb noch eine Weile in der Provinz Asia.

DER AUFRUHR DES DEMETRIUS

Es erhob sich aber um diese Zeit eine nicht geringe Unruhe über den Weg. Denn einer mit Namen Demetrius, ein Silberschmied, machte silberne Tempel der Artemis und verschaffte den Handwerkern nicht geringen Gewinn. Die-

se und die Zuarbeiter dieses Handwerks versammelte er und sprach: Ihr Männer, ihr wisst, dass unser Wohlstand von diesem Gewerbe kommt; und ihr seht und hört, dass nicht allein in Ephesus, sondern auch fast in der ganzen Provinz Asia dieser Paulus viel Volk überredet und verführt, wenn er sagt: Was mit Händen gemacht ist, das sind keine Götter. Aber es droht nicht nur unser Gewerbe in Verruf zu geraten, sondern auch der Tempel der großen Göttin Artemis wird für nichts geachtet werden; und sie selbst, die verehrt wird in der ganzen Provinz Asia, ja auf dem ganzen Erdkreis, wird ihrer Hoheit beraubt. Als sie das hörten, wurden sie von Zorn erfüllt und schrien: Groß ist die Artemis der Epheser! Und die ganze Stadt geriet in Aufruhr; sie stürmten einmütig zum Theater und ergriffen Gaius und Aristarch aus Makedonien, die Gefährten des Paulus.

Da aber Paulus unter das Volk gehen wollte, ließen's ihm die Jünger nicht zu. Auch einige der Oberen der Provinz Asia, die ihm freundlich gesinnt waren, sandten zu ihm und ermahnten ihn, sich nicht zum Theater zu begeben. Dort schrien die einen dies, die andern das, und die Versammlung war in Verwirrung, und die meisten wussten nicht, warum sie zusammengekommen waren. Einige aber aus der Menge umringten Alexander, den die Juden vorgeschickt hatten. Alexander aber winkte mit der Hand

und wollte sich vor dem Volk verantworten. Als sie aber innewurden, dass er Jude war, schrie alles wie aus einem Munde fast zwei Stunden lang: Groß ist die Artemis der Epheser!

Als aber der Kanzler das Volk beruhigt hatte, sprach er: Ihr Männer von Ephesus, wo ist ein Mensch, der nicht weiß, dass die Stadt Ephesus eine Hüterin der großen Artemis ist und ihres Bildes, das vom Himmel gefallen ist? Weil das nun nicht zu bestreiten ist, sollt ihr euch ruhig verhalten und nichts Unbedachtes tun. Ihr habt diese Menschen hergeführt, die weder Tempelräuber noch Lästler unserer Göttin sind. Haben aber Demetrius und mit ihm die Handwerker einen Anspruch an jemanden, so gibt es Gerichte und Statthalter; da lasst sie sich untereinander verklagen. Wollt ihr aber darüber hinaus noch etwas, so kann man es in einer ordentlichen Versammlung entscheiden. Denn wir stehen in Gefahr, wegen der heutigen Empörung verklagt zu werden, ohne dass ein Grund vorhanden ist, mit dem wir diesen Aufruhr entschuldigen könnten. Und als er dies gesagt hatte, ließ er die Versammlung gehen. "

Anmerkungen:

Zur Bücherverbrennung, die hier so lustvoll ausgebreitet wird, muss man wissen, dass Bibliotheken in der An-

tike nicht eigenständige Gebäude waren, sondern dass Bücher in Tempeln aufbewahrt wurden, selbst in Alexandria, wo bis heute gerne von der grossen Bibliothek geredet wird, waren es eigentlich zwei verschiedene Aufbewahrungsorte von Schriftrollen, im Museion, im Palast- und Tempelviertel, im Nordosten der Stadt, und im eigens gebauten Serapeiontempel im Südwesten von Alexandria. Priester waren damals Bibliothekare. Sie werden deshalb hier in der Apostelgeschichte als Zauberer bezeichnet, die die Bücher bringen, um sie zu verbrennen. Gemeint sind die Verwalter der Tempelbibliotheken in Efesus. Es gab ja in Efesus nicht nur das Weltwunder des Artemistempels sondern eine grosse Zahl weiterer Tempel, in denen Schriftrollen aufbewahrt wurden. Von Heraklit weiss man, dass sein Buch über die Natur im Tempel der Artemis aufbewahrt wurde. Die berühmte Celsus Bibliothek, ein eigenes Haus für Schriftrollen, wurde in Efesus erst viel später erbaut, nämlich zwischen 117-125 nach Christus.

Bücher standen unter dem Schutz der Götter. Deshalb waren sie nach Ansicht von Johannes und Paulus, Zauberbücher der Götzen. Sie waren aber auch sehr wertvoll. 50'000 Groschen oder Drachmen sollen die verbrannten Bücher wert gewesen sein, wird stolz behauptet. Das sind umgerechnet knapp zehn Talente, 250 Kilogramm Silber, der Jahreslohn von 100 Buchabschreibern, Scribenden ge-

nannt. Mit 50'000 Drachmen konnte man ein ganzes Jahr ein Kriegsschiff mit 100 Galeerenruderern bezahlen. Eine gewaltige Summe. Und ein grosser Schaden. Der Statthalter von Efesus, der mit Namen in der Apostelgeschichte nicht erwähnt ist, muss ein sehr besonnener Römer gewesen sein. Er verweist auf die Gerichte, um die Ansprüche und Verluste zu regeln und um einen religiösen Aufruhr in seiner Stadt zu verhindern.

Was aber ist mit Johannes? Weshalb kommt er in der Apostelgeschichte nicht vor, oder nur in dem kleinen Hinweis auf die johanneische Taufe? Eventuell ist damit gar nicht der Apostel Johannes gemeint, sondern Johannes der Täufer? Der war aber nie in Efesus. War Apostel Johannes vor Paulus in Efesus? Das müsste vor 52 nach Christus gewesen sein. Weshalb haben sich die beiden Jünger da nicht getroffen? Oder kam Johannes erst nach Paulus nach Efesus? Warum berichtet er denn nicht vom vorangehenden Besuch seines Glaubensbruders und Mitapostels Paulus? Alles ein bisschen seltsam.

Ich schreibe dies hier nicht, um sie, liebe Leser, zu verwirren, sondern um aufzuzeigen, wie zweckgerichtete Narrative von historischen Tatsachen abweichen, aber viele die Schrift für glaubhafter halten als nüchterne Betrachtungen historischer Fakten. Johannes selber hat diese Suprematie des Mediums über die Realität exemplarisch for-

muliert in seinem Evangelium.

"Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott" John 1,1

Gemeint ist nicht das gesprochene Wort sondern das aufgeschriebene, bildhaft fixierte, da doch am Anfang der Offenbarung aus dem Mund von Jesus der Befehl ergeht:

"Schreib das, was du siehst, in ein Buch" Offb. 1,11

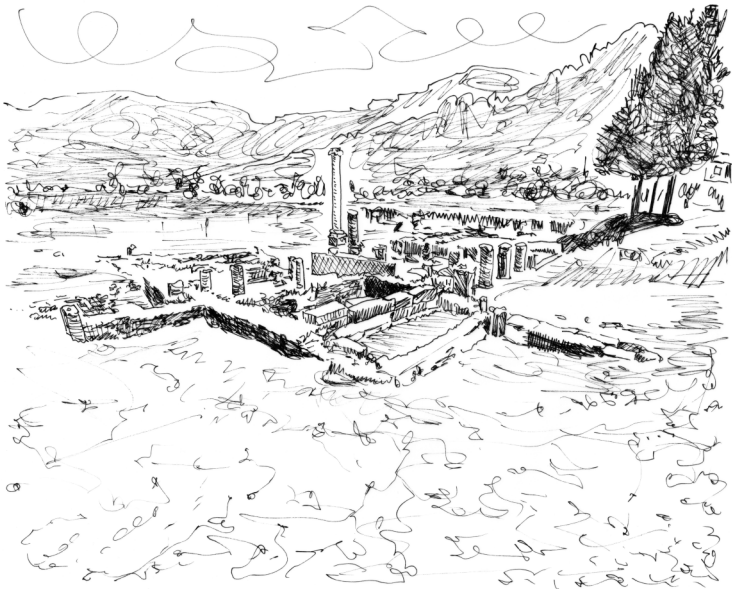
Und am Schluss der Offenbarung wird jeder von Jesus, gewarnt und mit den schrecklichsten Verfluchungen bedroht, der ein Jota an dem geschriebenen Wort verändert: Da ist dann Schluss mit der Freiheit des Lesers vor dem Wort Gottes.

"Ich bezeuge jedem, der die prophetischen Worte dieses Buches hört: Wer etwas hinzufügt, dem wird Gott die Plagen zufügen, von denen in diesem Buch geschrieben steht. "Offb. 22.18

So laufen Zensur und Machtwille in die Einbahnstrasse von Tyrannei, Blasphemie und Entheiligung des Menschen. Oder soll man es als Aufopferung des Menschen für seinen Glauben gutreden? Die Visualisierung der Sprache durch die Schrift war ein gewaltiges Problem. Sogar Sokrates und Platon haben geklagt, dass damit die Wissenden vom Wissen getrennt werden, was heute kaum mehr empfunden wird.

Klaros

Danach fährt mich Talip nach Klaros, einige Kilometer nördlich, dem felsigen Meeresufer folgend, dann hinein in ein Tal mit Feldern und Obstanlagen, Oliven, Mandeln und Pfirsichen und Erdbeerefeldern zum Grabungsgebiet des antiken Orakels, das im ganzen Mittelmeerraum so berühmt war wie Delphi, Didim oder Siwa. Die Ruinen der Tempel von Apoll und Artemis stehen versunken im Grundwasser.



Die Anlage war mit der Stadt Kolophon verbunden, wahrscheinlich durch eine Prozessionsstrasse. Der Orakelbezirk ist mitten im Tal erbaut worden, gespiesen von Quellen aus den umgebenden zu beiden Seiten des Tales verlaufenden Bergreihen. Es wimmelt im braunen Wasser zwischen den Ruinen von Wasserschildkröten, die sich an der Sonne auf den Steinblöcken aufwärmen. Schwalben tanzen in der Luft. Pilze wachsen an einem verrotteten Stamm. Ich bin der einzige Besucher. Es hat einen coolen Wächter in einer Container-Baracke und das Areal ist komplett eingezäunt. Grabungsbeginn war hier 1958. Damals lag die Ruine vier Meter unter dem heutigen Terrain. An der Oberfläche unsichtbar. Es waren Äcker. Die Skulpturensammlung ist sehenswert. Es hat eine lebensecht wirkende Statue des alten Homer, etwas korpulent, nasenlos, selbstsicher. Der blinde Wanderpoet, wie er gemeinhin dargestellt wird, soll um 800 vor Christus in Smyrna, dem heutigen Izmir geboren worden sein. Kolophon liegt gleich um die Ecke von Klaros, Geburtsort von Xenophon, in der Antike eine der wichtigsten und grössten Städte Kleinasiens. Der Streit um die biografische Wirklichkeit des Homer ist schillernd wie bei Shakespeare, weil es hunderte von Hypothesen gibt von denen einige behaupten es sei fraglich ob es Homer als realen Menschen überhaupt gegeben habe. Jedenfalls gilt er als erster Literat und Dichter des

Abendlandes, wegen der Ilias, dem in Gedichtform erzählten Krieg der Griechen gegen die Trojaner und dem Untergang der uneinnehmbaren Stadt Troja, die 300 km nördlich von hier, am Eingang der Dardanellen, liegt. Es gibt auch andere Städte, die um die Ehre buhlen Geburtsort des Homer zu sein, Athen, Pylos, und viele mehr.

Aufgrund der Komplexität der Dichtwerke Homers nimmt man an, dass sie nur erhalten geblieben sind wegen der Entstehung der griechischen Schrift um etwa 800 vor Christus. Damit wären die Ilias und Odyssee auch Zeugen der ersten Schriftwerke der griechischen Antike. Die beschriebenen Geschehnisse - der Untergang Trojas und die Irrfahrt des Odysseus nach Ithaka - sollen bereits um ca. 1200 vor Christus stattgefunden haben, also 400 Jahre vor der ersten Erwähnung der Werke Homers. Bildnisse von Szenen erscheinen erstmals ab 625 vor Christus auf Vasen, weshalb einige Archäologen annehmen, dass die Verbreitung der Epen erst um 700 vor Christus begann.

Lebensnahe Marmor Figur von Homer. Gefunden und ausgestellt in Klaros, Im Gegensatz zu heroisierten politischen Figuren wurden bei Skulpturen von Dichtern und Philosophen oft die sogenannt "unvoreilhaftem" menschlichen Züge gewürdigt, jedoch ohne sie zu karikieren. Der blinde Homer ist Sehender auf anderen Wellenlängen des Lichtes, wie auch die wirklichen Idole und Helden seiner Epen nicht die besungenen Krieger sind, sondern die Seher, Kalchas bei den Griechen, oder dessen späterer Bezwinger, Mopsos, der Gründer des Orakels von Klaros.



Über das Leben Homers ist wenig bekannt. Man nimmt an, dass er Hofunterhalter bei adeligen Leuten war, bei diesen Brot und Unterkunft genoss, und deshalb die Lebensweise seiner Gastgeber sehr gut kannte und genau wusste, welche Narrative bei solchem Publikum ankommen. Der Philosoph Xenophanes, der 580 vor Christus in Kolophon geboren wurde, fand Homer grässlich. Es ist von ihm ein mehr als deutliches Zitat überliefert: „Homer gehört aus Dichterwettbewerben rausgeschmissen und verprügelt“. Erfolg beim verwöhnten Halbadel galt schon damals als Zeichen von Unkultur und Bildungslosigkeit. Massenschrott.

Das Orakel von Klaros befand sich im Apolltempel. Es wurde von Fragestellern aus dem weiten Umland besucht. Auch aus Kreta und Ägypten kam man hierher. Das Befragen von Orakeln an heiligen Städten war ein immer wichtiger werdendes Privileg der Lebensreiseneines bürgerlichen städtischen Publikums, das mit Handel zu Reichtum gekommen war. Gespart wurde für solche Wallfahrten wohl so intensiv wie heute jeder Rappen zusammen gekratzt wird für die Baumeler Wanderferien, den Tauchtrip auf den Malediven, den Religionsausflug nach Mekka, Lourdes, Kraxelei auf den Mount Everest oder Laufkasteiung am New York Stadtmarathon. Ritualisierte Lebensreisen für Städter.

Der Orakeltourismus hatte damals gewaltige Ausmasse und Auswüchse angenommen. Wenn man sich zum Beispiel die winzige, kahle Insel Delos anschaut, die heute unbewohnt und verwüstet ist, ohne jede Landwirtschaft, aber mit Hirsohima ähnlichen Ruinenfeldern gigantischer Tempelanlagen und dem riesigen Theater mit 20'000 Plätzen, da denkt man unweigerlich an Massen Tourismus. Es müssen hunderte Schiffe eingesetzt worden sein, um die antiken, urbanen, wohlhabenden Touris und die Waren zu ihrer Versorgung auf die Insel zu schaffen, eine gewaltige Logistik. Zu den Gästen mit ihrer Entourage kamen noch Hundertschaften von Handwerker hinzu und das touristische Personal, die Devotionalienhändler und Kaufleute dazu. Delos muss man sich als ein urbanes Kunstbiotop vorstellen, ein bisschen wie Venedig. Ein städtisches Paradies, das nirgends von Kuhfläden umzingelt ist. Solche Gebilde brachen blitzartig zusammen, in dem Moment, wo ein grosses Erdbeben mit den begleitenden Tsunamis den Schiffsverkehr und Handel zum Erliegen brachte. Alles hing am fragilen Netz der Zufuhr des Lebenswichtigen per Schiff, Güter die durch Handel, Plünderung, Kriegsbeuten und Sklavenarbeit zuhause und in fernen Provinzen zusammen gerafft wurden. Vom Prinzip her waren alle diese mythologischen und durch Narrative zu heiligen Orten erklärten Pilgerziele, Reliquien, Orakel und Statuen, nachher

einzuems ins Christentum übernommen worden, siehe Höhle der Apokalypse und Herrgott von Agums. Heute fragt man sich bei der Betrachtung der Reisenden immer wieder: Was suchen die eigentlich hier in den Ruinen? Haben sie ihre Frage an das Orakel verloren? Oder wurden sie dazu gezwungen. Sind es Gefangenenausflüge im Neckermann-, Hotelplan und Tui-Innenhof? Sehen deshalb Hotelanlagen meist aus wie Guantanamo?



Das antike Welthandels- und Tourismuszentrum mit den miletischen Inseln. 1: Efeſus. 2: Milet. 3: Didim. 4: Samos. 5: Fourni. 6: Tragia/Agathonisi. 7: Patmos. 8: Arki und Marathi. 9: Lipsi. 10: Farmakonisi. 11: Leros. 12: Kalymnos und Telendos. 13: Pserimos. 14: Kos. 15: Ikaria. 16: Klaros/Kolophon

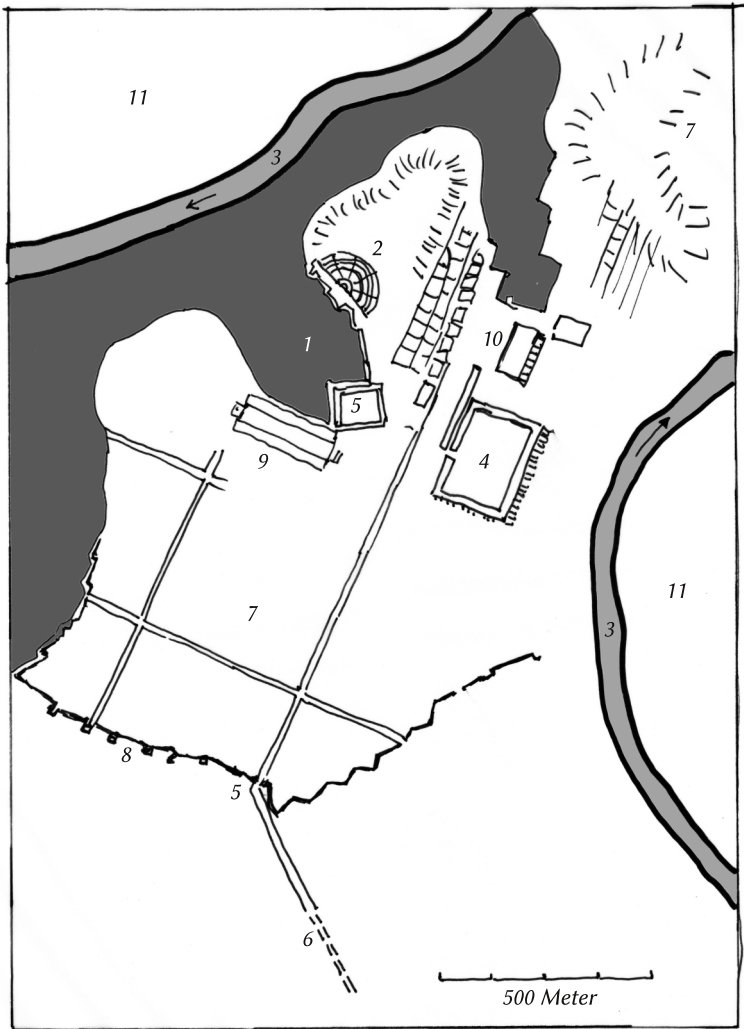
Milet

Als ich wieder bei Talip im Taxi sitze, sagt er, er würde Klaros auf einer Skala von fünf Sternen für eine beachtenswerte Archäologische Stätte zwei Sterne geben. Aber in Didim, da sei eine solche Stätte mit fünf Sternen. Ob ich nicht noch Didim besuchen wolle, das wirklich spektakulär sei? Nicht zu vergleichen mit dem einsamen Paradies der Wasserschildkröten hier. Darauf war ich nicht vorbereitet. Aber ich hatte Zeit und ausserdem besass ich noch etwas Geld, das vermutlich für eine längere Taxifahrt reichen würde. Wie weit es denn ginge bis nach Didim? Talip sagt, es seien etwa 60 Kilometer Richtung Süden, etwas mehr als eine Stunde. Na gut, sage ich, dann fahren wir dahin. Es war eine lange Fahrt mehr als eineinhalb Stunden durch mit Wohnkasernen verstelltem Mischmasch von Industrie, Baustellen, Zementfabriken, Landwirtschaft, Wohnghettos, planlos hingepflastert zwischen Windrädern und Solarparks und tausenden Häuschen und Appartement-Hotels, Plastikrutschbahnwasserparks und Tankstellen. Nach einer Stunde Fahrt erst merke ich. Aha! Talip will mir Miletos zeigen, das alte Milet. Na wunderbar. Daran habe ich gar nicht gedacht, dass das ja auch in dieser Gegend liegt. Der Geburtsort von Thales von Milet, und ebenfalls Wirkstätte von Johannes. Bin gespannt. Das Stadttor von Milet kenne ich vom Pergamonmuseum in Berlin.

Die Autobahn verläuft in einer kilometerbreiten Schwemmlandschaft des legendäre Flusses Mäander, der dem bekanntesten Dekorelement der Griechen seinen Namen gab. Da liegen noch heute fruchtbarer Böden für die Versorgung von Städten an der Küste, wo man Waren verschiffen kann. Talip will mir zuerst Didim zeigen dann Milet und dann, wenn wir Zeit haben noch Priene. Das Orakel von Klaros hat gesprochen. Eine Weiterempfehlung.



Talip mit seinem Taxi vor den Ruinen des Theaters von Milet. Sein Standort ist auf der nebenstehenden Karte des Stadtplans des antiken Milets mit 1 bezeichnet. Er steht also da, wo früher das Hafenbecken war. Das Meer umgab damals Milet an drei Seiten.



Stadtplan des antiken Miletus: 1: Talip im Hafenbecken. 2: Theater. 3: Der heutige Verlauf des Flusses Mäander. 4: Südlicher Markt. 5: Löwentor. 6: Prozessionsstrasse zum Apoll-Orakel nach Didim. 7: Wohnviertel. 8: Stadtmauer. 9: Stadium. 10: Nördlicher Markt. 11: In der Antike vom Meer bedeckt.

Der Tempel von Apollon in Didim ist eines der besterhaltenen Monumente des kleinasiatischen Altertums. Die Ruinen wurden nicht geschleift wie anderswo und haben wohl überlebt weil sie erhöht und in sicherer Distanz zum Meer lagen und deshalb verschont wurden von Tsunamis. Die wie von Riesen gebaute Tempelanlage überragt das Dörfchen um viele Stockwerke.

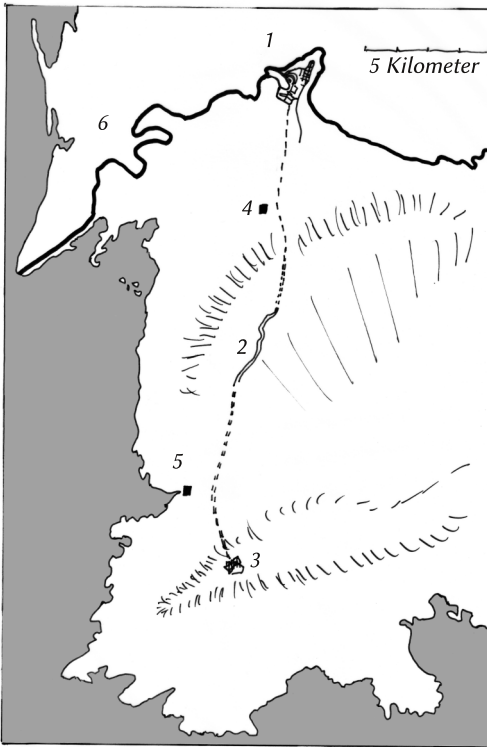


Die Ruine des gigantischen Apoll-Tempels in Didim, Sitz des berühmten Orakels. Die christliche Basilika, die später notdürftig darin installiert war, wurde entfernt.

Hier bin ich, wie zuvor in Klaros, der einzige Tourist. Talip hatte recht. Das ist eine Fünfsterneuine. Nach dem schweineteuren Essen von Katzenfutter-Köftes in einem Terrassenrestaurant, sehe ich, dass Talip Früchte von einem Baum pflückt. Es sind Shahtut, scharze Maulbeeren. Man erkennt sie an der wein- bis purpurroten, oder blutroten Bodenfläche, wo die Maulbeeren hingefallen sind. Ich esse einige der königlichen Früchte. Eudaimonia! Nach dem schaurigen Tourifood bin ich pleite, fast mehr wegen meinem Wohlbefinden als wegen dem Geld. Aber ich muss nun schauen, wie ich in die Schweiz zurück komme.

Milet war mit Didim verbunden über ein Prachtstrasse, die nur auf kleinen Flächen ausgegraben ist, war 18 Kilometer lang, gesäumt von Tempeln, eine heilige Strasse. Die Strasse als begehbare Architektur. Es ist heute etwas schwierig sich die Extravaganz dieser Strassen zwischen Efesus und dem Artemisoin oder zwischen Milet und dem Apolltempel vorzustellen. Heute sind ja Strassen normal und banal geworden. Aber damals gab es nigends solche befestigten Wege in der Landschaft der Antike. Eine sichere, saubere, bequeme Strasse war ein ausserordentliches, geradezu göttliches Ereignis, was man nur aus Städten kannte. 18 Kilometer sorgfältig gepflastert, wo man 4 Stunden zu Fuss, ohne jedes Hindernis, in ebenmässigen

Steigungen gehen konnte. Sowa gab es nirgends sonst zwischen zwei Städten. Ausserdem konnte man auf diesen Strassen bequem in Wagen gefahren oder in Sänften getragen werden. Deshalb führten solche heiligen Strassen aus der Stadt heraus übers Land zu einem Heiligtum. Das war Disneyland der Antike.



- 1: Milet
- 2: Prozessionsstrasse, nur teilweise ausgegraben.
- 3: Didim, Apoll-Orakel.
- 4: Akköy, moderne Stadt.
- 5: Mersindere, moderne Stadt.
- 6: Grosser Mäander, heutiger Verlauf.

Verlauf der Prozessionsstrasse zwischen Milet und Didim. Milet war in der Antike dreiseitig vom Meer umgeben.

Es sind nicht Bücher, die uns mit erstaunlicher Wahrfahigkeit über schlimmste Katastrophen und tausende Jahre Geschehnisse berichten, nicht Personen, nicht Orte, sondern es sind die wachen Seelen jeder Generationen, die ein Andenken bewahren an ihre Herkunft.

Erstaunlicherweise sind sich Religionen einig, was die Heiligkeit von Orten betrifft. Sonst würden sie nicht an den immer selben Orten immer das Gleiche wieder überleben. Tempel über Tempel über Tempel von Religionen, die sich gegenseitig verfluchen, bekämpfen und hassen. Sie fühlen sich dennoch an denselben Orten wohl und behaupten ihn als den ihrigen. Ihnen gibt der Glaube ein Recht am Besitz von Orten, Kraftorten, Phytton-Kräften, Erdschlangenglaube und seiner Erfahrung des Verhältnisses zwischen Schutz und Offenheit. Das Recht des Glaubens auf Besitz von Orten bestritt Heraklit. Seine Religionskritik wendet sich gegen die blosse Aeusserlichkeit. Niemand hat wegen seinem Glauben das recht anderes zu überleben, besserwisserisch zu verachten, zu vertreiben, töten, taufen, impfen. Es ist darin ein Hygienewahn in spiritueller Hinsicht zu erkennen, das Böse, den feind, den Krankheitserreger, das Virus auszulöschen zu wollen. Man vertraut dem Lebendigen nicht, die Gefahr durch Begegnung mit dem Anderen aufzuheben. Immunsystem in spiritueller Sinne. Ein Mensch,

der in sich gesetzt ist, muss nicht andere überzeugen, bekehren, verlachen. Sein Lebendiges reift an den Begegnungen, dem Dialog, dem Austausch. Der Wille zum Glauben, zu denen zu gehören, die Recht haben, ist das Böse, die grosse Weltverneinung.

Unglaubliche Energien kann der Mensch aufbringen, um sich spirituelle Monumente zu erbauen und dann zu meinen, man habe damit, mit der Schuferei für die Götter, sich einen Seelenfrieden erkaufte, erlitten, oder eher verdient. Dieser Wahn hat zu aller erst damit zu tun, dass diejenigen, die den Tempelbau befehlen, nicht die sind, die daran arbeiten. Sonst sähe alles viel bescheidener aus. Die Befehlshaber der religiösen Monumente lassen arbeiten, und lassen nachher ihren Namen darauf schreiben. Das ist beim Johanneskloster so auf Patmos, gleich wie beim Domitiantempel in Ephesus. Sie sind nackte Verschwendung von Frieden und Lebensglück einfacher Menschen, die zu Unsinn gezwungen werden. Der Gewinn der Landwirtschaft wird an urbanes Götzetum verschwendet. Die Feste des Beschenktseins aller werden verkauft an Seelenfresser. Die Oberen gönnen den Unteren ihr Glück nicht. Aber leider: Die Unteren wollen selber sein wie die Oberen und wetteifern mit ihnen um die Missgunst der Glücklichen.

Ich bin ein verbeulter Pilger, voller Verwunderung und auch Bewunderung für diese titanischen Werke, die zustande gebracht wurden, einst glänzten und zu Staub zerfielen. Was ist mit der Idee des Fortschritts, wenn wir die Gegenwart im Anblick von Ruinen als Rückschritt empfinden? Was ist mit dem linearen historischen Vorgang der auserwählten Völker in die Höhe einer Hochkultur, in der indigene und Pygmäen und andere pagane Irrgläubige aussterben? Seit die grossen Ausgrabungen der europäischen Urgeschichte begannen, so ab ca. 1850, fragten einige wenige Zeitgenossen erschrocken und hinter vorgehaltener Hand: Wie kann es sein, dass höchst entwickelte Kulturen, wie die ägyptische, mykenische, lydische usw. einfach verschwinden, sang- und klanglos zerbröseln und vergessen werden?

Ist Fortschritt, wenn er in Rückschritt umkippt, die Schuld des Menschen? Menschliches Versagen? Pech, Völkerwanderung, Piraten oder wie Oswald Spengler in seinem Buch «Untergang des Abendlandes» schrieb, unausweichliches Schicksal des natürlichen Todes eines Kulturlebewesens? Spengler beschrieb Kulturen mit Geburt, Jugend, Hochzeit, Vermehrung, Alter, Senilität, Demenz, Agonie und Tod. Kultur als zyklischer Vorgang. Aber es beginnt nicht jede Kultur wieder bei Null. Ich ha-

be das auch noch nicht richtig verstanden. Wenn eine Hochkultur untergeht, bleibt etwas im Menschen erhalten von diesem Erlebnis des Falls ins Unmaterielle. Jede Kultur wird sich selber bewusst im Alter. Das wird oft als Rückschritt empfunden, wenn innere Motive hervortreten, bewusst gelebt werden, entgegen Sachzwängen der Wirtschaft und des gierigen Establishments, das versucht Einsicht und Einkehr zu ignorieren, totzuschweigen und, - wenn möglich, ohne, dass es zu fest auffällt - aktiv zu bekämpfen. Deshalb denke ich heute, können rettende Ansätze für den Erhalt der Menschlichkeit nur persönlich umgesetzt werden, nicht verordnet, nicht vorgebetet, nicht abgeschrieben nicht technisch in Kürslein antrainiert und nicht in vermassten mehrheitsberechtigten Zugehörigkeiten. Eine plumpe Behauptung vorerst.

Vielleicht ist Tourismus bloss eine erweiterte Form von Orakelbefragung. Mir scheint aber, dass die meisten Leute vergessen haben, was sie eigentlich fragen wollten. Oder sie halten ihre unbewussten Wallfahrten zu den Ruinen ihrer Seele für blosser Unterhaltung, wie Hofgang im zur Kuschelburg ausgebauten Hochsicherheits-Gefängnis des urbanen Wohlstands. Mal was anderes, als im Zimmer rumzuhocken und andere beim Gamen anzuöden.



Troja

Morgen also nach Troja. Genauer nach Canakkale, wo ich ein nettes Hotel im Zentrum der Stadt finde, die direkt an den Dardanellen liegt. Dardanellen tönt nach Mehrzahl ist aber ein einzelner, schmaler natürlicher Meereskanal, der das Schwarze Meer im Norden mit dem Mittelmeer im Süden verbindet, durch das Marmarameer. Man sieht problemlos auf die andere Seite, eigentlich von Asien aus nach Europa. Eine Brücke gibt es im südlichen Teil nicht. In endloser Reihe ziehen riesige Tanker, Containerkähne und Frachtschiffe den Kanal auf und ab. Troja sass genau da, wie ein Pförtner, an der heiklen Eingangsstelle der Dardanellen, zweifellos eine strategisch äusserst wichtige Stadt, die den Warenverkehr aus dem riesigen Schwarzen Meer, mit seinem fast endlosen, wilden Hinterland kontrollierte. Die Befahrung der Dardanellen ist wegen den unberechenbaren Wasserströmungen und den Wind- und Manövrierproblemen, die sich für Segelschiffe in diesem Kanal und im Marmara Meer ergeben, meist gegen eine Strömung fahrend und Winden aus wechselnden Richtungen ausgesetzt, äusserst anspruchsvoll. Da waren Kenner der örtlichen Verhältnisse gefragt, Lotsen. Woher kamen diese? Genau, aus Troja. Und diese musste man bezahlen, in Troja landen, sie an Bord nehmen und zurück

bringen. Das war teuer. Für Nichttrojaner sicher teurer als für die eigenen Leute, die mächtigen und stinkreichen Lydier.

Die Fahrt von Ephesos hierher, mit einem luxuriösen Bus, dauert sieben Stunden, meist auf modernsten Autobahnen. Die Entwicklung der Türkei ist bewundernswert rasch aber auch rücksichtslos geschehen. Der Küste entlang sind von einer Tsunamiwelle der Bauindustrie wahllos Millionen von Appartementshäuschen und Hotels hastig hingeschleudert worden, wie Quallen aus Beton, vom Wind auf lange Halden geworfen, alle leer stehend, die Landschaft entsteht von einer Schuppenflechte aus Zement. Würde man unbescholten gefragt, was dies sein könnte, kämen sicher manche auf die Idee es müsse sich um den chaotischen Wildwuchs eines Flüchtlingslager für Gestrandete handeln.

Tagebuch 6. Juni

Auf der Fahrt von Kusadasi nach Canakkale

Man versteht im Angesicht des notdürftig parfümierten Siedlungselends, dass Städter ein unheimliches Bedürfnis empfinden zu reisen oder fern zu schauen. Leute vom Land sehen nicht ein, weshalb sie verreisen sollen. Sie sind ja täglich draussen, auf ihrem Land. Während der landlose, urbane Mensch den Drang spürt abzuhausen, hat der Landmensch eher die Sehnsucht heim zu kommen, sich hinzusetzen - das sind die magnetischen Mechanismen von Anziehung und Abstossung in der Sesshaftigkeit unserer nomadischen Herkunft.

Kreuzfahrtskähne kleben am Horizont und verstopfen den Hafen von Izmir: Die Schiffsmuster sehen aus wie umgekippte Wolkenkratzer. Sie sind der technisch fabriizierte Kompromiss zwischen urbaner Sesshaftigkeit und ungebundenem Unterwegssein. Der Fünfer und das Weggli als Schiff.

*„Der Intellekt ist unsichtbar
für die, die keinen haben.“*

Arthur Schopenhauer (1788-1860)

Trojas Ruinen

Acht Uhr, Frühstück im Hotel von Canakkale. Richtige, süsse Butter, und frische Kräuter. Sonnenschein. Um 8.30 Uhr bin ich voller Energie unter der Brücke, von wo die Minibusse in alle Richtungen fahren, aber, wie ich sehe, erst um 9.30 Uhr nach Troja. Ich trinke eine Tasse Tschai, Tee, in einer kleinen Wartebude, 5 Lira = 25 Rappen das Gläschen. Die grösste Banknote, die ich hier bisher gesehen habe, ist die 200 Liras = 10 Franken, Dollars, Euro. Das entspricht in etwa der grössten Banknote im Kongo, 20'000 FCC, die man aber sehr selten zu Gesicht kriegt. Die kleinste Note ist in der Türkei die 5 Lira = 25 Rappen. Im Kongo die 100 FCC = 5 Rappen. Das Geld wurde ja hier, in dieser Ecke der Welt erfunden, sagt man, in Troja erstmals aktenkundig, nämlich in der griechischen Mythologie, wegen dem Bau der Stadtmauer von Troja durch die olympischen Götter Apoll und Poseidon. Die beiden Götter waren nach einem pubertären, fehlgeschlagenen Aufstand gegen ihren Göttervater Zeus von diesem verdonnert worden, zwei Jahre für einen Sterblichen zu arbeiten, für König Midas, den Chef von Troja. Apoll und Poseidon verlangten für ihren Maurerjob aber einen Lohn, aber erstmals keine Pferde oder Frauen, (Wa-

ren die Olympier Hip-Hopper?) wie es bis dahin üblich war, sondern die beiden Götter wollten Geld. Denn sie hatten gehört, dass man sich damit alles kaufen kann, auch Pferde, Frauen und Sklaven und Cuba-Goldketten. König Midas aber hat nie bezahlt für die unbezwingbare Mauer, was sich später nachteilig auf den Ausgang der Schlacht um Troja ausgewirkt hat. Vor allem weil Poseidon sauer war und doch alle per Schiff über sein Meer an- und abreisen mussten.

Dem lydischen König Midas, der hier in der Gegend um Canakkale gelebt haben soll, verdanken wir unser ganzes Finanz-Casino-Abzock-Betrugs-Bankman-Fried-Geschwurbel-Schlamassel. Geld war damals aber noch naiv, wenn man so will. Sein Wert bestand im Gewicht des Metalles, aus dem die Münzen geprägt waren und war noch hundert Prozent frei von Chaingangtechnologie, äähm , falsch, ich meinte Blockchaintechnologie. Deshalb konnte man Münzen aus verschiedensten Münzprägungen fast überall tauschen, man musste nur das Gewicht umrechnen. Das konnte man damals noch im Kopf.

König Midas bezahlte also schon beim ersten Deal mit den Göttern nicht. Mit dem Geld wurde zugleich der Betrug eingeführt, nämlich Versprechen zu machen, die nicht

eingehalten werden. Das ist bis heute so geblieben und jetzt noch viel extremer, weil Geldversprechen, selbst wenn man wollte, gar nicht mehr eingehalten werden können. Die globalen Zahlungsversprechen liegen heuer zwanzigfach über dem vorhandenen Geldwert. Durch Corona hat sich dieser Wert nochmals verdoppelt. Was lernen wir daraus: Banking hat mit Rechnen und Bezahlen nichts zu tun. Es besteht im Wesentlichen aus der Kunst, falsche Versprechen zu vertuschen und sich an Sklaven in Kolonien, am Gemeinwesen, dem Staat und dem Bürger schadlos zu halten.

Forscher die im zukunftssträchtigen Fachgebiet „Kollaps von Zivilisationen“ forschen, sehen als treibende, menschengemachte Kraft hinter Kultur-Zusammenbrüchen, denen der Antike, von Rom usw. die Geldentwertung, indem in Münzstätten der Silber- oder Goldgehalt der Währungen bei gleichbleibendem Nennwert immer mehr gesenkt wurde, bis zuletzt eine Goldmünze zu 90% aus Kupfer bestand. Dieses Trauerspiel mit Abwärtsspirale– wenn man's genau nimmt ist es eine Sachzwangnotlüge oder Insolvenzverschleppung des Staates - kannte man vor 2000 Jahren schon.

Es sind unerfüllbare Versprechen, an denen der dumme Staat sich aufhängt und die ihn unweigerlich in den Bankrott führen. Geldentwertung ist der letzte, verzwei-

felte Versuch solcher Gebilde an der Macht zu bleiben, um seine Bürger, Beamten und Söldner zu bezahlen, wenn die Beuten aus Plünderungen versiegen. Staaten werden, sobald grosse Städte mit Bürgern und immenser Verwaltung entstanden sind, automatisch zu plündernden Gebilden, die den Harmoniepakt mit den ländlichen Versorgern in eine Zwangswirtschaft überführen und dann mit ihrem Wachstumswahn unweigerlich in Kriege untereinander getrieben werden, wenn man nicht ausreichend neue Feinde findet, oder aufbaut, die man profitabel ausnehmen oder schlucken kann. Im 21. Jahrhundert sind die Alten und Pensionäre zu einer Belastung geworden. Da muss man jetzt medizinisch abbauen. Die Kriegs- und die Gesundheitsindustrie sind die profitabelsten Branchen, weil sie gleichzeitig Arbeitsplätze und Arbeit schaffen, weil es nach den Verwüstungen die man anrichtet, immer etwas zu Flickern und Aufräumen gibt. Das ist der Troja oder Jerusalem-Effekt: Hunderte von Schichten übereinander, Jahrringe der Verwüstungen, Verbrennungen und Zerstörungen, urbane Müllhalden der Macht. An einem sonnigen Tag betrachtet findet man solche Betrachtungen der Menschheit beinahe normal und fast lustig.

Talente

Wie heute, so auch in der Antike, ist Wahnsinn von Geld befeuert. Nicht den Waren gilt, von einem gewissen Punkt der Entwicklung der Zivilisation an, das Augenmerk des Merkantilismus, sondern nur noch den Währungen und dem Geld. Der Grund ist einfach. Einen 60 Zoll Curved-Monitor kannst du nicht gegen Orangen tauschen, weil das Elektrofachgeschäft soviele Orangen nicht brauchen kann. Also erfanden die Lydier das Geld und ich glaube dass es das ist, warum Troja unterging, nicht wegen der geraubten sexy Helena, nicht wegen dem sexy Paris und diesem Eifersuchtsgesülze, das Homer um das Unfriendly Takeover von Troja gedichtet hat.

Das antike Athen war vollständig abhängig von seinen Silberminen in Laurion, aus deren Erträgen die Münzen geprägt wurden, um den Staatsapparat am Leben zu erhalten. Das Monument dieser antiken Geldpolitik ist die Eule, respektive die Didrachmenmünze. Das war in der Antike die erste Europäische Währung statt EU-ro war es eine Eu-le. Bis heute hat die Sentenz überlebt "Eulen nach Athen tragen", womit man eine sinnlose, überflüssige nichtnutzige Handlung bezeichnet. Denn erstes kommen die Eulen aus Athen und zweitens kehren sie automatisch dahin zurück. Von wem stammt dieser Ausspruch ? Genau von unserem Freund Aristophanes. Genau genommen

nutzt er dieses Sprachbild in seiner Komödie "Die Frösche", die uns glücklicherweise vollständig erhalten geblieben ist. Wenn wir uns Komödie als eine Art Kaberattabend vorstellen sind wir aber bei Aristophanes an der falschen Adresse. Seine Komödien sind brillante Dichtkunstwerke und das kommt bei den Fröschen ausgezeichnet zur Geltung. Erstens hat das Stück eigentlich mit Fröschen gar nichts zu tun. Diese bevölkern nur ein Sumpfgebiet, durch welches der Gott Dionysos rudern muss, um in der Unterwelt einen der alten Dichter freizubekommen. Denn Dionysos, der göttliche Schirmherr der Komödienfestivals und des Rausches, ist der Meinung, dass nur ein Dichter von altem Schlag und Korn die Athener vor ihrer völligen Verblödung und vor dem Untergang retten kann. Das ist etwa so als würden die Deutschen in der Hölle nach Goethe suchen, ob er nicht helfen könnte, das geistige Niveau im Deutschen Bundestag zu heben, oder als ob die Schweizer nach Gotthelf, Keller oder Schiller graben, um ihre Demenzokratie zu entkalken. Item. Dionysos kommt also in der Unterwelt an, beim dortigen Gott Pluton, ein anderer Name für Hades, und es gibt einen Dichterwettbewerb auf allerhöchstem Niveau zwischen Euripides, dem Jungspund, der eben gestorben ist, und Aeschylus, der alten Theaterkoryphäe. Aristophanes verbindet in der Sprache - alles nach strenger Versmetrik verfasst - Schlagfertigkeit mit Kunst-

fertigkeit und Witz mit Ernst auf geniale Weise und zwar nicht für irgendein elitäres Kulturgrüppchen, das sich aus Pro-Helvetia-Subventionsfuttertrögen ernährt, sondern für die Bevölkerung, die im Theater anwesend ist, bis zu 20'000! Wenn man bedenkt dass jeder für den Eintritt zwei Oboli bezahlen muss, sind das zusammengerechnet 40'000 Oboli, mehr als ein Talent Silber, also etwa 30 Kilogramm! Damit konnte man zwei Schiffsbesatzungen à je 200 Galeerenruderer einen Monat lang irgendwo in der Ägais herumrudern lassen. Und das tat man auch. Oder man konnte mit einem Talent ein Dutzend Polizisten (Hopliten) ein ganzes Jahr anstellen. Den blöden Witz mit dem Talent der Polizisten erspare ich mir, denn Staatsdienst war damals ein knochenharter, traumatisierender Lebensweg. Hopliten wuchsen wie Hunde in Kasernen auf. Platon empfahl das ausdrücklich in seiner Idee vom Staat, wo auch Eugenik, Frauenhass und sozialistische Kindes-zucht zur Staatsräson erklärt und die Unterwerfung des Bürgers unter seinen Staat zelebriert wird, eine durch und durch faschistoide Idee, die bis heute in Davos weiterentwickelt wird. Allerdings sind da kaum Talente zu finden. Die Laurion Minen waren im 3. Jahrhundert vor Christus ausgebeutet. Von da an wurde es schwierig für die Athener. Eulen hin oder her. Übrigens ist auf den Drachmenmünzen gar keine Eule abgebildet sondern der Steinkauz

mit dem lateinischen Namen *Athene noctua*, was so viel wie nächtliche Athene heisst. Athene ist denn auch auf der Vorderseite der Münze zu sehen, die Schutzgöttin der Athener, eine kluge, kriegerische Jungfrau. Wie man auf die Idee kam einen Steinkauz als Ausdruck für ihre Weisheit zu verwenden, erklärt die Legende so, dass Eulen für klug gehalten werden, weil sie auch in der Nacht, also im Dunkeln sehen können. Aber das können Regenwürmer und Maulwürfe auch. Vermutlich hat es fast eher noch damit zu tun, dass Steinkäuze immer in der Umgebung der Akropolis, dem Wohnort der Göttin Athene, genistet haben, in den Nischen und Höhlen in den Felsflanken des heiligen Stadtzentrums, aber auch in den Tempeln selber, in welchen damals auch die Bibliotheken zu finden waren, und wo auch der Staatschatz der Athener aufbewahrt wurde, ein riesiger Silberberg, in den besten Zeiten bis zu zehn Tonnen. Dass die Käuze Ruinen lieben ist jedem Ornithologen klar, dass Geld und Ruinen gut zusammen passen, hat hingegen bisher Finanzexperten wenig beschäftigt. Sollte sie aber.

Die vielen Tonnen Silber der Athener waren die Staatsenergie, die man brauchte für die Massen an Galeerenruderern. Wie auch heute war man inoffiziell froh, wenn nur ein paar Soldaten aus den Feldzügen zurückkehrten. Man konnte sich dann die Lohnauszahlungen sparen. Vielleicht

bin ich der einzige der im Geschichtsunterricht nicht aufgepasst hatte, aber ich habe immer gemeint, dass Galeerenruderer entweder Freiwillige sind oder Sklaven, genau so bei den Soldaten und Helden. Nein, es waren lohnabhängige Kriegsfabrikarbeiter. Dass alles nur wegen ein paar Eulen aus Athen auf den Schlachtfeldern rumhüpfen, hat mich ehrlich gesagt ein bisschen enttäuscht. Ich habe immer gemeint, es ginge um Ehre und Vaterland.

Zu den Fröschen: Wie schon gesagt haben diese in der Komödie gar keine inhaltliche Bedeutung. Sie sind mehr ein Gag. Mehrere Seiten lang führt darin Dionysos einen Dialog mit den feuchten Amphibien. Falls sie bei meinen Epigraphien von Theaterstücken manchmal von der Sehnsucht übermannt werden, es möge bald ein Ende haben: Sie hätten es im Theater in Athen nicht lange ausgehalten. Es brauchte auf dem Steingestühl ein gerütteltes Mass an Leidenstoleranz. Es müssen geniale Schauspieler gewesen sein, die diese ellenlangen Dialoge mit Fröschen zu Lachern formen konnten, um das geplagte Publikum bis in die hintersten Reihen zu erschütterten und aufzulockerten, übrigens fast ausschliesslich Männer. Zu hause, wo ihre Ehefrauen lauerten, hatten sie wenig zu lachen, vor allem Sokrates nicht, auf welchen stets die Blumentöpfe von Xanthippe warteten, wenn er nach hause kam. Die zwei Oboli waren also eine Art temporäres Lösegeld.

Hier ein Ausschnitt aus den "Fröschen", übersetzt von Ludwig Seeger (1845). Soeben hat Dionysos die Barke von Charon bestiegen, dem Fährmann, der über den Fluss Styx und am Ufer des Totenreichs auch noch durch ein Sumpfgebiet mit Fröschen fährt. Charon macht die Dienstfahrt nur, wenn Dionys auch mitrudert. Dieser gibt schliesslich nach, obwohl der Gott des Weines und der Dichtkunst reklamiert, dass er doch gar keine Ahnung davon habe was man mit einem Ruder machen soll:

Charon: Macht sich, schlag nur mal
 Hinein, dann hörst du Melodien –
Dionysos: Woher?
Charon: Von Fröschen-Schwanen, göttlich!
Dionysos: Fang' du an!
Charon: Hoiho, hoiho!

Sie rudern

Frösche von Zeit zu Zeit auftauchend:
 Brekekekex, koax, koax!
 Brekekekex, koax, koax!

Brüder in Sumpf und Bach,

Laßt uns im Flötenton

Feierlich unser Lied

Anstimmen, süß melodisch,

Koax, koax!

Das wir von jeher dem Sohne des Zeus,

Dem Nysischen Bakchos aus Sümpfen laut

Zugejubelt, wenn trunkenen Zugs

Am heiligen Topffest alles Volk

Wallfahrte zu unserm Gefilde!

Brekekekex, koax, koax!

Dionysos: Mich aber brennt schon am Gesäß

Ein Wolf bei euerm ›Koax, koax, koax!‹

Frösche: Brekekekex, koax, koax!

Dionysos: Euch schiert das wenig, wie mich deucht!

Frösche: Brekekekex, koax, koax!

Dionysos: Daß ihr zerplatzt mit eurem ›Koax!‹

Nichts, nichts als ›koax‹ und wieder ›koax!‹

Frösche: Allerdings, Herr Naseweis!

Denn uns lieben die leierkundigen Musen,

Liebt der bocksfüßige Pan,

Virtuos auf dem Haberrohr,

Uns geneigt ist der Harfner Apollon,
Denn er braucht Rohr zum Steg seiner Zither,
Das wir ihm feucht in Sümpfen ziehn.
Brekekekex, koax, koax!

Dionysos: Aber ich habe Blasen schon,
Mein Podex schwitzt entsetzlich, und
Beim nächsten Bücken quakt er mit:
›Brekekekex, koax, koax!‹
Ich bitte dich, o musikalische Bande,
Hör auf!

Frösche: Lauter noch laßt es erschallen als je,
Wenn wir an hellen Sommertagen
Aufgehüpft aus Kress' und Kalmus
Auf melod'schen Wellen schwammen,
Sangesfrohe Musenjünger,
Oder, uns vorm Regen duckend,
Tief im Grund den Unkenreigen
Orgelten, vergnüglich sprudelnd
Wasserblasenperlengequir!
Brekekekex, koax, koax!

Dionysos, den Schenkel lüpfend: So! Das klingt zu euerm
Ton!

Frösche: Oh, da wird's uns schlimm ergehn!

Dionysos: Schlimmer mir noch hier am Ruder,
Immer auf dem Punkt zu bersten!

Frösche: Brekekekex, koax, koax!

Dionysos: Meinthalb könnt ihr all' krepieren!

Frösche immer crescendo:

Jetzt erst laßt uns mächtig schrein,

Was vom Morgen bis zum Abend

Unsre Gurgel halten will:

Brekekekex, koax, koax!

Dionysos schreit:

Brekekekex, koax, koax!

Meister sollt ihr doch nicht werden!

Frösche: Du willst uns bemeistern? Koax!

Dionysos: Aber ihr noch minder mich!

Schreien will ich, muß es sein,

Tagelang, bis auf den Hund

Ich für immer mich gequakt!

Brekekekex, koax, koax!

Frösche verstummen

Dionysos: Vertrieben hätt' ich euch das ›Koax, koax,
koax!‹

Charon: Halt an und schieb ans Ufer mit der Stange!
Steig aus! Das Fahrgeld!

Dionysos: Hier zwei Obolen

Kommentar:

Zwei Obolen beträgt der Lohn für den Fährmann Charon. Ins Theater oder zur Hölle kostet etwa gleichviel. In der Antike musste man für den Gang in die Unterwelt bezahlen. Zwei Oboli ist noch relativ viel, wenn man bedenkt dass man damit sechs Liter Wein hätte kaufen können. Ausserdem ist heute, um einen direkten Vergleich zu haben, die das Höllentheater der Gentherapie-Injektion gegen Covid sogar gratis. Da sieht man, was Fortschritt kann.



Zwei Obolen aus Athen aus dem 4. Jahrhundert vor Christus. Es sind winzige Münzchen von nur 0,72 Gramm.

Wie man auch ohne Bargeld zur Hölle fahren kann, versucht uns gerade das globale Zentralbankwesen vorzurechnen.

Der Kauz schaut leicht irritiert. Er symbolisiert doch die Weisheit der Göttin Athene. Ob er wegen seinem Insiderwissen derart verängstigt ist?

Trojas Ruinen - Teil 2

Um 9 Uhr fährt mein Minibus unter die Brücke auf seinen Standplatz. Ein rundlicher, freundlicher Chauffeur lädt mich ein Platz zu nehmen. Die Fahrt kostet 35 Liras, weniger als zwei Franken. Es sind neue, gepflegte Busse, alles prima. Von hier nach Troja sind es 35 Kilometer. Das waren früher Weltreisedistanzen. Es gab damals keine Strassen, höchstens Wege, Trampelpfade. Sie waren gefährlich wegen Banditen, Wegelagerern und lokalen Minidiktatoren, die willkürlich Wegzölle erpressten. Die sicherste Reiseroute war damals mit dem Schiff. Aber zuerst musste man eins haben. Dann musste man bezahlen beim Anlegen in einem sicheren, befestigten Hafen, beim Umlad der Waren, beim Zoll und für den Zugang zu Märkten. Davon lebten fast alle grossen Städte der Antike. Sie profitierten vom Preisgefälle der Waren, von der Transportindustrie und vom Informationsvorsprung wegen den Händlern, die damals zugleich Medienkanäle darstellten, Neuigkeiten und Bücher brachten und Wanderfetscheure, ich meine Missionare mit göttlichen Aufträgen, wie Johannes. Die Götter ändern. Missionare kommen immer welche.

Gestern wollte ich in Canakkale Schweizer Franken Banknoten in Liras wechseln. Aber sie nehmen hier nur Euros und Dollars. Vor 2000 Jahren wäre es vermutlich einfacher gewesen. Zwar hatte jede Stadt ihre eigene Münzstätte, wo die Währung offiziell herausgegeben wurde, ein Tauschwert garantiert. Samos hatte eigen Münzen, Efesus, Kolophon, Milet, Troja, Athen. Wie soll man da als Händler vorgehen? Man musste wissen welche Münzstätten vertrauenswürdig waren und man musste das Gewicht der Münzen kennen. Ob da jemand schon daran gefeilt hat, was damals die gängigste Form von Inflation war, nämlich physischer Abrieb von Teilen der Münze. Auch Falschmünzerei war gang und gäbe. Diogenes' Vater, oder sogar er selber, soll in Falschmünzerei verwickelt gewesen sein. Vom Vater von Diogenes sagt man, dass er deswegen im Gefängnis sass. Aber wie heute, so war auch damals der Staat in seinen Zusammenbruchsphasen selber der grösste Falschmünzer.

Und hier nun, damit sich der Kauf dieses Buches auch monetär lohnt, was heute Voraussetzung ist für die Aufnahme in einen Verlag, meine zeitlose Finanzprophetie für ewigen, nachhaltigen Geldsegen, ohne einen Finger krümmen zu müssen. Falls sie von einem in Geldfragen unbegabten, ungebildeten und nicht diplomertifizierten Ama-

teur in Wirtschaftsfragen, das bin ich, sich einen Ratschlag einholen möchten, was heute der Normalfall ist, dass man die Unbegabtesten mit den wichtigsten Aufgaben betreut, da man den Könnern misstraut und ihnen Eigennutz unterstellt, dann kann ich ihnen nur empfehlen, das Greshamsche Gesetz genau zu studieren.

In Kürze sagt es folgendes :

In einem Staat in welchem mehrere Währungen parallel zugelassen sind, verdrängen die Weichwährungen die Hartwährungen. Auf dem Markt setzt sich das schlechte, unsichere Geld durch. Der Grund dafür ist, dass die wertvolleren Hartwährungen gehortet und als Sicherheiten gelagert werden.

Dies ist eine uralte Weisheit. Erneut hat bereits Aristophanes, und ebenfalls in den 'Fröschen', geschrieben, dass das gute Geld vom schlechten Geld verdrängt wird. Er verwendet diese damals offenbar allgemein bekannt Tatsache als Metapher für die Feststellung, dass in Athen immer mehr die guten Bürger von den schlechten verdrängt werden, von Halunken, Aufschneidern, Halodris, Hochstaplern, Unfähigen und Stümpfern, die die Klappe aufreissen. Wann hatten sie das letzte Mal eine Gold- oder Silbermünze in der Hand?

In den Bus nach Troja steigen noch drei Leute ein. Der eine ist Mat, ein Rucksacktourist würde man auf den ersten Blick sagen. Um Dreissig. Er ist ein promovierter Linguist aus Oregon USA, mit dem ich natürlich sofort ins Gespräch komme, und fast nicht mehr heraus. Und dann sind mit uns noch zwei ältere, gepflegte Damen aus Polen eine Physikerin und ihre Freundin. Sie wohnen in Canakkale im selben Hotel wie ich.

Der Hügel von Troja thront am Skamander Fluss über einer fruchtbaren Schwemmebene mit schweren ertragreichen Böden. Der Überblick ist majestätisch. Jeder Wagen und jedes Schiff sieht man von Weitem daher kommen. Vier Kilometer nördlich beginnen die Dardanellen, westlich davon liegt die Ägais. Da befanden sich Landestellen für Schiffe, wo man auf guten Wind wartete, Proviant auffrischte, Waren handelte, Lotsen an Bord nahm. Der Hafen von Troja, ausserhalb der festungsartigen Mauer gelegen, war der wichtigste Start- und Landeplatz für alle Schiffe von und zum Schwarzen Meer.

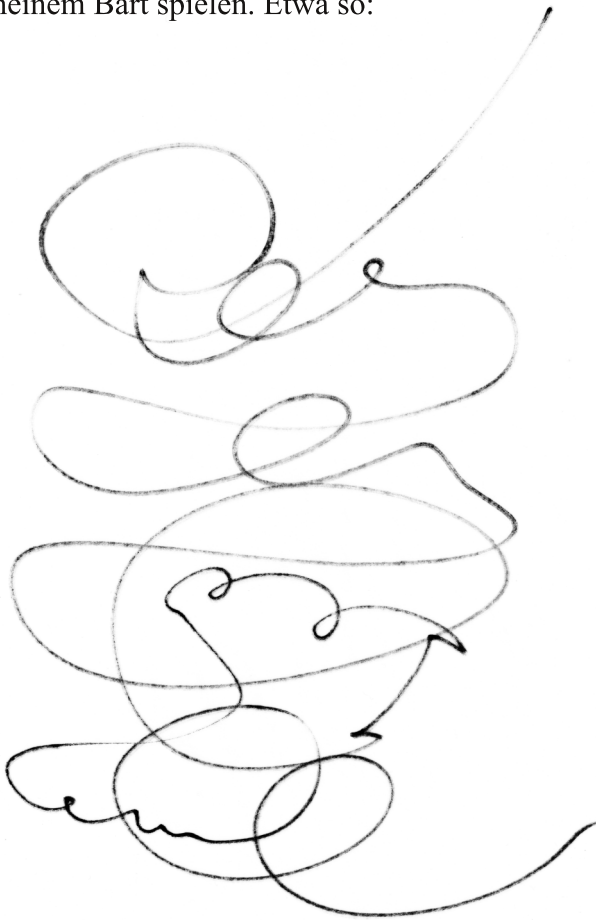
Aber es gibt noch viel zu finden. Troja war vor der homerischen Zerstörung um 1200 vor Christus durch die Griechen schon 3000 Jahre durchgehend bewohnt auch danach noch bis etwa 500 nach Christus. Den Grund muss ich ihnen nicht mehr nennen. 536. Erdbeben, Tsunamis, urbaner Kollaps, Kollaps des Handels, 80% der Weltbevölkerung

stirbt in den verdunkelten 18 schlimmsten Monaten der Menschheit in historischen Zeiten. Dann wieder Prähistorie, nomadisches Dasein und primitive Landwirtschaft, vom Überlebensmodus her. Erinnerung an diese alten Zeiten bleiben epigenetisch in den Menschen erhalten. Für die zerfallenen Marmorsäulen der alten Tempel fand man beim Aufrappeln keine Verwendung. Man kann sie nicht essen. Sonst wären sie längst weg.

So sinnierend spaziere ich über die Bretterstege der Grabungsfläche auf dem Hügel von Troja, vom dem aus man das Land rundum überblickt, die fruchtbaren Ebenen der beiden Flüsse und aufs Meer hinaus, wo man jedes Schiff von Weitem ankommen sieht. Die Sonne ist stark, aber der Wind bläst. Um diese Zeit hat es fast keine Touristen, vielleicht ein Grüppchen von zehn oder zwanzig, die sich, nach dem Bezahlen des Eintritts, am unvermeidlichen trojanischen Holzpferd vorbei, das gerade renoviert wird, auf die ausgeschilderten Rundgänge machen.

Ich bin wohlighingehüllt vom Duft des Feigenbaumes in der Mittagshitze. Das ist genau mein Parfum: Fleurs de figiers. Das hat mich verwundert, weil Feigen ja keine Blüten besitzen. Aber der Baum duftet eindeutig danach und aus den ätherischen, flüchtigen Substanzen hat man

die tiefen Noten extrahiert. Ich pflücke, öffne und esse eine noch unreife Frucht. Vielleicht haben die Parfümiers das Innere der unreifen Feige für das Destillat im Alembic verwendet. Ich setzte mich auf eine Bank, im Schatten des Feigenbaumes und lasse den Wind wie eine Schar Kinder mit meinem Bart spielen. Etwa so:



Dialog in Troja

- Aristoph...: Wenn es einen positiven Zusammenhang gäbe zwischen der Zahl der Besucher von historischen Stätten und ihrem Bewusstsein von historischen Zusammenhängen, wäre viel gewonnen.
- Danielos: Aristophanes! Was für eine Freude dich wieder zu sehen.
- Aristoph.: Es ist ein schöner, windiger Tag, der uns die wenigen, übrig gebliebenen Haare zerzaust. Das will ich mir nicht entgehen lassen, meine Bartflöhe zu lüften.
- Danielos: Du kommst gerade recht, weil ich nämlich den Schluss deiner Komödie "Die Maulbeere" verpasst habe. Die Aufführung wurde nach dem zweiten Akt abgebrochen.
- Aristoph.: Das war so geplant.
- Sokrates: Das sagt er immer.
- Danielos: Sokrates auch du. Nimm Platz.
- Aristoph.: Er verfolgt mich wie ein Schatten. Immer wenn man es gemütlich haben will kommt unser Agoraprediger Sokrates daher, der

wieder alles mit seinem schlüpfrigen Intellektualismus durch den Fleischwolf dreht.

Sokrates: Was sich liebt neckt sich, verehrter Aristophanes. Auch ich verspüre diesen seltsamen, masochistischen Trieb, immer meinem hartnäckigsten Verächter nachzulaufen.

Aristoph.: Du hoffst doch nur, dass ich dich nochmals erwähne in einer meiner Komödien, damit auch du etwas vom Glanz meines Genies abbekommst.

Sokrates: Stimmt, du bist der einzige Promoter, der mich deinem voreingeweichten Massenpublikum zum Frass vorwirft.

Aristoph.: Leider kann dieses Publikum heute zwischen Leuchttürmen und Vogelscheuchen nicht mehr unterscheiden.

Sokrates: Seit du Komödien aufführst ist das jedenfalls so geworden.

Danielos: Hört auf!

Sokrates: Stimmt doch! 'Die Maulbeere' hört im zweiten Akt auf, mittendrin. Das Publikum, das teuer bezahlt hat,

- Danielos: Das kostet was?
- Sokrates: Was glaubst du denn? Das sei gratis? In Athen kostet das Theater zwei Oboli Eintritt.
- Danielos: Kann man das umrechnen, also ich meine kaufkraftvergleichend.
- Sokrates: Zwei Oboli sind der Tageslohn der armen Bevölkerung. Für einen Obolus kaufte man drei Liter Wein.
- Danielos: Dann war das Ticket also recht teuer, entspricht 6 Litern Wein.
- Sokrates: Bei Aristophanes haben Komödien auch etwas die Wirkung von 6 Litern Wein. Aber item. Ein Galeerenruderer verdiente pro Tag einen Drachmen das sind sechs Oboli.
- Aristoph.: Ich finde, man könnte den Eintritt erhöhen. Aber unsere Kultur kann sich leider kein wohlhabenderes Pulikum leisten, nur eiteln Pöbel, der seine paar wenigen Batzen statt für Weltliteratur, lieber in Bordellen, Pferderennbahnen, zwielichtigen Thermen, noch zwielichtigeren Tavernen und beim Gespräch mit Sokrates vergeudet.
- Sokrates: Das ist gar kein Eintritt den man da bezahlt

im Theater in Athen!

Danielos: Was denn sonst?

Sokrates: Wie bei euch. Es ist eine Zwangsgebühr wie beim Staatsfernsehen. Wenn du nicht dabei bist und nicht sediert auf deinem Platz hockst im Theater, bist du gesellschaftlich erledigt und du wirst vom nächsten Scherbengericht nach Patmos verbannt.

Aristoph.: Gut so. Kultur ist kein Genuss. Man erleidet sie. Das ist öffentlich-rechtliche Bewusstseinsverabreichung.

Danielos: Ein schönes Wort.

Aristoph.: Hast du etwas anderes von mir erwartet?

Sokrates: Ich nicht. Aristophanes meint noch immer Theater sei ein Bildungszentrum. Er hat noch nicht verstanden, dass man gar nicht über seine Witze lacht, sondern über ihn.

Danielos: Können wir statt Gifteleien zu versprühen auch noch etwas Konstruktives besprechen. Bitte? Zum Beispiel wie denn das nun mit der Komödie 'Die Maulbeere' endet.

Aristoph.: Also das Stück hat im Original fünf Akte.

Danielos: Ich habe nur von zwei Akten bisher gehört.

Sokrates: Die anderen sind verschollen. Zum Glück. Man soll den Brand von Bibliotheken nicht verübeln. Wir wurden nicht von vielen Glanzstücken menschlichen Geistes durch die Flammen beraubt, wie man uns gerne weismachen möchte, sondern von einem Haufen Schundliteratur befreit, wie im Falle von Aristophanes. Ich finde von ihm ist viel zu viel nicht verschollen.

Aristoph.: Das sagt er nur, weil er neidisch ist, weil er selbst nie etwas geschrieben hat. Also hör zu Danielos. Die anderen drei Akte der 'Maulbeere' wurden auf den nächsten Tag verlegt, damit sich das Publikum etwas beruhigen und erholen kann.

Danielos: Und wie ging es denn weiter mit diesem Hilfswerk im Mouraladen?

Aristoph.: Ich will nichts verraten. Man muss auch die Verschollenheit eines literarischen Meisterwerkes würdigen.

Sokrates: Also ich kann es dir verraten, Danielos. Es ging darum aufzuzeigen, dass alle Hilfswerke und Förderungen nur affirmative Ta-

schenspieletricks sind. Aber die Story ist, wie immer bei Aristophanes, sehr kompliziert. Das Hilfswerk wird von einem Mann betrieben der seine Millionen verdient mit dem Verkauf vom Fleisch von Meerziegen von einer Insel, wo es kein Wasser gibt. Damit dort Ziegenhirten leben können, wurde ein Hilfswerk gegründet, das Geld sammelt um mit einem Schiff Wasser auf die Insel zu liefern, damit die Menschen nicht verdursten. In Wirklichkeit dient das Hilfswerk aber nur dazu, dass der spendable Bonze in Ruhe die Meerziegen dort einkaufen kann, denn sie werden Eins zu Eins gegen Wasser getauscht.

Danielos: (Zu Aristophanes) Stimmt das so?

Aristoph.: Ungefährt. Die Maulbeere, ist ein Symbol für das Hirn der Leute, das sie in diesem Hilfswerk zum Trocknen abgeben, damit der Guru Johannes sein Meerziegenbusiness betreiben kann, im Auftrag seines Mäzens, der dadurch nichts für die Ziegen bezahlen muss.

Danielos: Und du glaubst wirklich, dass die Theaterbesucher das verstanden haben?

- Aristoph.: Mir egal. Es ist jeder selber dafür verantwortlich, was er versteht und was nicht.
- Sokrates: Ich glaube ebenfalls, dass man beim Theater nicht zu viel Wert darauf legen sollte, ob es jemand versteht. Den meisten Richtern der Komödienjurs reicht es, wenn sie sehen dass das Theater ausverkauft ist, nicht alle schlafen und ab und zu gelacht wird.
- Aristoph.: Genau! Schau Danielos, hast du dich denn auch schon gefragt ob die Leute, die die schönen Museen hier besuchen, etwas verstehen von dem was sie begaffen in den Glaskästen?
- Danielos: Verstehen? Ja, vielleicht schon. Der Besucher erhält einen Einblick in die Geschichte.
- Aristoph.: Mir scheint aber, Danielos, du hast die Idee der Museen noch nicht richtig verstanden. Du meinst, dass man darin bewundert, welche grossartigen Menschen unsere Vorfahren waren, die ohne I-Phones wussten, wo sie sind, ohne Betonmischer ein Haus bauen und ohne Tintelstrahldrucker einen Brief schreiben konnten?

Danielos: Nicht?

Aristoph.: Ach was! Nein! Die Meisten denken, wenn sie die Artemisstatue in Efesus sehen: Wie blöd waren diese Menschen früher, solche hübschen Figuren aus Marmor zu kneten und nachher einfach im Schlamm und Dreck unterzugehen zu lassen. Die haben ja gar nichts begriffen, was Nachhaltigkeit betrifft und Ressourcenschonung. Gar nichts. Die meisten Besucher denken so. Sie finden es geil, dass die Helden der Hochkultur voll auf die Schnauze gefallen sind. Das tröstet die Unfähigen und Stümper über ihre wohlstandverwahrloste Mickrigkeit hinweg.

Danielos: Was meinst du, Sokrates?

Sokrates: Ich stimme Aristopahnes ja nicht gerne zu, das weisst du. Dein Ansatz, dass die Menschen in die Ruinen pilgern, um sich ihrer eigenen Geschichte zu vergewissern, scheint mir aber abgehoben und verwegen.

Danielos: Aber das Grundthema des Touristeninteresses an Ruinen ist doch Geschichte. Oder nicht?

Aristoph.: Das ist nur ein Vorwand! Die meisten wollen einfach aus ihrem urbanen Hühnerhofelend kurze Zeit abhauen und suchen dann ein vordergründig edles und schmuckes Motiv für ihre Flucht, etwas, was nach Kultur und Geist riecht.

Danielos: Ihr beide haltet uns Gegenwärtige für sehr blöd.

A. und S.: (unisono) Hat was!

Danielos: Im Ernst jetzt. Was ist denn der Grund, weshalb in der heutigen Gesellschaft das Thema der Geschichtlichkeit verloren gegangen ist. Zum Beispiel was die Grundlage unseres Lebens betrifft, die Nahrung. Man sollte sich um die Geschichte, um die Herstellungsprozess der Nahrung kümmern um sich nicht mit Industriemüll zu vergiften. Woher kommen die Dinge? Wie wurden sie hergestellt? Auch bei den Medien. Woher kommen diese Narrative? Wie sind sie geschichtlich entstanden? Wer hat an diesen offiziellen Märchen rumgebastelt und warum? Bei der Medizin auch. Was wird da verabreicht, wer profitiert. Wie

wird das Pillchen, die Drogen, das Pfästerchen und die Getherapie gemacht und wer pröbelt und kassiert da mit? Bei den Kriegen sowieso, überall. Woher kommen die Konflikte, wer eskaliert sie, warum, wer verdient damit Milliarden während Millionen ins Gras beißen? Wie kommt das geschichtlich zustande? Die Geschichtlichkeit taucht als drängendes Thema auf, das die Menschen zum Nachdenken – vielleicht ganz unbewusst - in die Ruinen treibt.

Aristoph.: Ich finde, dass du ein ziemlicher Schwurnbler bist, Danielos. Du meinst also, dass irgend ein Weltgeist dem Menschen signalisiert, worum er sich kümmern soll ...?

Sokrates: -- und dass der liebe Gott seine Schafe in den Ruinen unsere Vorfahren herumtreibt, damit sie merken, dass sie keinen Industriezucker fressen, keine Staatsmedien konsumieren, keine UV-Blocker einsalben sollen während sie gleichzeitig Vitamin D3 Pillen eindrücken, und dass der Krieg eine böse Sache ist, ausser für die, die ihn anzetteln.

Danielos: Ich weiss nicht.

- Aristoph.: Die Frage ist ja gut. Was suchen sie da? Ja, was suchen die Europäer seit 1800 in den Pharaonengräbern, in den Keltenhügeln, und all den Tempelruinen der Griechen? Was suchen sie da?
- Sokrates: Ich weiss nicht. Sag du etwas, Aristophanes.
- Aristoph.: Sie suchen ihre eigene Grösse.
- Sokrates: Das finde ich jetzt ausnahmsweise mal eine ziemlich kluge Antwort.
- Aristoph.: Habe ich etwas Falsches gesagt?
- Danielos: Und wie ist es bei den Pilgerreisen zu den Wundern, den Heiligenbildern, zum Herrgott von Agums, zu den Reliquien, den heiligen Vorhäuten von Jesus Christus und zu den Götzenbildern der Moderne, dem heiligen Sekundenkleber gegen die Klimakatastrophe oder dem Taufwunder der sakrosankten Genterapiespritze in den Oberarm. Wozu dient der ganze Aberglauben?
- Sokrates: Könnte es sein, dass für viele Menschen das Wunder einfach ein Durchbruch ist durch das Gesetz? Also ein metaphysischer Beweis dafür, dass es Freiheit gibt.

- Danielos: Da kann ich nicht folgen.
- Aristoph.: Sokrates kann sich eben nicht vernünftig ausdrücken. Er will damit sagen, dass das Gesetz, die Mathematik zum Beispiel, wo Eins und Eins immer Zwei ergibt, und alle Handlungen eine entsprechende Reaktion verursachen, Actio gleich Reactio, verstehst du, dass das Wunder eben darin besteht, dass 1 und 1 eben plötzlich trotzdem drei gibt. Entgegen dem Gesetz. Und auf eine Aktion hin plötzlich etwas ganz anderes als Reaktion passiert, ein Wunder eben. Dass ein Kranker nicht stirbt, sondern gesund wird. Ein Bruch der Kausalität.
- Sokrates: Aber die Freiheit ist wichtig. Dass im Wunder die Freiheit drin ist.
- Danielos: Wie? Was hat Freiheit mit Wundern zu tun?
- Aristoph.: Er meint dass im Wunder Freiheit steckt, die äusserste und extremste Form der Freiheit, weil in ihr ein Resultat nicht an die Rechnung gebunden ist.
- Danielos: Wie? Nochmals ich bin schwer von Begriff?
- Sokrates: Die Freiheit ist der Ausweg aus dem endlo-

sen und gnadenlosen Kreis von Aktio und Reaktio. Die Freiheit durchbricht den unentrinnbaren, mechanisch erzwungenen, gesetzlichen Vorgang, durch den alles vorbestimmt ist vom Vorangehenden. Da, wo dieser Kreis und die Kausalität aufgehoben wird, durchbrochen eben, da herrscht das Wunder der Erlösung und Befreiung.

Aristoph.: Wenn ein Toter plötzlich aufersteht, ein Gelähmter wegrennt, ein Taubstummer zu reden beginnt, alles Dinge, die nach Gesetz nicht sein dürfen, Wunder eben, dann hat darin Freiheit gewirkt. Ich würde sogar noch weiter gehen. Das Wunder ist die Befreiung von der Natur. Weil Natur das reine, gnadenlose Gesetz ist. Und Freiheit der reine Geist.

Heraklit: Was redet ihr von Natur?

Sokrates: Auch das noch! Heraklit! Mein verehrter Meister.

Aristoph.: Welches Wunder hat denn dich von den Toten auferweckt und zu in in die Ruinen von Troja geschickt unter den Feigenbaum?

- Heraklit: Genau genommen die Freiheit der Literatur.
- Sokrates: Gut gesprochen.
- Danielos: Was verschafft uns die Ehre?
- Heraklit: Darf ich mich zu euch setzen auf eure Bank.
- Alle: Selbstverständlich.
- Heraklit: Also vor allem eine Sachen gibt es von meiner Seite beizufügen, nämlich, dass ich die Freiheit und die Natur ganz anders sehe. Ihr sagt, dass die Natur das Gesetz sei. Naturwissenschaft sei eine mathematisches Fach, sagt ihr, das ist falsch. Ihr habt einfach die Mathematisierung so masslos weit getrieben, dass sie euch über den Kopf gewachsen ist. Ihr stülpt die Rechenkunst, die euch längst entglitten ist, über alles drüber, weil ihr meint, ihr seid damit in Sicherheit, weil ihr dann die Gegenstände der Welt mit dem Taschenrechner und Computer berechnen und kontrollieren und vermessen, analysieren und beherrschen könnt. Und weil ihr es übertreibt, wie der Mensch immer alles übertreibt, was er nichts versteht, fällt am Schluss mit der Rechnerei, die euren eigenen Ver-

stand und eure eigene Vernunft überwuchert, alles zusammen und dann sitzen wir wieder auf einer Bank in einer Ruine und wundern uns. Diese Rechnerei hat mit der Natur gar nichts zu tun . Im Gegenteil.

Sokrates: Wie im Gegenteil?

Heraklit: Die Natur ist das Wunder der Freiheit.

Aristoph.: Aber mein lieber Heraklit. Wir wollen doch nicht über die Geltung von Naturgesetzen und Mathematik streiten, oder?

Heraklit: Natur ist nicht was ihr meint. Ihr habt daraus eine mathematische Matrix gemacht. Das hat mit Natur gar nichts zu tun. Natur ist ein Feuer, eine stets in Bewegung und Verwandlung begriffene Lebendigkeit. Pantha rhei. Und die Göttin der Frauen ist Artemis deshalb, weil sie die Natur ist, diejenige die das Gebären schützt.

Danielos: Versteh ich nicht.

Heraklit: Die Geburt bringt aus einem unberechenbaren Raum, dem Kosmos, neues Lebendiges in die Welt, als etwas Geborenes, eben Natur.

- Aristoph.: Aber du willst doch nicht bestreiten, lieber Heraklit, dass wir hier mit unseren Naturgesetzen sehr viel anfangen können, Steine bewegen, Land vermessen, Mehl wägen, den Sold der Galaeerenruderer berechnen. Das ist doch alles sehr praktisch und gerecht und stimmt. Ausserdem ist sicher, dass wenn einer vom einem Dach springt, dass er dann unweigerlich zu Boden fällt. Das ist doch Natur.
- Heraklit: Nein, Aristophanes, das alles sind nur Gesetze der Materie. Sie berühren das Leben an sich nicht.
- Danielos: Wieso nicht? Der vom Dach fällt ist doch nachher tot.
- Heraklit: Ja, schon, aber es ist nicht das Lebendige tot, sondern nur die Materie, weil das Lebendige weg gegangen ist.
- Aristoph.: Also mir ist das etwas zu dunkel. Kann man das nicht einfacher sagen?
- Heraklit: Ihr könnt noch so viel herumrechnen mit der Natur, mit künstlicher Intelligenz, selbstfahrenden Teslas, Implantaten für eure Hirn-

fernsteuerung undsoweiter. Dennoch wird immer noch jeden Tag von einer Frau ein Kind geboren, ein lebendiger Mensch, und nicht ein Datenpaket.

Danielos: Okay, das kann ich nachvollziehen. Aber was hat das nun mit dem Wunder zu tun.

Heraklit: Das Stets-Neu-Gebären ist Natur, immer wieder Durchbruch, dadurch, dass Lebendiges in die Materie kommt und in die Welt, immer wieder Durchbruch des Lebendigen ins Tote der Materie hinein. Immer wieder Durchbruch, Impuls der Freiheit, die die Materie beseelt. Freiheit der Seele, die sich an Materie bindet, und sie auch zu ihrer Zeit wieder loslässt.

Aristoph.: Ja, sehr schön, aber das Wunder?

Heraklit: Sagte ich doch. Das Wunder ist die Natur. Weil sie im Bild von Artemis ermöglicht, dass Dinge lebendig werden, aber wir weder wissen woher dieses Lebendige kommt, noch, wohin es geht, weil es frei vom Materiellen ist.



Marmor Artemis-Standbild aus Pythagorio, Samos. Ausstellungsstück im Museum von Pythagorio.

Trojas Ruinen Teil 3

Nach dem Museumsbesuch gehe ich etwas essen. Alles teuer hier. Tourismusverseuchtes Gebiet. Der Tee viermal teurer als in Canakkale. Zum Essen gibt es "Trojan Meatballs" mit Reis. Fleischkugel passt haargenau zur trojanischen Geschichte. Da gab es jeden Tag frische Blutwurst und Berner Schlachtplatte mit Trojanern als Meatballs und Heldenrippchen flambee, alles sehr roh, sehr saignant, am Spiess beim Hinterkopf rein, durchs Hirn und vorn zum Augapfel raus. Auf dem Tischset meines trojanischen Restaurants sind nur griechische Helden abgebildet. Kein Wort von den Trojanern, Paris, Helena, Hektor, Priamos oder von Polyxena, die geschlachtet wurde, äh geopfert. Eine italienische Reisegruppe plätschert aus einem Busungetüm. Sie stechen zuerst zur Kühltruhe mit den Eiskrems, dann ohrenbetäubendes Geplapper bei Cappuccino, Gucken an der Ikonostase mit den Postkarten, Ausschau halten nach WC, Sonnenbrille putzen.

Jetzt ist der Gurt meiner Umhängetasche gerissen, genau da natürlich, wo er besonders fest an der Tasche befestigt sein sollte, eine Sollbruchstelle, die den Umsatz mit Umhängestaschen boostert. Glücklicherweise habe ich einen kleinen Karabinerhaken am Gurt befestigt, den ich nun an der Gürteltasche des Täschchens befestigen

kann. Vielleicht werde ich morgen in Istanbul nach einem neuen Beutel Ausschau halten. Aber mit Türken verhandeln? Nicht meine Sache. Wenn sie meine blauen Augen sehen ist alles gleich doppelt so teuer wie angeschrieben und damit vier Mal zuviel. Ausserdem habe ich wenig Lust, adipösen Basaris zuzuhören, die mir weinend und klagend von ihren hungernden Kindern und vom Harem ihrer kranken Frauen vorwinseln. Ich war einst mit meiner Exfrau auf dem grossen Bazaar von Teheran. Ich kenne das kriegsähnliche Getümmel des orientalischen Einkaufens. Am Schluss haben mich meine Begleiter nach Hause geschickt, weil wegen meiner blauäugigen Anwesenheit kein vernünftiger Preis zu machen war. Jeder Händler besitzt Agenten, die auf dem Markt an den Eingängen lauern Blitzschnell tragen diese zweibeinigen Cookies den Händlern jeden Move des Klienten zu; wer gerade mit welchem Auto und welcher teuren Rolex am Handgelenk und mit welcher Frau, die schweres Gepränge trägt, erschienen ist. Dagegen sind Cookies beim Internetkauf primitiver Kinderkram. Auf gar keinen Fall darfst du erwähnen, oder auch nur andeuten, was du suchst. Das macht sofort die Runde bei allen Händlern und bevor du in einen Laden eintrittst, wissen die Verkäufer schon alles. Der Vorteil der Händler ist: Er will nichts von dir. Du bist es, der in seinen Laden eingetreten ist. Trinkst du jetzt ein Glas Tee, bist du verloren.

Heiliges Holz

Kulturleistungen des Christentums

Dargestellt an einem Western. All ages admitted. Mit parental Guidance suggested. Hollywood Western (1971), Something Big, heruntergerechnet auf homerisches Erzählsetting.

In einer Burg. Im Nowhere. Wüstenähnlich. Klimageschädigt. Palisadenwände. Patrouillierende Soldaten auf einem Wachturm. Manöver. Eine Toter wird angeliefert, auf ein Pferd gebunden wie ein Sack Kartoffeln, von einem vorausreitenden Ununiformierten, was für ein Scheisswort. Ein unrasierter älterer Weisser. Item. Es ist staubig, gegen Mittag. Hunger lauert über den Truppen und nagt an der Disziplin. Fahnen wehen. Alle schauen todernst gelangweilt aus dem Gewehrfett der Ereignislosigkeit. Was sucht der Alte mit dem Kadaver hier?

Der Kommandant sieht sich den Besucher an, der bekannt ist. Der Alte schneidet den toten Sack vom Pferd und sagt, dass die Leiche seit 30 Jahren sein Partner gewesen sei. Was er tun soll? Beerdigen!, sagt der Kommandant. Ach ja? Habt ihr Soldaten nicht den Job uns Folks zu beschützen? Nein, sagt der Kommandant, schubst mit dem Kampfstiefel die Leiche an, dreht sie auf den Rücken.

Kommandant: Oh, der schaut gesünder aus als auch schon.

Frisbee: Wie kann er gesünder aussehen, wenn er tot ist?

Kommandant: Wir müssen dem zustimmen?

Frisbee: Ich rede über Schutz.

Kommandant: Wieviele Leute hat er umgebracht in seinem elenden Leben?

Frisbee: Keinen, der es nicht verdient hat!

Kommandant: Wieviele hast du umgebracht, Junior?

Frisbee: Keinen, der es nicht verdient hat. Ich und Bill waren sehr wählerisch. Wir haben zum Beispiel nie Kirchengemeinden getötet, ausser den Baptisten, der uns einmal in den Weg kam.

Bill heisst der Tote, Frisbee der Kläger. Frisbee sagt er werde sich in Athen beschweren über den Kommandanten, dass er nichts tue. Der Kommandant warte nur auf seine Pensionierung. Aber der Grund für die Leiche ist offenbar ein Gauner, Baker genannt. Ein Scout berichtet dem Kommandanten, dieser Typ plane etwas Grosses. Er gehe herum wie ein Fieber und wohne auf einem Felsen. Er reise mit einem Hund. Finde raus was er vor hat! befiehlt der Kommandant.

Baker ist ein gut aussehender, lockerer, sympathischer Held, der auf seinem Pferd in einem Beutel einen kleinen, niedlichen Hund mitführt, einen knuddeligen, weissen Spitzer, und begleitet ist von einer Truppe übler Kumpanten, darunter einem Iren mit einem Dudelsack. Sie kommen gerade mit einem fröhlichen Lied über eine staubige Ebene geritten.

Sie treffen zwei Banditen, die schon warten. Der eine von denen hat gehört dass Baker etwas Grosses vorhabe und bietet ihm eine unbesiegbare Zauberwaffe an, im Tausch gegen eine Frau.

"Was willst Du mit einer Frau?" fragt Baker den hässlichen, geifernden Banditen.

"Was soll diese Frage?," sagt der Bandit, "was will ein Mann von einer Frau?"

Baker sagt: "Ich bezahle dich für diese Wunderwaffe."

"Mit Geld kann ich nichts anfangen. " sagt der Bandit. "Ich kann das Gebiet hier nicht verlassen. Entweder eine Frau oder kein Deal."

"Wo soll ich denn eine Frau finden," fragt Baker?

"Dein Problem."

"Ist das ein Deal?"

"Ja."

Der Hund knurrt. Bakers Männer schauen ratlos. Sie haben auch keine Frauen abzugeben.

Es gibt jetzt in der Dramaturgie zwei Stränge die sich öffnen. Einerseits erfahren wir, dass die Verlobte von Baker ihn heimsuchen will, um ihn zur Rechenschaft für irgendeine Untat und in die Ehe zu ziehen. Andererseits erwartet der Kommandant der Burg seine Gattin, die sicher sein will, dass er seine Pensionierung nicht verpasst. Ganz uneigennützig, versteht sich. Das ist eine dramaturgische Konstruktion, die in homerischen Erzählungen so nicht vorkommt. Da gibt es keine reisenden Weiber, nur entführte oder flüchtende, und keine solchen Rätselien, wie und was warum geschieht. Das literarische Gebastel ins Ungefähre ist typisch Hollywood, übersetzt Heiliges Holz, gemeint bei den Griechen: Die Baumhaine des Apolls, zum Beispiel Zypressen oberhalb des Asklepieions von Kos, oder Zirbenwäldchen, um daraus den Herrgott zu schnitzen im Oetztal. Bei den Griechen ist das, was geschieht, immer sonnenklar. Nur der Ausgang unsicher, meist weil die Götter reinpfuschen. In Hollywood ist schon vernebelt was überhaupt geschieht, vom Ausgang ganz zu schweigen, weil da immer die Gottlosigkeit reinpfuscht. Item.

Baker überfällt einen sechsspännigen Wagen in dem zwei Männer sitzen und eine vollbusige, junge Rothaarige

mit kecken Augenwimpern. Ob das die richtige Frau als Tauschobjekt für den ekligen, ungewaschenen Banditen mit der Zauberwaffe ist? Thommy, Bakers Partner mit dem Dudelsack zweifelt, ob das die Götter befürworten. Sie lassen die Frau laufen.

Der Bandit mit der Zauberwaffe dreht fast durch. Was? Brüllt er, Ihr seid ohne Frau gekommen? Er heisst Johnny und schreit hysterisch: Am Abend, wenn ich ins Bett gehe denke ich an Frauen. Am Morgen wenn ich aufstehe denke ich an eine Frau. Ich weiss gar nicht mehr wie sich das anfühlt!“ brüllt Johnny.

„Ich kann dir das sagen antwortet Baker , denn .. „

„Ich will es von dir nicht hören!“ schreit Johnny, „Ich will es selber machen.!“ Sein Zustand ist etwas Ernstes, wie beim Knaben im Hotel von Kusadasi.

Baker überfällt mit seiner Mannschaft noch vier Händler. Keine Frau an Bord. Der Kommandant in der Burg erfährt von den Überfällen. Was will dieser Baker, was hat er vor?

In der fünften Kutsche, die die Bakersbande überfällt und ausraubt, sitzt - was für ein Zufall- ausgerechnet die Frau des Kommandanten. Es ist nicht gerade Helena, aber eine blonde, recht gut erhaltene aufgetakelte, resolute Lady. Baker sagt, dass der Kommandant ihm gegenüber im-

mer nur von einer frigiden, herzkalten, abgelöschten Lady gesprochen habe, weshalb er sich als Burgkommandant in den Kriegsdienst in die Wüste ins Nirgendwo zurückgezogen habe. Baker kriegt dafür eine Ohrfeige. Die Blonde ist die erste Frau, die in diesem Film, nach mehr als einer halben Stunde, dem schon sexuell völlig ausgehungerten Publikum erscheint, wenn man von der grossbusigen Rothaarigen absieht, von der niemand weiss, wohin die verschwunden ist. Item.

Jedenfalls ist nun also die Frau gefunden für das Tauschgeschäft gegen die Superwaffe für das grosse Ding, das Baker drehen will. Von diesem „grossen Ding“ wird immer nur gemunkelt, aber wir dürfen noch nicht wissen, was es ist. Ein Film muss ja vor allem dazu dienen, zu verhindern, dass jemand das Kino verlässt. Alles andere ist Nebensache.

Jetzt ist der Kommandant in der Burg sauer. Seine Frau wurde von Baker gekidnappt. Er steht mit verwelkten Blumen am Bahnhof, um sie zu empfangen. Und noch schlimmer. Es gibt nicht mal einen Bahnhof. Aber die blonde Ehefrau des Kommandanten hat Format. Sie sagt Baker dass sie nicht glaubt, dass er sie gegen die Zauberwaffe tauschen werde. Warum nicht? Weil sie viel mehr wert sei. Da schluckt Baker.

Jetzt kommt der Kommandant mit seiner frisch herausgeputzten Truppe, in blitzblanken, gebügelten Uniformen. Ich habe mich immer gefragt, weshalb man diese armen Jungs wie Schaufensterpuppen im Prada- oder Zarladen herausputzt mit Halskrausen, kunstvollen Hütcchen, goldenen Knöpfen und Krawatten, wenn man sie nachher geradeaus über den Haufen schießt und skalpiert. Jedenfalls reiten sie modisch durch die Feigenkakteen. Aber plötzlich schickt der Kommandant seine Truppe zurück in die Burg. Er will das selber regeln. Baker ist etwas confused. Seine eigene Verlobte, Dover mit Namen, ist auf dem Anmarsch, die Frau des Kommandaten ist in seinem Besitz und Johnny der Bandit kommt bald, um sie abzuholen als Tausch für die Zauberwaffe. Da kann nicht mal der Überfall der Bakerbande auf vier Whiskyhändler nachhaltig weiterhelfen. Bei den Griechen sind wir schon etwas schräg draussen. Warum fickt nicht Baker alle und geht dann nach hause? Was will er. Eine grosse Sache? Na was denn? Eine geschlagene Stunde ist bereits um und wir wissen noch immer nicht, welches Troja fallen soll. Oder welche Unterhose. Das muss doch von Anfang klar sein. Hollywood ist so zeuklig. Das Wort 'zeuklig' ist schweizerdeutsch. Zeukeln heisst jemanden herauslocken, also antörnen, erregen. Aber zeukeln ist viel besser.

Die Sache zieht sich in die Länge. Baker verliebt sich in die Frau des Kommandanten, die er ja eigentlich als Geisel aufbewahren wollte, um sie gegen die Zauberwaffe zu tauschen. Dover, Bakers Verlobte kommt in der Burg an und verwirrt dort die Offiziere. Dem Banditen Johnny - erfahren wir jetzt - gehört die Zauberwaffe gar nicht. Als der Geschäftsmann von ihm mehr Geld verlangt legt er ihn um. Jetzt gehört ihm die Zauberwaffe. Sobald Frauen auftreten wird es langatmig, vielleicht damit man sie länger in Ruhe begaffen kann und es wird emotional kaumgummig. Als die Frau des Kommandanten zu Baker sagt: „Mein Bett ist ein Rosengarten“ ist der Untergang seiner netten Männlichkeit besiegelt. Die Weiber haben im Nu alles auf den Kopf gestellt. Zwei mannstolle Nymphen einer Goldmine verführen und befriedigen schliesslich den Banditen Johnny, während Baker mit seiner Zauberwaffe eine Armee von Koksdealern niedermäht, die einen Goldschatz in einem Tempel bewacht haben, das grosse Ding eben, worauf er nach dem vergoldeten Massaker zu seiner Verlobten Dover nach Itkaha zurückkehrt und alles endet wie die Frauen es von Anfang an wollten und wie man es gleich von Anfang hätte richtig machen und sich zwei Stunden Theater hätte ersparen können. Aber wo soll man sonst hin mit den zwei Stunden?

Nach Istanbul

Der luxuriöse Bus, mit Bordservice wie im Flugzeug, fährt von Canakkale nach Istanbul in rund fünf Stunden, an Gallipolli vorbei, am nördlichen Ausgang der Dardanellen gelegen, an der engsten Stelle. Im Ersten Weltkrieg gab es hier 100'000 Tote und eine Viertel Million Verwundete. Wofür? Keine Ahnung! Noch so ein trojanischer Krieg mit noch viel mehr Toten als bei Homer. Friedhöfe bis an den Horizont. Sinnloses Gemetzel um industriell fabriziertes Militärgerät zu amortisieren. Mit Frieden und Dialog verdient man kein Geld. An den Dardanellen schon gar nicht. Da werden Talente verbrannt.

1453 Eroberung von Istanbul durch die Osmanen. Noch ein trojanischer Krieg um die Kontrolle des Weges ins Schwarze Meer und Mittelmeer, Wegkontrolle wie bei Pässen in der Schweiz, Gotthard.

Riesige Hängebrücke. Stromleitungen. Gesäusel im gedämpften Plüschsessel mit Bildschirm, Fusstütze und Service von allerlei Industriemüllcrackers und heissem Wasser für Tee und Kaffee. Rauschen der Klimaanlage oder des Fahrtwindes, Getrommel von Querrinnen in der makellos geteerten und frisch weiss markierten Fahrbahn, entlang von Weizenfeldern, vorbei an Wäldern und Strommasten, beladen mit schwer durchhängenden Kabeln.

Richtung Istanbul. Was alles durch die wehrlosen und guldigen Drähte gejagt und getrieben wird, will man gar nicht wissen. Würden das, was durch den Kupfer rauscht, auslaufen, und sich das Datengeplapper, Geratter und Gebrumme der Motoren ergießen über das Land; was für eine schreckliche Flut.

Manchmal ein Dorf, darin eine Moschee mit dem Minarett wie eine Pickelhaube aufgesetzt, dann endloses Gestrüpp in Hügeln in die Länge gezogen. Die junge Frau mit dem Kopftuch auf dem Nebensitz schminckt sich unermüdlich. Ob sie ihre Pickel vom Spiegel hat in den sie unablässig starrt? Dann eine Ansammlung von Windrädern, Propeller eines Weltzeppelins, die das Land irgendwohin kurbeln, oder im Kreise rühren wie eine Teigmaschine aus Staub und Wolken. Irgendwas muss man ja machen mit der Landschaft. Man kann sie doch nicht kampflös der Natur überlassen und der Landwirtschaft. Es braucht doch auch die Spinnräder der Technik, die die Vögel in den Wahnsinn treiben mit ihrer unersättlichen Gier nach Umweltschutz.

Yörsel, Urüm, Bül, Güsel, Küscink - eine Flut von Umlauten plätschert aus Plakaten am Autobahnrand. Die gänzä Ländschäft üst überpüntöt müt wölkän üm bläüän Hümäl. Intärpüntät..... Ein sehr umlautisches Volk hier, vorwitzig, pointiert, spütz.

Ankunft pünktlich um 15 Uhr in Istanbul, Esenler Busbahnhof. Meine Blase ist voll. Ich sprinte aus dem Bus, frage nach Tuwalet. Dort, sagt man, beim weissen Bus. Ich hin. Nichts von Tuwalet. Kein Wort. Aha. WC. Ich bin linguistisch unbefriedigt. Jetzt wo man dringend müsste zur Tuwalet steht da WC. Aber ich pinkle mich trotzdem mit grosser Erleichterung leer. Nach der Erlösung Taxifahrt zum Pera Tulip Hotel. Als ich da ankomme, sagt der Mann hinter der Receptionstheke aus Mahagonyholzimitat, dass er nur für heute ein Zimmer habe. Morgen sei alles ausgebucht. Nun erfahre ich auch den Grund weshalb im Internet jede Online-Buchung von Hotels in Istanbul unmöglich war: Fussball! Alles voll wegen einem Match. Ich würde aber ein Zimmer in seinem anderen Hotel finden, gleich nebenan. Die Preise sind explodiert: 90 statt 55 Dollars. Ich gehe meine 350 Schweizer Franken wechseln. Das gibt 8000 Liras. 4000 gehen fürs Hotel drauf. Morgen kann ich noch in Saus und Braus leben und mir eine neue Umhängetasche kaufen. Wenn ich das Geld nicht brauche werden die Liras von der galoppierenden Inflation gefressen.

Die Stadt ist proppenvoll und ich bin im Epizentrum gestrandet. Von hier aus, der Old City, kann ich morgen den ganzen Tag Konstantinopel durchkreuzen, zu Fuss.

In einer lauschigen Gasse, um die Ecke beim Pera Rose Hotel, esse ich Lambchops bei einer kleinen Flasche Buzbag Weisswein. Excellent. In der urbanen Taverna läuft traditionelle türkische Musik, von einer Frau gesungen. Dazu zupft ein seidenes Orchester Mandelmilchtöne durch den Yasin Honig, tiefend traurig, mit einer weinenden Geige, die schlotternd am Schosszipfel der Sängerin hängt und ihren purpurnen Kummer mit ihrem vibrierenden Mitgefühl nicht trösten kann, aber dafür mich. Wobei das einfach ist, denn ich bin ja gar nicht unglücklich.

Jetzt beginnt auf der Bühne des Lautsprechers ein Süßgebäck für die Ohren zu bruzzeln, dazu muezziert ein Mann seine Klage herzerreissend in die lärmige Gasse, wo ab und zu Handys klingeln, Töffs von Dönerdeliveries vorbe-rattern, oben aus einem Fenster eine Frau herab schaut in den touristischen Ehgraben, wo jetzt für Fussballfunktionäre und Fans die Bierfässer entjungfert werden. Es ist Manchester da, die neureichen britischen Arbeitermilliönäre gegen ihre muselmanischen Cupgegner Feherbace.

Jetzt sind fünf Frauen ins leere Restaurant gekommen. Vier Mütter und eine Tochter würde ich schätzen. Zwischen meinem Tisch und der Gasse, an dem sich das Restaurant befindet, ist als Blickschutz ein Hecke gepflanzt aus einer immergrünen Pflanze, sowas Richtung Liguster.

Nun steigt - ich sehe es aus dem Augenwinkel heraus, während ich in mein Notizbuch schreibe - ein Junge am Zaun hoch, schaut zu mir und hält etwas in der Hand, das er über die Absperrung schwenkt. Ein Strauss Rosen. Ich sehe, dass der Gerant des Restaurants den Jungen entdeckt hat, zornig anschaut und mit der flachen Hand, eine Ohrfeige andeutend, droht, er solle abhauen und ja nicht seine Gäste belästigen.

Ich hätte, denke ich, ich Idiot, den Bund Rosen doch den Frauen schenken können. Einfach so. Aber jetzt ist der Knabe schon weg und die Spannung bleibt ungelöst. Mit einem bisschen Geld hätte man die ganze Welt ein bisschen zusammen bringen können, einfach so, völlig ohne Absicht und Nutzen vielleicht sogar etwas peinlich. Das müsste man doch ausprobieren. Ich trinke mal noch einen Kaffee mit Ouzo und warte, ob der Kouros nochmals kommt mit seinen Rosen. Aber wie lange soll ich warten? Und tatsächlich. Jetzt kommt der Junge wieder, hält aber bei mir in der Nähe nicht an. Er will vorbei gehen. Ich rüttle am Zaun und rufe. Er reagiert, stoppt. Ich kaufe ihm fünf Rosen ab für zehn Franken 200 Liras. Die gebe ich dem Chef des Restaurants mit dem Auftrag, die weinroten Blumen heimlich und diskret den fünf Frauen zu geben. Er solle nicht sagen, von wem sie kommen.

Was passiert? Der Chef verteilt die Rosen. Ich schau nicht hin. Der Junge erscheint jetzt aber mit dem Rest seiner Rosen am Zaun und will sie mir sehr aufdringlich auch noch andrehen. Er bittet mich ausserdem noch an für Essen. Das habe ich jetzt davon. Er bedankt sich nicht mal. Ist ja auch nicht nötig. Aber etwas enttäuscht bin ich schon. Ich getraue mich nicht zu den fünf Frauen hinüber zu schauen. Das wäre peinlich. Sie könnten gemerkt haben, dass ich die Rosen bezahlt habe und dies würde alles irgendwie beschmutzen, eklig machen. Was sagt die Musik dazu? Zuerst wird sie übertönt vom Gehupe und Geknatter von Mofas. Aber dann kommt das Orchester wie ein in Rosensirup getauchtes Blätterteig-Täschchen mit Pistazienstreuseln daher. Und jetzt ist die Sängerin zittrig entrückt mit gekräuselten Stimmbändern und von unendlicher Zuversicht überfüllt, dass dieses mal die Liebe gelingt und das Unmögliche möglich wird.

Der Sound der Frauengruppe am Nebentisch wird auch lebendig, angeregt, wohl wegen dem feinen Essen. Der Chef schaut gönnerhaft zu. Er ist ein hagerer, gütiger, alter Mann. Ich glaube, dass er verstanden hat. Die Sache mit den Rosen war eine blöde Idee. Sie ist jämmerlich untergegangen im Getöse des pandemischen Fussballfiebers, wie ein ver stolperter Penalty vor einem leeren Tor.

Istanbul

Gier kommt nicht von Hunger. 7.30 Uhr Frühstück im Pera Rose Hotel. Kein Buffet. Keine Selbstbedienung. Mir ist schon klar warum. Es sind Fussballfans hier. Alles ist auf Tellern vorbereitet. Sauber mit Haushaltsfolie abgedeckt. Jeder kriegt genau gleich viel. Fast wie in Afrika. Man muss da, wo Kultur fehlt, schöpfen, weil die Zurückhaltung und der Anstand fehlen. Die Gier triumphiert vor allem da, wo es keinen Hunger gibt. Im Essaal, wo ich fast alleine bin, läuft Muzak, Operationssaalmusik für Gesunde. Kaffee ist dünner als Tee. Nicht mit Koffein die Gröhlmonster wecken, lautet das Motto des Gesöffs. Das Piano rieselt wie Sand in einer Wüste.

Tour: Galata Tower, Übüdübüdübrücke, Bazaar. Da Tasche gekauft, in einem kurzen Überraschungsangriff auf einen noch schlaftrunkenen Händler. Dann zur Sultahmet Moschee. Pause in einem Kaffee, auf einer Terrasse mit Blick auf die Menschenströme in der Strasse mit der rumpelnden Strassenbahn Richtung Hagia Sophia. Da wechsele ich den Inhalt meiner alten Umhängetasche in die neue. Das letzte Mal habe ich das in Piräus gemacht vor einem Jahr. Die Neue hat 500 TTL gekostet, 25 Euros für die Fälschung einer Tommy Hilfiger Tasche aus

Rindslederimitat. Der Namensaufdruck stört mich. Von Worten mit Hilfe bin ich traumatisiert.

Um eine Vorstellung zu haben davon, was in Efesus, Troja oder Milet in den Strassen vor 2000 Jahren abging, muss man Istanbul besuchen, den alten Bazaar vor allem. Allerdings war es vermutlich früher strenger reglementiert. Überall prangen riesige Plakate mit Erdogans Portrait, Erdogans Büste mit erhobener Grusshand, Erdogans väterlichem Segen, der Domitian oder Herodes von Istanbul, der sich Brücken und Moscheen bauen lässt. Das islamische Bilderverbot dient vor allem dazu den Platz für den Gott der Türken frei zu halten.

Die beiden Obelisken in Istanbul stammen von Pharao Tutmosis und von den Römern. Sie sind aufgestellt wo die Wendemarken der Pferderennbahn waren, dem Hippodrom. Das war die Zeit um Christi Geburt, wo in der Pax Romana das Sportgaffen den Theaterbesuch endgültig überflügelt hatte. Man muss beim sportlichen Wettkampf weniger denken, ein Wendepunkt im Stadtleben, in welchem Unterschichtler aufsteigen in den Mittelstand, sich als Republik und Demokratie gebärden und der Staat sich nur noch aufführt.

Ich trinke am Rande der ehemaligen Pferderennbahn, unter einer Rosskastanie, was sehr passend ist, einen frisch gepressten Granatapfelsaft. Gestern habe ich ein Kilo Shatut gekauft, schwarze Maulbeeren, die nach nichts geschmeckt haben. Auch so eine metaphysische Errungenschaft unserer Landwirtschaft: Dinge zu züchten die nach nichts schmecken. Streng logisch gesehen eine Unmöglichkeit. Etwas muss doch per se nach etwas schmecken, nicht nach nichts. Heute geht das.

Der Himmel ist bedeckt. Es riecht nach Regen. Es ist warm und feucht. Nach Sprache sortierte Herden von Touristen schlurpen ihrem Leittier mit Fahne hinterher, dahin, dorthin und horchen fleissig seinem Sermon, bis sie von Hunger heimgesucht in eine Kantine getrieben und da ordentlich abgespiesen werden.

Hagia Sophia. Nur zwei der vier Türme sind gleich, die anderen beiden entweder dünner oder zuoberst aus Backsteinen. Da wurde schon ein paar Mal geflickt. Um 12.30 Uhr gehe ich spontan auf eine Hafensrundfahrt. 90 Minuten am Oberdeck. Venezianische Atmosphäre. Souvenirfoto mit einem lebendigen Amazonenpapagei. Auch das geht heute.



Engel

Vom Eingang des Campigplatzes sind es nur wenige Meter bis zu meinem Wohnwagen. Nach der Barriere geht es über einen Kiesweg ein Stück weit in ein Wäldchen hinein und von da zweigt ein moosiges Weglein ab, an dessen Ende mein Zuhause steht, auf zwei Rädern und vier Stelzen an jeder Ecke. Und genau da, neben der Wurzel einer Linde sehe ich schon von Weitem, dass mitten im Weglein etwas steht. Zuerst meine ich es sei eine Pflanze, etwa einen halben Meter hoch, aber dann sehe ich, dass es eine Figur ist, eine Art Puppe, eine anthropomorphe Skulptur, die aus allerlei Abfall, um einen in den Boden gerammten, armdicken Knüppel herum, zusammengebastelt wurde. Zweifellos haben das Leute da hingestellt, vielleicht Kinder, vielleicht Besucher denen es langweilig war, weil sie mich nicht zuhause angetroffen haben. Der Kopf besteht aus einer halbierte Petflasche, die man über den Knüppel gestülpt hat. Zwei Löcher darin sind mit schwarzen Steinen verstopft. Das sind die Glotzaugen. Aus einem Aluminium-Einweggrill ist ein Helm geformt, unter welchem getrocknetes Gras herabhängt. Die Arme sind eine Haselrute, die mit einer verrotteten Schnur am aufrechten Knebel kreuzweise festgebunden ist. Als Kleid ist aus einem roten Doggybag, mit einer gelben Plas-

tik-Wäscheklammere eine Art Toga über den Schultern befestigt. Am Helm hat es ein Büschel Federn. Ein Halstuch aus Brombeerranken ist dreimal um den Stecken gewickelt. Aus dem Schlitz des Mundes in der Petflasche ragte ein rosarotes Hubbabubba Kaumgummipapier. Die Figur streckt die Zunge heraus. In einer Hand hält sie ein weisses Campingbesteck Plastikmesser in die Höhe. Ich bleibe stehen und betrachte die Figur eine Weile. Sie strahlt etwas Archaisches aus. Wirkt sehr lebendig. Einfach nur lustig und humorvoll spielerisch ist das nicht. Das will etwas bedeuten. Etwas Ernstes? Ach was! Ich lasse die Puppe stehen und mache kopfschüttelnd einen Bogen um sie herum. Und was sehe ich da?

An der Tränke, auf der Wäscheleine, zwischen den Bäumen, auf Ästen und dem Wohnwagenvordach sitzen ganz ruhig und mit grossen Augen alle Vögel des Waldes, als würden sie in einem Theater auf meinen Auftritt warten.

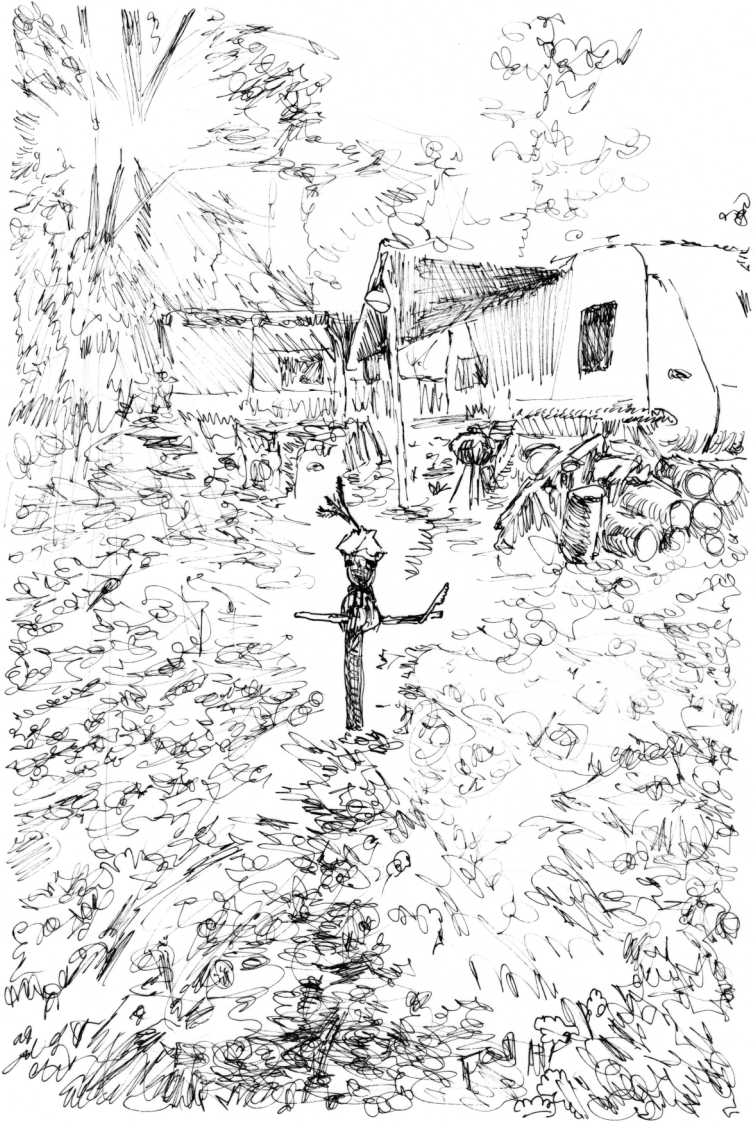
Alle: Willkommen Danielos

Danielos: Tag, Vögel. Was für ein Empfang!

Kauz: Hattest du keine Angst?

Danielos: (auf die Puppe im Weglein zeigend)Wart ihr das?

Kauz: Ja. Haben wir für dich gebaut. Hattest du



nicht ein mulmiges Gefühl in der Magengegend.

Danielos: Ein bisschen schon.

Kauz: Und ein etwas beklemmendes Gefühl in der Herzgegend?

Danielos: Weshalb fragst du?

Kauz: Weil es ein Tropeion ist.

Danielos: Ah, unser Kauz wieder, mit seinen griechischen Wortklaubereien.

Kauz: Genau. Wir hatten doch das letzte Mal von deinem Schwanz gesprochen.

Ich schaue mich um. Der apotropäische Phallus hängt noch am selben Ort.

Danielos: Was hat eure Fetischfigur, die ihr ins moosige Weglein gestellt habt, mit meinem phallischen Schutzobjekt zu tun?

Kauz: Das ist nicht einfach irgendeine Figur, sondern das ist eben ein Tropeion. Das ist die Urform deines apotropäischen Phallus. Du hörst doch, dass Tropeion im Wort Apotro-

päisch vorkommt. Nicht wahr?

Danielos: Ja, das ist unüberhörbar. Aber von einem Tropeion habe ich nie gehört. Das musst du mir erklären, Kauz. Darf ich aber bitte zuerst meinen Rucksack ablegen und im Wohnwagen eine Tasse Kaffee machen? Ich setze mich dann gleich wieder zu euch an den Tisch, um dies alles im Detail zu besprechen.

Kauz: Mach nur.

Ich schaue in die Runde des Vogelpublikums.

Danielos: Und all die anderen hundert Vögel hier in den Bäumen? Was ist mit denen, Kauz? Warten die auch darauf, dass du mir das Tropeion erklärst? Ist das denen nicht langweilig.

Spatz: Wir warten auf später. Es kommt noch was.

Neben dem Spatz sitzt ein kleines, junges Spätzlein, das aufgeregt auf der Wäscheleine hüpfet und vor Freude piepsend mit den Flügelchen flattert.

Danielos: Okay!

Als ich nach ein paar Minuten mit einer Tasse dampfenden Kaffees aus dem Wohnwagen komme, sitzen zwei Vögel neben dem Kauz auf dem Campingtisch.

Kauz: Das ist unser Dompfaff und die Mönchsgrasmücke. Sie sind bei uns für religiösen Fragen zuständig.

Nun macht der kleine Spatz vor Ungeduld und Vorfreude einen Riesenlärm und fällt beinahe von der Wäscheleine.

Kauz: Ihr müsst noch ein bisschen ruhig hocken, Spatzen! Zuerst müssen wir das mit dem Tropeion klären. (Zu Danielos gewendet) Ich hab mich rumgehört bei meinen Verwandten, den Steinkäuzen in Athen.

Danielos: Worum ging's?

Kauz: Na, wegen deinem Apotropäischen Phallus, den man braucht, um vor bösen Geistern geschützt zu sein. Ich habe den Steinkäuzen der Akropolis erzählt, dass du Ärger hattest mit Polizei und Gericht und du zu Unrecht verurteilt wurdest und deshalb diesen Penis aufgehängt hast, der dich vor diesen diabö-

lischen Idioten schützt.

Danielos: Ja, so ist es. Und weiter?

Kauz: Der Obersteinkauz von Athen hat mir gesagt: Der Phallus allein reicht nicht. Wenn ihr Danielos helfen wollt gegen das Böse, das seine Seele befangen hält, dann müsst ihr ein richtiges Tropeion bauen.

Danielos: Und die Figur da, das ist ein solches Tropeion?

Kauz: Genau. Das hab ich auch nicht gewusst. Das ist eine uralte Kriegssitte der Griechen. Das war schon vor Homer so. Wenn die Athener eine Schlacht gewonnen haben, haben die siegreichen Soldaten an dem Punkt auf dem Schlachtfeld, wo der Feind zurückwich, floh und besiegt war, eine solche Figur aufgestellte, ein Tropeion eben, was soviel heisst wie Zurückweichen, oder Abhauen.

Danielos: Sehr interessant, habe ich noch nie gehört.

Kauz: Ist wahr. Die Soldaten haben aus Hinterlassenschaften ihrer Feinde eine Figur gebaut, auch aus Leichenteilen und Stiefeln,

Helmen und zerrissenen Röcken der getöte-
ten Widersacher. Zur Abschreckung. Ver-
stehst du? Dass sie nicht wieder kommen.
Wenn ihr sowas aufbaut, ist Danielos in Si-
cherheit, hat der Oberchefkauz in den Rui-
nen gesagt. Und bis jetzt hat es gewirkt. Es
ist niemand gekommen. Deine bösen Poli-
zisten und bösen Staatsanwälte und bösen
Richter sind nie mehr aufgetaucht.

Danielos: Danke, liebe Vögel. Ich bin gerührt. Ich ha-
be zuerst gedacht es sei eine Vogelscheu-
che. Früher hat man bei uns sowas aufge-
stellt auf den Getreidefeldern, um Vögel zu
verscheuchen.

Ein Gekicher hebt im Vogelpublikum an.

Kauz: Das habt ihr gemacht?

Danielos: Ja klar. Die Bauern haben felsenfest ge-
glaubt, dass das wirkt.

Dompfaff: Die Schweizer sind eben ein gläubiges Volk.
Sie knien in Gruppen vor den Vollwaschau-
tomaten nieder und beten, dass der Graue
Teufel aus ihrer Wäsche fährt.

Ruhe

Danielos: Wow! Das muss ich jetzt zuerst verdauen. Das erinnert mich an den Ausspruch von Goethe der sagte, dass man an tiefe Schichten des menschlichen Bewusstseins mit Alltagssprache nicht hinkommt, dass das nur Poesie schafft.

Dompfaff: Wir Vögel sind eben auch ein gläubiges Volk.

Danielos: Ach ja? Woran glaubt ihr denn?

Die Mönchsgrasmücke beginnt zu singen und dazu den Kopf hin und her zu schaukeln.

Dompfaff: Wir vertrauen auf unseren Instinkt.

Danielos: Ja aber das ist doch kein Glaube.

Dompfaff: Ist es doch! Man muss dem Instinkt vertrauen, dass er das Richtige mit uns macht. Das, was für uns gut ist.

Danielos: Ja, schon, aber man kann doch auch instinktiv das Falsche machen, oder irgendeinen Blödsinn.

Dompfaff: Aber dann ist es kein Instinkt, wenn er nicht gesund ist.

Danielos: Und woher kommt denn bei euch der Instinkt?

Der Gimpel schaut zum Kauz.

Kauz: Irgendwie aus der Gegend zwischen Bauch und Herz. Und wenn da eine Magenverstimmung oder eine Herzverstimmung ist, kommt eben beim Instinkt etwas Ungesundes heraus.

Danielos: Und warum erzählt ihr mir das?

Kauz: Wir nicht. Du hast damit angefangen, was die Menschen von Tieren lernen können.

Danielos: Das war aber ganz am Anfang des Buches soweit zurück lest ihr alles?

Kauz: Wir nicht. Er.

Alle Vögel zeigen auf den Buchfink.

Buchfink: Ja, manchmal war es also schon hart bei der Lektüre, aber jetzt ist es zum Glück bald vorbei.

Dompfaff: Die Religion der Tiere ist der Instinkt. Er sorgt dafür, dass zum Beispiel unsere Lieder immer erkennbar sind. Es pfeift ja nicht jeder Vogel das, was ihm gerade in den Sinn kommt. Also die Mönchgrasmücke da, die erkennst du an ihrem Lied. Wenn das nicht so bleibt und plötzlich der Kauz wie ein Spatz aber die Nachtigall wie eine Krähe tönen, so funktioniert Natur nicht. Das könnt ihr von uns lernen.

Danielos: So so. Aha!

Jetzt dreht der kleine Spatz fast durch. Seine Mutter, die ihn mit Mühe unter Kontrolle hält, ruft: "Jetzt müssen wir es ihm aber zeigen!"

Kauz: Geduld. Nicht überstürzen. Wir überfordern sonst Danielos. Der muss sich auch zuerst daran gewöhnen, dass wir ihm helfen möchten gegen das Böse.

Danielos: Du machst dich lustig über mich?

Kauz: Nein. Du hast den Phallus da aufgehängt. Wir haben es nur noch etwas verstärkt mit dem Tropeion.

Danielos: Das ist lieb von euch. Vielen Dank.

Dompfaff: Für uns ist Liebe purer Instinkt.

Der kleine Spatz beginnt zu teubeln und dann zu weinen.

Danielos: Was ist den los mit dem Kleinen? Der ist ja völlig aufgelöst. Habt doch ein bisschen Erbarmen mit dem Vogelkind.

Kauz: Ja, also, komm runter zu mir, Spätzchen!

Das Vögelchen kann kaum fliegen. Es plumpst neben dem Kauz auf den Tisch und rappelt sich auf. Dann reibt das Spätzchen die Flügelchen, prustet vor Freude, hüpfelt von einem Beinchen aufs andere. Er ist ganz aufgeregt.

Kauz: Er kann nicht richtig reden. Vor allem nicht wenn er nervös ist. Der arme, kleine Spatz. Er ist aus dem Nest gefallen als er ganz klein war, wegen einem Sturm. Und seither ist er etwas

Die Vögel schauen sich an, und suchen nach einem Wort.

- Kauz: Etwas speziell ist er.
- Gimpel: Sein Instinkt ist etwas verschoben.
- Kauz: Er denkt sich Sachen aus, wo sonst keiner drauf kommt.
- Danielos: Was denn zu Beispiel?
- Dompfaff: Es war seine Iee.
- Danielos: Was denn?

Jetzt rastet das Vögelchen fast aus, flattert auf, und ruft mit allen Vogelstimmen wild durcheinander.

- Kauz: (Zum Spätzchen herunter gebeugt). Also gut. Dann zeig es ihm!

Das Spätzchen hebt etwas wackelig ab, fliegt in einem Zickzackkurs dicht über dem Unterholz ein Stück weit hinter den Mehlbeerbaum. Alle Vögel folgen ihm. Auch ich stehe auf und folge dem Spätzchen, das sich einem Lindenstamm nähert. Auf etwa zwei Meter Höhe hängt doch da tatsächlich ein Vogelhaus, das vorher nicht da war. Stolz landet das Spätzchen auf dem Dach und dreht fast durch vor Freude.

- Kauz: Das war seine Idee. Es ist ein Geschenk für dich.
- Buchfink: Von den gefiederten Freunden aus dem Wald deines Mutterkuchens.
- Danielos: Ihr wollt mir ein Vogelhaus schenken?
- Kauz: Es ist kein Vogelhaus.
- Danielos: Aber es sieht so aus. Mit dem Einflugloch und dem Dach... Also ich kann das nicht annehmen, damit nehme ich euch Wohnraum weg.
- Kauz: Ach was. Wir brauchen keine Vogelhäuser. Dieses hier hängt schon seit Jahren an einem völlig idiotischen Ort, wo niemals ein Vogel sein Nest bauen würde. Also haben wir das Häuschen geklaut und es hierher gebracht.
- Danielos: Und was soll ich damit anfangen.
- Dompfaff: Es ist eine Kapelle. Du hast doch so gerne Kapellen und Kerzen. Hinten hat es noch ein kleines Ästchen aus Lindenholz mit einer Miniatur des Herrgotts von Agums.
- Kauz: Er schwitzt aber nur bei Regenwetter.

- Dompfaff: Jetzt hast du deine eigenen kleine Kapelle. Du kannst oben aufmachen und eine Kerze reinstellen, dann ist es ein bisschen wie eine Laterne.
- Danielos: Ich bin gerührt. Und wie heisst denn das kleine Spätzchen.
- Gimpel: Nikolaus.
- Kauz: Das ist griechisch und heisst. Sieg des Volkes.
- Danielos: Ein schöner Name. Dann ist das also jetzt die Kapelle des Nikolaus.

Der kleine Spatz nickt heftig mit dem Kopf und zeigt auf eine Zeichnung, die mit einem schwarzen Filzstift auf dem Dachdreieck über dem Einflugloch auf das Holz gemalt ist. Sie sieht so aus.



Danielos: Was ist das für eine Zeichnung?

Der Wald schweigt.

Danielos: Sehe ich richtig? Ist es ein Phallus mit Flügeln?

Kauz: Fascinum nennt man das. Ein Schutzemblem gegen den bösen Blick.

Danielos: So, so.

Der kleine Spatz nickt und schüttelt den Kopf zugleich. Dann öffnet er das Schnäbelchen und plötzlich kommt ein Wort hervor: "Scherzengel" sagt der kleine Spatz. Ganz klar und eindeutig: "Scherzengel, Scherzengel!" wiederholt er und alle lachen: "Scherzengel!!"

Später erzählt mir die Mutter des Spätzchens, dass es manchmal gut reden kann, wenn es nicht aufgeregt ist. Eines Tages habe das Spatzenkind seinen Vater gefragt: "Papi, warum wollen die Menschen Vögel sein?" "Wie meinst du?", habe der Spatzenvater zurück gefragt. "Na, weil sie überall in ihren Kapellen diese Bilder haben von Menschen mit Flügeln. Dabei haben die ja gar keine Flügel." "Das sind Engel", sagte der Spatzenvater, "oder Erzengel."

Seither habe ich im Wald neben dem Wohnwagen eine Kapelle vom Scherzengel Nikolaus. Und ehrlich gesagt fühlt sich das instinktiv recht gut an.



Wer jetzt lacht, hat gesündigt!

Inhalt

Natur	7
Reise nach Patmos	8
Historie	18
24. Mai	24
Studers Apokalypse - Teil 3	34
Wolken und Steine	73
Georgs Tagesablauf	79
Tagebuch von der Insel Patmos	80
Studers Apokalypse - Teil 4	94
Die Akte Johannes - Teil 1	104
Nach Samos	118
Pythagorio	124
Die Akte Johannes - Teil 2	144
Mutterkuchen	156
Maieutik	162
Die Akte Johannes - Teil 3	168
Metastasis	170
Nach Kusadasi	176
Vorhänge	178
Die Akte Johannes - Teil 4	186

Der panische Kouros	194
Die Akte Johannes - Teil 5	198
Die Heilige Vorhaut	208
Efesus	216
Die Akte Johannes - Teil 6	222
Maulbeere - 1. Akt	238
Maulbeere - 2. Akt	262
Artemision	290
Die Akte Johannes - Teil 7	294
Klaros	304
Milet	311
Troja	322
Tagebuch 6. Juni	324
Trojas Ruinen 1	326
Talente	330
Trojas Ruinen 2	340
Dialog in Troja	346
Trojas Ruinen 3	364
Heiliges Holz	366
Nach Istanbul	374
Istanbul	380
Engel	384

Literaturhinweise

Georg Paulmichl:

Veröffentlichung im Tappeiner Verlag, Lana:
Auf den Punkt genau... [2006]; ISBN 978-88-7073-382-2

Veröffentlichungen im Haymon Verlag, Innsbruck:
Bis die Ohren und Augen aufgehen. [2014]; ISBN 978-3-7099-7149-9.
Der Georg: Texte und Bilder. [2008]; ISBN 978-3-85218-566-8.
Der Mensch. [2003]. Vom Augenmass überwältigt. Briefe, Glossen und Bilder. 2001; ISBN 3-85218-351-0.
Ins Leben gestemmt. Neue Texte und Bilder. 1994; ISBN 3-85218-174-7.
Verkürzte Landschaft. Texte und Bilder. 1990; ISBN 3-85218-070-8

Akte Johannes:

Edgar Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, 2. Band, J.C.B. Mohr, Tübingen, 1964, Seiten 125-176.

Theodor Zahn, Acta Joannis, unter Benutzung von C.v. Tischendorfs Nachlass, Verlag Andreas Deichert, Erlangen, 1880.

Bücher über Entomophagie

von Daniel Ambühl:

Beezza - Das Bienenkochbuch

Skyfood - Essbare Insekten - Vom Wildfang zur Landwirtschaft.

Von Daniel Ambühl und Augustin Konda ku Mbuta:

Mbinzo - Domestizierung und Esskultur afrikanischer Speiseinsekten (auch in Französisch erschienen)

Cheniculture et Reforestation - nur in Französisch erschienen.

Online zu bestellen bei www.skyfood.ch

Bücher von Daniel Ambühl

im Skyfood Verlag:

Blaue Früchte - Erzählungen

Warme Füsse - Erzählungen

Covidokratie, Liebe und ziviler Widerstand

The Great Regret - Das Grosse Bedauern

Schiffswürmer

Venedig versenken

Wege des Esels

Das letzte Bild - Bd. 1 - Insel der Apokalypse

Das letzte Bild - Bd. 2 - Schiefes Meer

Das letzte Bild - Bd. 3 - Verbeulte Pilger - Teil1

Das letzte Bild - Bd. 3 - Verbeulte Pilger - Teil2

Bestellungen online: www.skyfood.ch

Alle Illustrationen sind Handzeichnungen des
Autors. Urheberrechte bei Pro Litteris.

